cat. fol 380 Nr 165 – 67.
[illegible]
[illegible]

Aib. 1. a   00

H.V. 684
-1-

Bemerkungen eines Reisenden

durch

Deutschland, Frankreich, England und Holland

in

Briefen

an seine Freunde.

Life is a Jest and all Things shew it,
I thought so once, but now I know it.

GAY.

[Verf: Joh. Frd. Carl Grimm]

MAXIM. MUSEUM HIST. VEREIN AUGSBURG

Erster Theil.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1775.

Historischer Verein
für
Schwaben

Stadtbibliothek
Augsburg

Mein Herr!

Es hat mir einer meiner Freunde, den ich, ob er gleich auf keinen Rang und Titel Anspruch hat, um anderer Ursachen willen liebe und schätze, eine Sammlung von Briefen mit dem Zusatze überschickt, darzu, wenn ich es für gut fände, einen Verleger zu suchen. Weil ich nun in seinem Anmuthen nichts Bedenkliches sehe, und ihm gerne willfahren möchte; so gebe ich mir die Ehre Ihnen beygehend den Inhalt seiner Handschrift und eine Probe mit der Anfrage zuzusenden: ob Sie sich etwa entschließen könnten, den Verlag dieses Werks, das vielleicht Manchem nutzen kann, zu übernehmen. Die nähern Bedingungen unter welchen es der Verfasser überlassen will, können Sie bey dem Herrn T——s in B——ch erfahren, wie ich denn auch an ihn den Einschluß zurück zu senden bitte, beharrend ꝛc. ꝛc.

B——n,
den 15ten November,
1774.

Simon.

Ohne weitere Belehrungen empfieng ich die Proben dieser Briefe, deren Verfasser, wenn ich einer Sage trauen darf, die in ihnen bezeichneten Reisen vorzüglich um seiner Gesundheit willen that, aber nun nicht mehr lebt. Ich gab sie einem meiner Bekannten, den ich zuweilen in ähnlichen Fällen anhöre, zum Durchsehen, und bat mir zugleich seine Meynung aus. Da er mir keine sonderlichen Zweifel dargegen machte, wenn ich das Werk drucken ließ, so habe ich das Manuscript an mich gebracht, und seinen Verlag mit derjenigen Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges unternommen, mit der wir sehr oft dieses Handelsgeschäffte wagen müssen.

Altenburg,
auf Ostern,
1775.

R.

Guter Simon!

Die wiederholten Anzeigen die wir von Ihnen erhalten, daß sich Ihre Geschäffte ins Weite ziehen und ihre Rückreise verzögern, schlagen mich empfindlich nieder. Es hat mir gleich geahndet, als ich zuerst erfuhr, daß Sie abwesend wären, und ich fürchte, ich werde Sie gar nicht wieder sehen. Herbst und Frühjahr sind für alle lebendige Geschöpfe eine harte und mißliche Zeit, und zumal für die, bey welchen Leib und Seele nur schwach und locker zusammen hängen. Doch auch mich soll immer von neuem die Hoffnung beleben. Sie ist ja der Stab an dem der König sowohl, wie der Bettler wandern müssen.

Ich habe die Briefe Ihrem gütigen Auftrag Folge zu leisten, zusammen gesammlet, und überschicke Ihnen lieber Simon, das ganze Pack. Nun können Sie sich bey müßigen Augenblicken umständlich von alle dem, was ich seit unserer Trennung gehört und gesehen habe, wenn Sie wollen, unterrichten. Verlassen Sie sich darauf, daß ich die Wahrheit, die

oft ungefällige Wahrheit ängstlich zu suchen, und rein und ohne Vorurtheil nieder zu schreiben bemüht gewesen bin, und um deswillen oft Etwas mit mehrerer Härte als mein Herz mir befahl, hingesetzt habe. Wo ich geirrt, da hat mich mein Gedächtniß getäuscht, oder ich habe ihm, weil es mir sonst treuer war, zu viel zugetrauet. Wer reißt, um anzumerken, muß sich ja auf seinen Bleystift mehr, als auf seinen Kopf verlassen, und seine durch gute Sinne erhaltene Begriffe nicht ins Gehirne, sondern aufs Papier mahlen, und sie da mit gröberer Materie, als der Nervensaft ist, abdrucken lassen.

Verzeihen Sie mir, bester Simon, die muthwilligen Scherze, die mir zuweilen entwischt sind. Insgemein haben die nicht bessern Gegenstände mich zu solchen Herauslassungen verleitet. Ich wollte sie erst alle vertilgen; allein ich habe sie, um nicht den Faden der Erzählung zu zerreißen, und nicht etwa deswegen stehen lassen, weil man sich an seine guten Bekannten und Freunde, eher einen freyen Ausdruck erlauben kann.

Hören Sie, es ist mir noch Etwas beygefallen. Wie wäre es, wenn Sie für

diese Briefe einen Verleger suchten, und ihm sie abdrucken zu lassen, vorschlügen. Sie enthalten doch mit unter Nachrichten von dem neuesten Zustande der Länder und Völker, die ich erst vor wenig Monathen gesehen. Leute, welche sie selbst besucht haben, können sich, wenn sie solche durchlaufen wollen, des Vergangenen erinnern, und das Gegenwärtige lebhaft vorstellen. Vielleicht dienen sie Andern die noch dahin reißen, zur Anleitung und zur Vergleichung; oder sie lernen auch durch meine Fehler sich vor ähnlichen bewahren; und die endlich, welche mit G——rn in einerley Lage sind, sehen daraus überhaupt, wie es neuerlich in Paris und London zugeht, und überführen sich aus Beyspielen von der großen und alten Wahrheit, daß sich die Menschen im Wesentlichen von allen Seiten auch da gleichen, wo ihr Aeußeres ganz verschieden ist. Durch Umschweife und ohne Noth sucht man das Sonderbare in Utahiti und Nova Zembla, welches sich alle Tage vor unsern Augen, oder höchstens schon bey unsern Nachbarn zuträgt.

Doch ich will keine Gründe Sie zur Annahme meines Vorschlages zu bewe-

gen suchen. Wenn es welche giebt, so werden Sie und der Verleger sie wohl finden. Machen Sie also was Sie wollen, und was Sie gut zu seyn glauben. Ich habe ja allezeit viel auf Ihr Urtheil gehalten. Was ich Sie bitte ist, eilen Sie, daß Sie wieder zu uns kommen, vielleicht werde ich durch Ihren Anblick gesund und stark. Ich bin 2c.

K——g,
den 12ten October,
1774.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Theil.

Erster Brief.

Abreise von Großensee. Sollinger Wald, Gegenden, Erdreich, Hersfeld.

Zweyter Brief.

Das Fuldathal über Hersfeld, Einwohner, besondere Backöfen, Gebürge gegen Alsfeld, Eisenhammer zu Schorn oder Schellhausen, Stärke der Arbeiter, Vogelsberg, fürchterliche Wege, Grimberg.

Dritter Brief.

Hungen, schlechte Gasthöfe, rauhe Sitten, Mildere Gegend, Ackerbau, Burg und Stadt Friedberg.

Vierter Brief.

Obernkarbe und Filbel, Erdreich, Feldbau, Straßen, Gegenden, feine Dorfschaften, Unschädliches Tragen auf dem Kopfe.

Fünfter Brief.

Frankfurt am Mayn, beste Gebäude, Senkenbergs Institut, Rathsbibliothek, Maynbrücke, Judengasse, Einwohner, Industrie, Policey.

Sechster Brief.

Reisewägen nach Maynz, Maynthal über Höchst und Heidersheim, Wege, Feldbau und Dorfschaften, Mittel sich zu verewigen.

Siebender Brief.

Maynz, wichtigste Gebäude, Dom, kluger Domwärter, Plage vom Zahnarzt und den Pariser Herren aus M———r. Handlungszweige, Einwohner, Schönheiten, Hoheschule.

Achter Brief.

Rheinthal nach Nierstein, Wein- und Feldbau, Dorfschaften, Gewächse, Erdarten an Thon und Mergel, Oppenheim, Beschreibung der Gegenden, Worms, Liebfrauenmilch, Klagen der Weinhändler, fatale Gesellschaft, gute Straßen, Frankenthal, Oggerheim.

Neunter Brief.

Manheim, Aeußeres der Stadt, wichtigste Gebäude, Hofkirche, Residenz, Opernhaus, Naturalienkabinet, Bibliothek.

Zehnter Brief.

Bildersaal, von den Wachsfarben, Antiken, Modelle und Inschriften, Rewarte, Anatomie, Kräutergarten; über die Pfalz und ihre Einwohner.

Eilfter Brief.

Schwetzingen, Waldhornist, Gegenden, Nüßenhügel, Ackerbau, Waghäusel, Wallfahrten,

Sträucher

Sträucher und Wälder, Dorfschaften dißseits des Rheins, Mergel-Land.

Zwölfter Brief.

Bruchsal, Residenz, Schloßkapelle, Garten, Wasserleitung, Salzwerk, Christmesse, von dem Bischoffe, Erdreich und Gegend, Weinbau, Einwohner, Gewerbe.

Dreyzehnter Brief.

Thal gegen Durlach, Gretzingen, ein Betrüger als ein ehrlicher Mann, Karlsruh, Anmerkungen über die Gegend, Thon- und Mergelland, Rastadter Heide, Rastadt, merkwürdige Dintenflecke.

Vierzehnter Brief.

Gegend und Reisse nach Kehl, Schleichhandel und Betrügereyen, Rheinbrücke, Schildwachen in Nachtmützen und Schlafröcken, Raubsucht der Zollbedienten, Straßburg, äußeres Ansehen, Fabriken, Handlung und Gewerbe, artige Einwohner, Lebensart, Gränze zwischen den Deutschen und Franzosen, Einrichtungen, Hoheschule.

Funfzehnter Brief.

Anatomie, List über List, Bürgerhospital, Narrenhauß, Findelhäuser.

Sechzehnter Brief.

Kräutergarten, Beschreibung des Münsters, Unruhe wegen des Neujahrwünschens, Minnesinger, ihre Uebungen, Aufzug dabey, ihre

Einladungsschriften, ihr Vorzug vor unsern gewöhnlichen Reimern.

Siebenzehnter Brief.

Cidatelle, Palast des Kardinals, Zimmer, Möbeln, Bücher, Antiken.

Achtzehnter Brief.

Rathsbibliothek, Schöpflins Alterthümer, Französisches Hospital, Stückgieserey, Arten nach Paris zu reißen, Plage mit den Kutschern.

Neunzehnter Brief.

Gegend nach Saverne, Paß über das Vogesische Gebirge, künstliche Straße, Pfalzburg, Landesart, Eintritt der französischen Sitten und Sprache, schlechte Gasthöfe und schlechtere Apotheken, Saarburg, Dürftigkeit der Einwohner, Ackerbau, noch ein Keim eines nicht ganz verdorbenen Herzens.

Zwanzigster Brief.

Thal unter Blamont, Bauart, Gegenden, Luneville, Palast, Schloßkirche; eines Zwergs Grabschrift, große Einsichten der Gensd'armes, Gegend, Ackerbau und Wege unter Luneville, Schwärme von Bettlern.

Ein und zwanzigster Brief.

Nancy, Alt- und Neustadt, Place royale, Statue, Maison de ville, Mausoleum, Hainault Bild anstatt des Zwergsgerippe, Pracht in Nancy, Sitten, Komödienhauß, Einwohner

ner von Lothringen, Gegend um Nancy, künstliche Straßen, Stanislaus Ruhm, Toul, Voye.

Zwey und zwanzigster Brief.

Ortschaften von Voye bis Bar le Duc und St. Dizier, Gegenden, Straßen, Erdreich, Acker- und Weinbau, neue Plage mit den Zollbedienten, Dreustigkeit des Kutschers, Vergleich zwischen dem Lothringer und Barer Wein.

Drey und zwanzigster Brief.

Oestliche Gegenden von Champagne, Feld- und Weinbau, Ortschaften bis Vitril le Francois, Gewächse, Kreidenbrüche, Chalons, Hergebrachtes in den Gasthöfen, Thal um die Marne, Epernais, Weinbau, schwere Auflagen, Armuth der Einwohner, beste Striche für den Champagner Wein, Kreidenbrüche, Boden, Theurung des Weins, Dormond, Art die Trauben zu bewahren.

Vier und zwanzigster Brief.

Gegend um Dormond, Wälder, Gewächse, Dorfschaften und Boden bis Chateau Thiery, Schlimmere Landschaft längst der Marne hin, Provinz Brie, Meaux.

Fünf und zwanzigster Brief.

Französische Landwirthshäuser, Ville Parisis, Auflauf über einen Haasen, Dorfschaften bis Paris, Ackerbau, Straßen, scharfes Nachsuchen der Zollbedienten.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris, Aeußeres der Stadt, schlechte Straßen, Gefahr für die Fußgänger, leichte Art Quartier und Tisch zu finden, Savoyards, Fiacres, Pracht dieses Fuhrwerks, Brouette.

Sieben und zwanzigster Brief.

Inneres der Pariser Häuser, Hotel Dieu, Findlingshauß, Petites Maisons, und des Incurables.

Acht und zwanzigster Brief.

La Charité, l'Hopital des Convalescens, Gobelinen, Scharlachmanufactur und Färberey, Spiegelmanufactur, Bastille, der Arsenalgarten, la Place royale.

Neun und zwanzigster Brief.

Palast, Garten und Bildergallerien von Luxembourg, Louvre, Modelle von Bildsäulen, Gallerie der Mahlerakademie, königliche Zeichenschule im Louvre, Vorzüge der Franzosen.

Dreyßigster Brief.

Wachsarbeiten der Mademoiselle Biron und des Monsieur Pincon, Kabinet des Herrn Fraguenard, Gallerie des Louvre, das Palais Bourbon, innere Pracht desselben, der königliche Kräutergarten, Schweizer und Thürsteher, la petite Poste, gelinde Witterung.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

Reiße nach Versailles, öffentliche Kutschen, Gegenden zwischen Paris und Versailles, Seve, Abbés, Schloß zu Versailles, Orangeriehauß, le Grand Bourbon, Bildsäule von Ludwig dem Großen, königliche Marställe, Kapelle, Zimmer und Säle im Schlosse für den König und Dauphin, öffentlicher Zutritt, königliche Garde, hundert Schweizer, Procession vom heiligen Geists-Orden, Rückreise nach Paris, königliche Bibliothek, Cabinet des Estampes.

Zwey und dreyßigster Brief.

Das Invalidenhauß, Bicetre, der Colisee, Champs Elisés, la Place de Louis Quinze.

Zweyter Theil.

Drey und dreyßigster Brief.

Thuilleries, Palais de Thuilleries, das Französische Komödienhauß, das Palais royal, Bilder-Gallerie des Herzogs von Orleans, Naturalienkabinet und Gemmen, Garten, Ecole militaire, Cabinet du roy, Art der Erziehung, Unwissenheit des französischen Pöbels, Verachtung der Ausländer, la Place de Louis le grand.

Vier und dreyßigster Brief.

Die Salpetriere, la Pitié, les Enfans de Jesus, Abtey St. Germain des Prés, Auszierungen

zierungen ihrer Kirchen, Bigotterie der Pariser, Bibliothek der Abtey, Antiquitäten und Naturaliensammlung, Münzkabinet und Alterthümer des Königes.

Fünf und dreyßigster Brief.

Vieharzteney-Schule zu Charenton, Jumart, Menagerie, Kräutergarten, —— Observatorium, Carthause, Pariser Küche, Seine Wasser, Speisen, Einrichtung bey Tische.

Sechs und dreyßigster Brief.

Foire St. Germain, Amsterdamer Menagerie, Vauxhall, herrliche Policey, harte Lebensstrafen, Zustand der Chirurgie und Medicin, Maison de ville, Masquerade in Fauxbourg St. Antoine.

Sieben und dreyßigster Brief.

Italienisches Komödienhauß, le Palais, Proceßordnung, Pedantische Kleidungen der Amtspersonen, Ausschweifungen, ein Bordel, Spielsucht.

Acht und dreyßigster Brief.

Bibliothek, Alterthümer und Naturalien zu St. Genevieve, Bibliotheque Mazarine, Reise nach St. Denis, Abtey, Monumente.

Neun und dreyßigster Brief.

La Porte St. Denis, Opernhauß, üble Einrichtungen darinnen, Eitelkeit der Franzosen, Pracht der Schauspiele, Musik, Schauspieler, Tänzer, Hauß der Guimard.

Vier-

Vierzigster Brief.

Reiße nach Marly, Maschine und Arkaden daselbst, Lucienne, Garten zu Marly, Lebensart des Königs Ludwig des Funfzehnten.

Ein und vierzigster Brief.

Madame du Barry, Anecdoten von Ihr, Zimmer zu Marly, Reiße nach Versailles, des Königs Opernhauß, Park und Garten, Verfall dieser herrlichen Kunstwerke.

Zwey und vierzigster Brief.

Menagerie, offene Tafel des Königs, das königliche Hauß, Einwohner von Paris, Trianon, neue Gärten.

Drey und vierzigster Brief.

Beste Brücken in Paris, Münzwesen, Arten nach Calais zu reisen.

Vier und vierzigster Brief.

Reise auf Escouen, Lusarche, Chantilly, Gegenden, Erdreich, Feld- und Weinbau, Creil, Dorfschaften, Hügel und Wege bis St. Jux.

Fünf und vierzigster Brief.

Reise nach Breteuil, Ortschaften, Gegenden, Erdreich, Gewächse, dann auf Flers, Ackerbau, Bigotterie der Einwohner, Fastenspeisen, Franzosen nicht nüchterner als die Deutschen, Amiens, ansehnlichste Gebäude, Gewerbe, Trachten, Betrügerey der Wirthe.

Sechs und vierzigster Brief.

Thal an der Somme, Torffelder, Flichecourt, Feldbau, Straßen, elende Dörfer, Gewächse, Einwohner, Heiligen Bilder, Armuth des Volks, Erdreich, Abbeville, Pulvermagazin.

Sieben und vierzigster Brief.

Straße nach Bernais, Gegenden, Erdreich, Gewächse, Feldbau, Pflüge, Montreuil, Niederlage des Ackerbaues, Druck und Armuth des Volks, Samer, St. Leonhard.

Acht und vierzigster Brief.

Boulogne, Gegenden, Erdreich, Einwohner, Gewerbe, Marquise, Straßen, elende Gasthöfe, Calais, Hafen und Stadt, Einwohner, Plage mit unnöthigen und raubgierigen Bedienten, Küste, Gewächse, Erdarten zwischen Pfalzburg und Calais.

Neun und vierzigster Brief.

Betrügereyen der Lastträger, Commis u. s. w. Abfarth nach Dover, medicinischer Capitain, Höfliche Wirthe in England, Beschreibung der Gegenden, Zollbediente, eine andere Nation, Arten nach der Hauptstadt zu reisen.

Funfzigster Brief.

Gegenden nach Canterbury zu, Hopfenbau, Gewächse, Straßen, Erdreich, Rochester, herrliche Aussichten, geputzte Kutscher, Ankunft in London.

Ein und funfzigster Brief.

Reise nach Twickenham, Richmond-Hill, Hamptoncourt.

Zwey und funfzigster Brief.

Reise nach Windsor, Schloß zu Windsor, Leute die die Bildersäle zeigen, Vorsichten, Rückreiße, Hounslowhith.

Drey und funfzigster Brief.

Pope's Garten, königliche Gärten zu Kew, Bauart in London, Einrichtung im Innern der Häußer, Straßen, Courts.

Vier und funfzigster Brief.

Squares, Statuen, Brücken, St. George's Hospital, Anmerkungen über die Hospitäler, Temple-Bar.

Fünf und funfzigster Brief.

Kewhouse, Oratorium, Royal Mewse, Staatswache, Whitehall, Privy-Garden, Westminster-Hall, Unterhauß.

Sechs und funfzigster Brief.

Das Brittische Museum, Hamiltons Alterthümer, Findlingshauß, York's-Building, Bridewell.

Sieben und funfzigster Brief.

St. Paul's Kirche, Tower, Ehrlichkeit wo man sie nicht sucht, gute Lehren zur Sparsamkeit, Themsefarth.

Acht und funfzigster Brief.

Bartholomew's Hospital, der König auf dem Throne im Oberhause, St. James Palast und Park, Green-Park, Elephanten der Königinn.

Neun und funfzigster Brief.

Guy's Hospital, Chelsea-Hospital, Garten zu Chelsea, Bedlam, Schwierigkeit die Gränze zwischen Vernunft und Unvernunft zu finden.

Sechzigster Brief.

Miethkutschen, Senften, Penny-Post, die Börse, die Bank, Guildhall, Schmauß in Bridewell, Englische Sitten.

Ein und sechzigster Brief.

Westminster Abtey, wichtige Monumente, Poets-Corner, Grabschriften geehrter Schauspieler, Archiv zur Englischen Litteratur.

Zwey und sechzigster Brief.

St. Thomas Hospital, vortreffliche Art die Heilkunst zu lernen, elender Zustand der Medicin, Monument, Oehlmühlen zu Twickenham, Art die Felder auszutrocknen, Maschine den Staub zu tilgen, Bank's Museum und Historie der Südländer.

Dritter Theil.

Drey und sechzigster Brief.

Stage-Coaches, Woolich, Schiffswerft, Fregatte Surprize, Arsenal, Greenwich, Hospital, Park, Observatorium, Gartenbau.

Vier und sechzigster Brief.

Peinlicher Proceß in der Old-Baily, einförmige Lebensstrafen, üble Folgen der Freyheit, Arten Straßenräuber, Mansionhouse, königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Fünf und sechzigster Brief.

Reise nach Bath durch Berkshire, Wiltshire über Reading, Newbury, Marlborough und Chippenham, Straßen, Gegenden, Erdreich, Ackerbau, Holzung, Gewächse, elende Dörfer, seltsame Art zu betteln.

Sechs und sechzigster Brief.

Bath, äußere Gestalt, Nahrungsstand, Bäder, Gebräuche, Versuche mit den Wassern.

Sieben und sechzigster Brief.

Reise nach Bristol, Erdreich, Gewächse, St. Vincenz Rock, Hotwell, Versuche mit derselben, Gebrauch, Bristol, Rückreise.

Acht und sechzigster Brief.

Bathstone, Gewächse, Assembly-Rooms, Lustbarkeiten und Bälle, Ceremonienmeister, Methodisten, Alterthümer, Reise von Bath durch Gloucestershire, Straßen, Gegenden, Feldbau, Gewächse, Einwohner, Petty-France.

Neun und sechzigster Brief.

Gegend nach Cicester, Gewächse, Feldbau, Erdreich, Viehzucht, Meilensteine, Burford, Gegenden in Oxfordshire, Gewächse.

Siebenzigster Brief.

Oxford, Aeußeres der Stadt, Colleges, Dillenius und Sherard's Kräuterbücher, Garten der Akademie, Naturalienkabinet, Radclife's Hospital, Observatorium, Trinity's-College, Einwohner, Sitten, Gegenden um die Stadt.

Ein und siebenzigster Brief.

Reise von Oxford nach Twickenham, Abingdon, Erdreich, Ackerbau, Viehzucht, Wege nach Nettelbad, Gewächse, Ackerbau, Henly, Heiden, Hounslow.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ausschweifungen, liederliche Weibspersonen und gefährliche Häuser, des Seehelden Kälte bey der schönen Charlotte, Münzsorten, Kensington Palast und Garten, Hyde-Park.

Drey

Drey und siebenzigster Brief.

Anmuth des Landlebens, Breslaw ein Zauberer wie die in Egypten, königliche Maler-akademie, des Königs Gärten zu Kew und Richmond, Kirchen, Stephen Wallbrook, Quaker Meetinghouse.

Vier und siebenzigster Brief.

Londner Kaffeehäuser, elende Speisehäuser, Sitten bey Tische, Getränke, einige vortreffliche Arten Fleisch, Ueberfluß an eßbaren Waaren, Akademie der Künstler, Cox's Museum, Neugierde der Engländer, der gemeine Mann.

Fünf und siebenzigster Brief.

Fehler der Engländer, Vorzug des schönen Geschlechtes, Lock-Hospital, Kindbetterin-Hospital in Brownslow-Street, Inoculier-Hospital, Opernhauß, Millico, übrige Sänger und Tänzer.

Sechs und siebenzigster Brief.

Bäder des Herrn Dominicetti, ihre allgemeine Anwendung, Garrick, Verlauf der Schauspiele, Theater in Drurylane, Spaziergang auf Twickenham-Common.

Sieben und siebenzigster Brief.

Unruhe von London, Ranelaugh, Newgate nicht besser als Bicetre, Vorbereitung zur Abreise.

Acht und siebenzigster Brief.

Eine respectable Gesellschaft, Reise durch Essex über Ingatstone, Chelmsford, Colchester, auf Harwich, Gegenden, Erdreich, Waldungen, Gewächse, Feldbau, Straße, Dorfschaften, Harwich, Gefahren betrogen zu werden, Lage der Stadt, Küste, Gewächse.

Neun und siebenzigster Brief.

Vorbereitungen zur Ueberfahrt, Seekrankheit, Kleinigkeiten nützlich zu wissen, Helvoetsluys, Unterschied beyder Küsten, Reise durch das Land van Voorn auf den Brill, Maaßlandsluys und Delft, armseliges Fuhrwerk, Holländische Gasthöfe, Gefahr kein Quartier zu finden.

Achtzigster Brief.

Lustige Fahrt nach dem Haag, Treckshuyt, Kanal, ein Beyspiel der Sanftmuth, das Aeußere vom Haag, Vyverburg und Vorhout, Einwohner, Residenz des Statthalters, Bildergallerie, Huys in Bosch, französische Comödie.

Ein und achtzigster Brief.

Strenge Sabbathsfeyer, Kirchen, Shevelingen, Duynen, Gewächse, Bentingks Garten, Schwenkes Garten und Museum, des Prinzen Naturalienkabinet.

Zwey und achtzigster Brief.

Thierpark im Großen Loo, Fahrt nach Leyden, reizende Gesellschaft, herrliche Aussichten, physikalische Instrumente der Akademie, Naturalienkabinet, Kräutergarten, Anatomietheater, Raus und Albinus Präparate, Hengstburg, Aeußeres von Leyden, Stadthuis, Börhaave's Monument.

Drey und achtzigster Brief.

Wildman's Bienen, Fahrt nach Harlem, Gegenden, Fischfang, Einwohner die sich es bequem machen, erste Proben von Druckerey und Oelgemählden, Fahrt nach Amsterdam, Harlemer Meer, Schleusen an Y, Gegenden, Erdreich, Gewächse, Stadthuis zu Amsterdam.

Vier und achtzigster Brief.

Das Gasthuis, Anatomiehaus, schöne Gemählde, Rasphuis, ein übler Aufenthalt, die Börse, Spinnhuis, Militz, Comödienhauß.

Fünf und achtzigster Brief.

Das Pesthuis, der Kräutergarten, das Waisenhauß, die Cattenburg, das Findelhauß, Etwas von Cajeputöl, die portugiesische Synagoge, ein Speelhuis.

Sechs und achtzigster Brief.

Gefängnisse im Stadthuis, Harlemer Bleichen, Aeußeres von Amsterdam, Straßen und Kanäle, Sitten des Volks.

Sieben und achtzigster Brief.

Abreise von Amsterdam, Nieuwe Shluys, Vechtstrohm, vortrefliche Gegenden, Gewächse, Utrecht, holländische Münzen.

Acht und achtzigster Brief.

Abreise nach Hertogen Bosch, Gegenden dahin, Erdreich, Feldbau, Gewächse, Straßen, Ortschaften, Flüsse.

Neun und achtzigster Brief.

Reise nach Maestricht durch die Endover Heide und über Brye, Gegenden, Erdreich, Gewächse, Viehzucht und Feldbau.

Neunzigster Brief.

Ueble Reise auf Lüttich, die Barke, Gegenden dahin, Kohlengruben.

Ein und neunzigster Brief.

Reise nach Spa, Straßen und Waldungen dahin, Beyspiele einer guten Policey, Mineralwasser zu Spa, Pouhon.

Zwey und neunzigster Brief.

Gegenden um Spa, Versuche mit den Quellen, Pouhon, Geronstere, Anmerkungen.

Drey und neunzigster Brief.

Reise über Vervier nach Aachen, Gegenden, Erdreich, Straßen, Gehölze, Plage mit dem Zoll.

Vier und neunzigster Brief.

Mineralwasser zu Aachen, Trinkbrunnen, Kayser Karls Bad, Schwefel und Vitriol, Bäder zu Bortscheit, Versuche und Anmerkungen.

Fünf und neunzigster Brief.

Aeußeres von Aachen, das Rathhauß, Einwohner, Fabricken, Reise auf Köln am Rhein über Jülich und Berg, Gegenden, Gewächse, Erdreich, Feldbau, Aeußeres von Köln, der Dohm, Reliquien, Anmerkungen.

Sechs und neunzigster Brief.

Reise nach Ems durch den Westerwald, Gegenden, Gebirge, Gewächse, Feldbau und Viehzucht, Emser Bäder, Gegenden, Quellen, angestellte Versuche, Einrichtungen in den Badehäusern.

Sieben und neunzigster Brief.

Thal an der Lahne, Reise nach Langenschwalbach, Gegenden, Straßen, Dorfschaften, Gewächse.

Acht und neunzigster Brief.

Mineralwasser zu Langenschwalbach, Versuche darüber, Gegenden, Einrichtungen, Schlangenbad, Lage, Quellen, Versuche, Einrichtungen, Reise nach Wisbaden.

Neun und neunzigster Brief.

Wisbaden, Aeußeres der Stadt, Mineralwasser, Versuche mit ihnen, Faulbrunnen, Einrichtungen bey den Bädern, Reise nach Costheim.

Hunderter Brief.

Marktschiff, Reise nach Frankfurt, Aufenthalt daselbst, Nachträge.

Hundert und erster Brief.

Reise nach Hessen durch den Vogelsberg auf Alsfeld, Hersfeld und Berka, Nadelöhr, Erdreich, Dorfschaften.

Deutschland.

Erster Brief.

Hersfeld den 11. December 1773.

Die Befriedigung meiner Neugierde, lieber J — st — n, würde mich für die Unannehmlichkeiten des Reisens sattsam entschädigen, wenn sie mir nur auch den Verlust Ihres Umgangs ersetzte. Doch, da einmal der Vorsatz gefaßt ist: so muß er auch ausgeführt werden. Eine große Beruhigung finde ich für mich in den Gedanken, daß Sie mich lieb behalten wollen, und ich Sie gesund wieder zu sehen hoffe.

Von dem Erfolge meiner Fahrt nach Großensee haben Sie sich zu meinem Vergnügen selbst unterrichtet. Wie es weiter gegangen ist, sollen Sie nun von mir hören.

An dem westlichen Ufer der Werra um das gedachte Dorf, wo wir uns trennten, fängt sich das Hessische Gebiete an. Die ganze Gegend ist Sandland, aber dem ungeachtet voll fruchtbarer Aecker und Wiesen. Man bedient sich in dem Werragrunde hauptsächlich der Ochsen zum Feldbau. Die umliegenden Dörfer sehen viel reicher aus, als die nahe in das Eisenachische gehörige. Die Häuser der erstern sind mit Ziegeln gedeckt und auf steinerne Unterlagen gesetzt, da diese fast durchgehends nur elende Strohhütten vorstellen. Weiter hin an der Landstraße und dem Fuße eines waldichten Gebirges liegt noch Kieselbach, ein Dorf wie Großensee und Kleinsee. Die Ebne verliert sich schon ehe man es erreicht, gleich darhinter aber geht das Gebirge und der Sollingerwald an. Die Wege werden äußerst unbequem und sind voller Höhlen. Man bringt eine gute halbe Stunde zu, ehe man auf den steilen Berg und die folgende Ebne kommt. Der vordere Theil des Waldes besteht größtentheils aus Buchen. Die lange Weile

brachte

brachte mich dahin, daß ich ausstieg und durch die Höhlen und Büsche gieng, welche längst der Straße hinliegen. Bey der Gelegenheit bemerkte ich, daß sie ziemlich Kräuterreich sind, und für die benachbarten Orte gute Triften haben. Auch ein Botanist könnte hier seine Augen weiden, denn in den wenigen Augenblicken kam mir doch Bocks Johanneskraut (*) und der Jahrszeit nach eine Menge schöne Moose (**) vor. Einen großen Vortheil verschaffen die Buchen und Buchenwälder den nahen Dörfern, durch die Eckern und Eicheln. Die an Ackerbau armen Einwohner sammlen und holen sie bey guten tragbaren Jahren in unglaublicher Menge auf einen Erlaubnisschein, den sie in den Forstämtern für eine Kleinigkeit einlösen. Aus den Erstern schlägt man ein sehr thranigtes Oel, das bey Zubereitung der Speisen, wie bey uns, oder auch zum Brennen in den Lichtern verbraucht wird. Mit den Letztern aber werden die Schweine fett gemacht. Wenn die Leute nichts mehr finden; oder auch die Jahreszeit es nicht mehr verstattet: so treiben sie noch ihre

(*) Hypericum pulchrum Tragi.

(**) Hypnum curtipendulum, Buxbaumia sessilis und Buxbaumia aphylla. Bryum flexuosum und andere.

Schweine in die Wälder, damit sie sich mit dem Ueberreste mästen. Heute begegneten uns große Heerden dieser Thiere, die nach Friedewald gehörten mit einem Hirten, der so musikalisch war, wie unsere Reinschäfer, und auf seinem Horn den ganzen Wald ertönen machte.

Oben auf der Ebne, die eine ganze Stunde fortdauret, ist der Weg aufgeräumt und zu beyden Seiten in geraden Reihen mit Buchen bepflanzt, so, daß man eine ganze halbe Meile durch die schönste Allee fährt. Der Wald hat durchaus einen rothen thonigten mit Kiessand vermischten steinigten Boden. Am Ende der Allee fängt sich ein Eichenwald an; zu gleicher Zeit läuft der Weg Berg ein, und wird so bös, als ihn die Einbildungskraft nur schaffen kann. Es verstreicht wieder eine ganze Stunde, ehe die entsetzlichen Höhlen und gefährlichen Klüfte, wo man alle Augenblicke umwerfen, oder den Wagen in tausend Stücken brechen kann, zu Ende gehen. Am Fuße der Berge kommt man in ein Thal und einen angenehmen Buchenwald, wo sich auch die Straße verbessert und zwischen Wiesengründen, welche zuerst bey den Ruinen eines alten Klosters anfangen, in rauschenden Waldbächen hin-

läuft.

läuft. Am Ausgange aus den Solling bleiben an den Seiten ein paar Vorwerke und eine Papiermühle zur Linken liegen, vor sich aber sieht man Hersfeld. Das Erdreich wird wieder sandig, wie es an der Ostseite des Gebirges war, und hält so durchs Thal bis an die Stadt an. Wir mußten nun über die Huhn und denn auch über die Fulde, die beyde in dem Grunde herunter fließen, und gute steinerne Brücken haben. Die Erstere ist größer, als die Letztere, welche in einiger Entfernung von der Stadt läuft und sich zuletzt in die Fulda ergießt. Man reiset auch bey einer langen hölzernen Brücke vorbey, die auf einer trocknen Wiese steht. Wer es nicht weiß, daß die Huhn so sehr anläuft, daß dadurch alle Gemeinschaft mit den übrigen Brücken ohne sie aufhören würde, dem muß es sehr fremd vorkommen, sie hier anzutreffen.

Nachdem wir noch eine Zeitlang durch Aecker und Wiesen gefahren waren, so kamen wir endlich mit einbrechender Nacht in der Stadt an. Hersfeld ist von Großensee fünf gute Stunden entfernt; und hat eine Poststation. Sie ist von allen Seiten mit den vortreflichsten Wiesen, die sich an den Flüssen herunter ziehen, umgeben. Es hat

ungefähr fünf tausend Einwohner, welches Kaufleute und Handwerker sind, und sich zugleich mit vom Feldbau nähren, die Stadt selbst ist altväterisch gebaut und hat schlechte Häuser von einem Stockwerk mit den Giebeln vorn heraus. Daß einige bunt wie Kartenblätter gemahlt sind, macht sie in meinen Augen nicht schöner. Viele Straßen sind nicht einmal gepflastert und die Gebäude nur mit Lehm beworfen. Es sind drey Kirchen in der Stadt, davon nur zwo brauchbar sind; weil die dritte oder das Stift, auf Befehl des Herzogs von Broglio um des darinnen befindlichen Magazins willen ausgebrannt worden. Die Hoheit ist Hessencasselisch, so wie die daselbst liegende Garnison. Die rechtlichen Sachen werden durch einen Stadtrichter und eine Cancelley abgethan. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Zeugfabricken aufzurichten. Ein paar Privatpersonen haben ihr Vermögen darzu verwendet. Die Regierung unterstützt sie jetzt auf alle Weise, da die Einfuhr ausländischer Zeuge und besonders des Kattuns, der sehr stark getragen wird, erschwert werden soll. Es giebt hier eine Menge Schönfärber, bey denen die Tuchmacher der benachbarten Städte ihre Zeuge und Tücher färben lassen.

Bey

Bey dem Ueberflusse von Eichenholz stehen sich auch die Lohgerber gut und bereiten eine Menge Sohlenleder, das in die umliegende Gegend vertrieben wird. Ueberhaupt finden sich in dieser Stadt Handwerksverwandte aller Art und unter ihnen viele wohlhabende Leute. Es ist auch ein Waisenhaus da angelegt, und überhaupt Hersfeld eine gute Stadt für das Hessencasselische Land.

Ich werde erst Morgen früh weiter reisen, ohne daß ich noch weiß, wenn ich Ihnen wieder versichern kann, daß ich ganz auflebe, so bald mir beyfällt, daß Sie mich lieben rc.

Zweyter Brief.

Grimberg den 13. December

Die paar Tage, welche ich von Ihnen bin, kommen mir wie Jahre vor. Möchte ich mich doch bald gewöhnen können. Wir sind gestern frühe von Hersfeld abgefahren.

Man reißt, so bald man es verlassen hat, in einem sehr angenehmen Thale nunmehro ganz unmerklich Berg an, so, daß man das

westliche Ufer der Fulda zur linken Hand behält. Der Boden ist die erste zwo Stunden klarer Sand mit etwas Gartenerde vermischt, bald ganz weiß, bald grün, bald röthlich, besonders an den Anhöhen. Der Weg zieht sich dichte an den flachen Hügeln, die recht gute und fruchtbare Aecker haben, weg. Die Wiesen zur linken Hand sind nicht allezeit von gleicher Güte, und darunter viele, die schlechtes saures Futter auf einen morastigen Boden hervorbringen, hier an der Landstraße aber, etwas besser und mit einem Rande von Ackerland eingefaßt.

Die Stadt und die umliegende Gegend hat außer der übrigen Viehzucht sehr ansehnliche Schäfereien. Man pflügt die Aecker nicht über vier Zoll tief, bauet aber auf denselben alle Arten von Getreide. Die zu Korn und Weitzen werden dreymal, zur Gerste zweymal, und zum Haber nur einmal umgeackert.

Niederaula ein Hessencasselisches zwo Stunden von Hersfeld im Thal aufwärts gelegenes feines Dorf ist eine Station, wo die Posten frische Pferde nehmen müssen: weil die folgende zu entfernt ist. Es sind viele und große Häußer daselbst, und man könnte es ehe für einen Flecken halten. Außer

den

den übrigen ländlichen Arbeiten giebt es hier viele Leinweber, die gebildete Zeuge zu Tischwäsche verfertigen und an benachbarte Kaufleute liefern. Die schwarze Farbe bleibt hierherum unter den Bauern noch sehr in Ansehen. Da die Leute, als ich mich da aufhielte, just aus der Kirche giengen, so kam mir es vor, als ob sie alle in Trauer stünden, so waren sie in schwarz und weiß eingepackt. Was läßt sich wohl daraus schliessen, daß sich die Kleidungsstücken des schönen Geschlechts fast in jedem Dorfe um etwas verändern: da im Gegentheil die Mannsleute in großen Strichen alle einerley, und auch nicht einmal den Farben nach verschiedene Kleider tragen.

Von Niederaula an wird das Thal ein wenig schmäler, und nach Verlauf einer Stunde verläßt man es ganz und gar. Die vorliegenden Gebirge verlaufen sich mit einer scharfen Spitze in dasselbe; und da man sich jetzo rechts halten muß, so führt der Weg in ein anderes engeres Thal auf das Dorf Niedernjossa, welches ungefähr eine Stunde von Niederaula liegt. Die Hügel sind hier wiederum Ackerfeld, die Spitzen derselben oft mit Laubholz besetzt, so wie in denen neben der Fulda; der Boden rother

Sand mit wenig Gartenerde, und die Ufer des kleinen Wassers Josse feuchte Wiesen. Die Wintersaat stand ungeachtet des schlechten Bodens ungemein schön, sie war noch nicht groß, aber doch dick bestaudet. Das ganze Thal an der Fulda ist ungemein warm. Man pflegt hier schon acht Tage vor Jacobi zu erndten; da im Gegentheil der Schnitt in der ganzen umliegenden Gegend viel später angeht.

Ehe man noch dieses Dorf erreicht, so erblickt man in einer ziemlichen Entfernung einen sehr hohen Berg mit alten Ruinen gerade vor sich gegen Südwesten.

Obernjossa ist so wie die übrigen Dörfer hier herum von guten Häusern, die mit feinen Unterlagen versehen und mit Kehlziegeln gedeckt sind. Die Gebäude hängen nicht so zusammen wie in Thüringen, und sie sind von außen gut mit Kalk beworfen. Ueberhaupt aber von einem viel bessern Ansehen, als jene.

Die Gegend wird nun immer bergichter, die Ackerfelder nehmen ab, die Wiesen aber, worunter viele gewässert werden, zu. Der Boden ist auch hier sandicht mit etwas Gartenerde, röther an den Anhöhen, blässer aber an den Füßen derselben.

Obernjossa scheint etwas kleiner, liegt dichte am Berge, und nur eine Viertelstunde von jenem ab. Den sandichten und bergichten Boden verrathen an den Wegen die Heyde, der Wacholderstrauch, die kleine Eberwurzel und das Nadusgraß. Man hält auch hier herum viele Schafe, von der Art die man Schmierrich nennt.

Zwo Stunden über Obernjossa kommt man auf Veritenbach unter dem Herzberge, einen adelichen unter casselischer Hoheit stehenden Dorfe mit 110 recht schönen und in die Augen fallenden Gebäuden, wenn man nämlich bedenkt, daß man ein bloßes Dorf vor sich hat. Mein Aufenthalt in demselben war einige Stunden nach geendigtem Gottesdienste. Ich hatte Gelegenheit, hier meine Betrachtungen über den Charakter der Einwohner anzustellen. Sie scheinen im Grunde ganz ehrliche Leute zu seyn, die unter sich und gegen Fremde redlich handeln; aber dabey sind sie sehr ernsthaft. Es geht so stille in den Dörfern zu, wie in den eliseischen Feldern. In Sachsen und Thüringen ist man die Sonntage auf tausendfache Art lustig, in dem Thal an der Fulda herrscht eine Art von gezwungener Traurigkeit. Es ist allemal viel, eine Gesellschaft anzutreffen,

die in der Karte spielt, und dieses wird wiederum mit einem solchen Ernste getrieben, wenn auch gleich der Einsatz nur ein Heller ist, daß man denken sollte, es stünden Königreiche auf dem Spiel, mit solcher Gewalt werden die guten Karten mit einen Schlage auf den Tisch angekündiget, und ohne daß Jemand dabey das Gesicht verzieht. Die Weiber sitzen mittler Weile stille in den Ecken und lesen Psalmen. Ich habe es nicht gesehen, aber es wollen doch Einige behaupten, daß man sich für die Lustbarkeiten durch den Trunk und die darauf folgende Schlägereien schadlos zu halten suche. Die Mittelstrase zu treffen, bleibt für die Menschen immer eine schwere Sache.

Es ist mir in den hier herum liegenden Dörfern eine besondere Art Backöfen aufgestosen, vielleicht ist sie nicht überall bekannt, und doch, wie es scheint, zu ihrer Zeit von gutem Nutzen. Durch Thüringen und auch in Hessen sind sie unmittelbar an die Häuser angehenkt, so, daß man das Feuer innewendig im Hause in den daselbst befindlichen Ofenlöchern anmacht und das Backwerk einschiebt; zugleich ruht aber auch der ganze Backofen mit seiner Unterlage auf den Erdboden. Das Erstere hat hier bey einigen, das Letz-

tere

tere aber bey keinen statt. Das Gebäude, welches ungefähr viertehalb Ellen hoch ist, sitzt auf einen ordentlichen mit vier Pfosten versehenen Roste, aus eichenen Holze. Auf dem ungefähr anderthalb bis zwo Ellen hohen Roste sind Breter gelegt, und auf diesen der Backofen in der gewöhnlichen ovalen Form weiter aufgeführt. Obenher ist seine gewölbte Oberfläche mit Strohschauben, und diese mit Ziegeln gedeckt: so, daß die erstern ungefähr einen halben Fuß hervorragen. Auch darinn weicht diese Art Backöfen von der gewöhnlichen ab, daß er anstatt der Luftlöcher an dem hintern und obern Theile ein großes einzelnes viereckichtes Luftloch, gleich über der Oefnung hat, wo man einfeuret und einschiebt. Sie stehen bald an den Häusern an, bald in einiger Entfernung frey auf dem Hofe, wie ungefähr bey uns die Taubenhäuser. Ich habe in Hessen weder Tauben noch Taubenhäuser gesehen, und vermuthe fast, daß eine weise Policey sie als schädliche und ungesunde Vögel das Land hat räumen lassen.

Was mir besonders vorkam, war, daß man ein Bienenhaus dichte an einen solchen Backofen gesetzt hatte, wo nothwendig diese Thierchen unaufhörlich von dem Rauche leiden

den mußten. Die vielen Flachsgruben über diesen und dem nächst folgenden, von dem letztern eine Stunde Wegs Berg an entfernten Dorfe, verrathen den guten Flachsbau in diesem Striche. Da nämlich der Graben nicht tief und breit genug ist, auch die Fische dadurch leiden würden, so hat man über den Dorfe solche viereckichte Gruben gemacht, und das Wasser aus dem Wiesenbache dahin geleitet.

Zwischen Breitenbach und dem folgenden Dorfe Gehau ist längst der Landstraße eine Allee von Obstbäumen angepflanzt, allein die Obstarten sind in diesen Thälern, wenigstens die Aepfel, herzlich schlecht.

Wenn man das letztere Dorf vorüber ist, so fängt der Weg an, durch die vielen Höhlen und Steine äußerst beschwerlich zu werden, das Thal ist so enge, daß es kaum tausend Schritte beträgt, und der Birkenwald geht immer näher zusammen. Der Herzberg, dem man im Steigen beynahe gleich gekommen ist, liegt eine Viertelstunde seitwärts gegen Mittag, und man stößt gleich darauf auf einen Hof, Holzstatt genennet. Der Boden ist durchs ganze Thal herauf sandicht, und um so viel röther, je höher man kommt. Mit dem Ende dessel-

ben

ben erreicht man zugleich einen Buchenwald und die Anhöhen der Berge, die das Thal, in dem die Fulde und Jossa fließen, von demjenigen trennen, in dem die Schwalm läuft und sich um das Hessendarmstädtische anfängt. Ich kann behaupten, daß man von Hersfeld aus bis auf diesen Berg gegen Südwesten beständig und allgemach sechs Stunden Berg an reißt, und dennoch sind sie gewiß niedriger, als der höchste Theil des Sollinger Waldes, daß man also von dort aus gerechnet alles Steigens ungeachtet, immer tiefer und tiefer kommt.

Die Straße läuft nunmehro jählings Berg ein, und man erreicht innerhalb einer halben Stunde das erste darmstädtische Dorf Lingelbach. Es kommen um dasselbe und auf der ganzen westlichen Seite der Anhöhen mehrere Aecker zum Vorschein, und die Wiesen nehmen wieder ab.

Man hat von diesem Orte bis Alsfeld noch eine starke Stunde, des sandichten Bodens der Ackerfelder ungeachtet, die allerunangenehmste Straße zu bereisen. Es war bereits Nacht, als wir in dem Letztern unter dem fürchterlichen Geheule des Posthorns unsers Anführers eintrafen. Was müßten sich nicht Ausländer, wenn sie durch Deutsch-

land

land reisen, von unserm Geschmacke in der Musik für Begriffe machen, wenn ihnen das fürchterliche Lermen dieses schreyenden Instruments durch alle Sinnen tönet, und sie ihn darnach beurtheilen wollten.

Die Befriedigungen um alle diese Dörfer von Hersfeld bis Alsfeld ganzer acht Stunden sind aus Hagedorn, Rheinweide, Schlehen, Rosen, selten etwas Weisdorn, oder Feldmaßholder, und dabey so dünne und leicht, daß ein Elephante ungehindert durchlaufen könnte.

Alsfeld soll ungefähr von der Größe seyn wie Hersfeld. Ich habe es nicht gesehen, ungeachtet ich mit offenen Augen hinein und heraus gefahren bin. Die Häuser schienen mir völlig, so, wie das Pflaster in der Straße, mit den Hersfeldischen überein zu kommen. Der Ort ist hauptsächlich voll Tuch- und Zeugmacher, die ihre Wolle und Tücher in Hersfeld färben und zubereiten lassen. Außerdem liegt er nicht weit von der Schwalm, die von Mittag gegen Mitternacht durch dieses flache Thal fließt, an dem Fuße kleiner Anhöhen.

Von Alsfeld aus steigt die Straße zwar wieder etwas, doch unmerklich und lange nicht so viel, als man von Lingelbach einwärts

wärts gereißt ist. Der Boden fängt sich eine Stunde davon um das Dorf Romrode an zu verändern und der Sand zu verlieren; aber nun gehen auch Wege an, die fast nicht auszustehen sind. Wer hier und in den folgenden vier Meilen auch in dem sanftesten Wagen, die Verstopfung der Eingeweide und die Hypochondrie, wenn er sie hat, durch das Schuckeln und Rumpeln nicht verliert, den erkläre ich für völlig unheilbar.

Von hier fängt sich ein Wald an, der gute zwo Stunden dauret, und am Ende desselben liegt das Dorf Schornhausen allwo ein Eisenhammer ist.

Weil der Postillon hier stille halten mußte, um sich zu erwärmen, denn die Nacht frohr es stark, und die Pferde ausruhen zu lassen und zu füttern, so suchte ich ebenfalls in der stinkenden Wirthsstube, wo die Menschen wie Schweine auf der Streue lagen, einige Zuflucht, allein ich hätte lieber in einem wahren, als in diesem nachgemachten Stalle mich aufhalten wollen. Zum Glück für mich fingen die Hammerschmidte eben an zu arbeiten. Ich besuchte also das Hammerwerk, und befand mich hier in aller Absicht besser, als wo ich erst war.

Um derer willen, die nicht wissen, was ein Eisenhammer ist, will ich eine kurze Beschreibung einrücken. Es ist doch wohl billig, Kenntniß von dem Metalle zu haben, das uns im allem Betracht weit nützlicher, als das Gold und alle Juwelen ist. So wie das Eisen aus den Eisensteinen geschmolzen, und unter den Namen Gußeisen vertrieben wird, bleibt es allemal überaus spröde und brüchig. Daher läßt es sich auch nicht wohl unter dem Hammer verarbeiten, und die gefertigten Stücke brechen leicht aus einander. Diesen Fehler gut zu machen, hat man die Eisenhämmer ersonnen. Das ganze Werk bestehet aus einer Oesse, den nöthigen Blasebälgen und dem Ambos mit dem Hammer. Die beyden letztern brauchen einer starken Kraft zu ihrem Gange. Man bewegt sie also durch Räderwerk, und legt das ganze Gebäude auf einen etwas abhängigen Boden, an kleinen Bächen an. Der Herd, über dem die Oesse mit einen weiten Schurze angebracht ist, besteht aus einer drey Ellen langen und breiten eisernen Platte, in der sich in der Mitte eine aufwärts nach dem Gebläse zu gehende und unten in eine Art Vertiefung endigende Rinne befindet. Der Herd selbst steht abhängig und ist ungefähr

anderte

anderthalb Fuß hoch. Vor der Hauptvertiefung ist in der Mauer, die den Herd an der untern Seite begränzt, ein Loch, in welches die Oefnungen der Blasebälge passen. Der in einer kleinen Entfernung von dem Heerde stehende Ambos ist ein eiserner in einen großen hölzern Ploch eingepaßter walzenförmiger Klumpen ungefähr eine halbe Elle im Durchschnitte, über denselben befindet sich der Hammer, welcher einen eisernen Keil vorstellt. Er ist in der Mitte durchbrochen, und der Stiel daselbst hineingetrieben. An der linken Seite befindet sich ein Zahn, durch dessen Beyhülfe er gehoben wird. Denn eben dieser Stiel geht am hintern Theile in einem Gewerbe. Gleich neben diesem Hammer liegt eine Welle parallel, die an ihrem niedern Ende mit einer verticalen Scheibe, ungefähr anderthalb Elle im Durchmesser versehen ist. Am Umfange hat sie fünf Zähne von einander gleich weit abstehend, die bey dem Herumgehen dieser Art von Stirnrade in den am Hammer befindlichen Zahn greiffen und ihn heben. Alle diese Maschinen werden sehr leicht in ihrer Bewegung nach Belieben der Arbeiter gehemmt. Zum Betriebe der Arbeit wird der untere Theil des Heerdes mit einen Stück

Eisen und Kohlen gefüllt, auf die obern Theile der Rinne werden ebenfalls kleine geschlagene Stücken Eisen getragen, die nachgehends durch die Glut in Fluß kommen, und sich nach dem Belieben der Schmidte mit der untern Masse verbinden und sie vergrößern. So bald das Eisen hinlänglich durchgeglüht und erweicht ist, wird es mit der Zange auf den Ambos gebracht, geschmiedet, wieder geglüht und alsdenn in Stangen geschlagen. Nunmehro ist es das gewöhnliche Stabeisen, das die Schmidte und Schlösser verarbeiten.

Hier sahe ich einen Mann, der einen Klumpen glühendes Eisen, von mehr als vierzig Pfund mit einer eisernen Zange, die auch wohl zwanzig Pfund wog, wie ein Kartenblatt vor sich hertrug, es eben so auf dem Ambos herumwendete und zuletzt noch gar oben auf dem Hammer legte. Er war eben nicht groß von Person und von nicht starken Gliedern. Also giebt es gewiß auch noch zu unsern Zeiten Leute, welche die großen Schwerdter in den Zeughäusern würden führen können, und billig soll man nicht glauben, daß die deutsche Nation durchgängig zärtlich, schwächlich und weibisch geworden. Man sehe nur solche Hammerschmidte, oder die Steinbrecher mit ihren großen Hämmern

an,

an, aber die bekommen unsere Petitmaitres, die hauptsächlich über die abnehmenden Kräfte der Nation klagen, nicht zu sehen. Unglücklicher Weise machen sie nur den Schluß von sich dem Einzeln, auf das Ganze. Die Hammerschmidte machen eine eigene Profession aus, und müssen zwey bis drey Jahr in der Lehre stehen.

Das Eisen, das auf diesen Hammer geschmiedet wurde, holte man zu Kippach, einer darmstädtischen etliche Stunden davon gelegenen Hütte. Das Feuer zu verstärken und die Hitze zu vergrößern, goß man zuweilen Wasser in die Glut oder dämpfte sie auch mit Erde. Die Arbeiter klagten, daß ihre Augen so viel vom Feuer litten, daß sie aber sonst gesund blieben und alt würden.

Ich brachte auf dem üblen Wege noch vier Stunden zu, und kam endlich halb erfrohren frühe um fünf Uhr in Grimberg einer acht Stunden von Alsfeld gelegenen Station an.

Grimberg ist ein nach Darmstadt gehöriges Städtgen mit Thoren und Mauren, kleiner als Alsfeld, und noch schlechter wie es schiene, und zwar gothisch gebaut. Die Innwohner sind Zeugfabricanten, Leinweber und fast alle Ackerleute. Sie liegt in einer

sehr flachen Vertiefung ganz frey. Wer diese Straße reiset, und auf eine gute Bewirthung hier rechnet, nachdem er durch alle Unbequemlichkeiten des Reisens erschöpft worden ist, der wird übel zurecht kommen. Es sind auf dem kleinen Marktplatze allein drey Gasthöfe. Weil ich einige Stunden hier bleiben und müssig seyn mußte, so setzte ich mich an einen Tisch, auf dem ich mit samt meinen Papiere immer von neuen an dem gestern Abend vergossenen und nun eintrocknenden Biere anklebte, und entwarf diese Beschreibung der seit gestern durchreißten Gegend. Nehmen sie selbige wohl auf ꝛc.

Dritter Brief.

Fridberg den 13. December.

Wohl mir, daß ich doch endlich einen Ort erreicht habe, wo ich nicht in Gefahr bin, im Schmutze umzukommen. Ich fange neu zu leben an. Heute frühe, ehe es recht tagte, bin ich von Grimberg abgereißt. Der Weg blieb von da aus noch immer höchst unbequem, ungeachtet sich der Boden

Boden merklich änderte. Er sahe nunmehro weißlich und leimicht aus, durchaus von dem im Fuldethal verschieden. Hier herum erblickt man keinen Fuß breit Wiesen, alle Lehnen dieser niedrigen Anhöhen sind voll flach gepflügter Ackerfelder, wo jetzo in Vergleichung mit andern Gegenden die Saat schlecht stand. Man fährt hier abwechselnd Berg an und Berg ein, im Grunde aber immer mehr das Letztere. Kleine Wälder liegen hier und da zerstreut in einer Entfernung von einer viertel oder halben Stunde zu beyden Seiten der Straße. Die ersten Gebäude, auf die man nach Verlauf einer Stunde, und wenn man die Wetter, einen kleinen Fluß, passirt ist, stößt, ist ein Eisenhammer, der aber stärker geht, als der beschriebene, und zween Heerde hatte. Das Eisen wurde hieher von der Friedrichshütte eine Stunde weit davon gebracht.

Von hier aus bleibt ein kleiner Buchenwald an der Anhöhe vom Wege gegen Südost liegen, und man reißt in einerley Erdreich von weißlichten Leimen, den die Landleute Mergel nennen, noch anderthalb Stunden über flache Hügel in einer Vertiefung, die zu beyden Seiten mit Ackerland umgeben ist.

Drey Stunden von Grimberg, etwa eine halbe Viertelstunde am Wege gegen Nordwest lag ein kleines Dorf Hungerode. Wir kamen alsdenn nochmals, um die aus gefahrne und bodenlose Landstrase von schwärzlichen Schlamme zu vermeiden, durch den südöstlichen Rand eines Waldes, der hausen vor der nächsten Station lag, indem wir zugleich merklich Berg ein fuhren. Es war heute der Himmel überaus heiter, aber auch zugleich ziemlich kalt, inzwischen erleichterte uns doch diese Witterung den beschwerlichen Weg in etwas.

Die Aecker vor dem Städtgen Hungen, die an der Ostseite liegen, sind der Ueberschwemmung von den, von den südöstlichen Anhöhen herein schiesenden Wassern sehr ausgesetzt. Daher sahen wir sie auch jetzo ganz mit einer Eiserde überzogen. Das Städtgen selbst erreichten wir vier Stunden nach unserer Abreise von Grimberg.

Hungen ist ein kleines Städtgen, in dem die Häuser durchgehends nicht über ein Stockwerk hoch sind. Die Giebel stehen nach gothischer Art vorne heraus, und alle Gebäude sind von Grund aus bunt mit allen Farben, grünroth, gelb und blau gemahlt. Wo die Menschen keine prächtige Gebäude haben, da

haben sie doch wenigstens bunte. Man sieht zuweilen auch eines von Steinen aufgeführt. Es ist hier reformirt, und der Ort hat, ungeachtet er die Residenz einer verwittweten Fürstin von Salmbraunfels ist, nur eine Kirche. Die Einwohner sind Handwerksleute und Bauern. Man hat keine besondern Manufacturen oder Fabriken, auch ist der Hofstaat der Fürstin sehr klein. Das Posthaus ist zugleich der Gasthof. Natürlicher Weise darf man auf keine prächtige Bewirthung warten, die mancher denn auch gern schenkte und ersparte, wenn es nur allemal eine reinliche Bewirthung wäre. Biersuppe mit Fliegen und Fleischbrühe mit Mäusekoth vor sich aufgetragen zu sehen, das man beydes noch oben drauf theuer genug bezahlen muß, ist gewiß unverantwortlich. Wer in der Welt mag wohl reisen, um sich auf eine solche Art bewirthen zu lassen. Ich will eben nicht sagen, daß es in Hungen geschehen sey, wenn es aber so wäre, so kann doch der Wirth in Hungen sich damit entschuldigen, daß man es an mehrern Orten auf dieser Straße nicht besser antreffen würde. Aus gewissen Umständen schließe ich, daß auch ein Stadtrath an dem Orte seyn muß. Es trat ein schon betagter rothnäsigter Geist-

licher in die Wirthsstube, und forderte ein Glas Brandewein. Alle Anwesende waren gleich aufgestanden, und hatten ehrfurchtsvoll ihre Häupter entblößt. Der Prediger fragte darauf nach dem Burgermeister, der Hausknecht sagte, er wolle ihn rufen, und kam gleich darauf mit der Antwort zurück, daß er eben im Begriff stände, einen Ochsen auszuschlachten. Also ist Fleischer und Burgermeister einerley, und den Geistlichen erlaubt, ein Glas in der Schenke zu trinken.

Die Straße geht von hier aus wiederum in einen bräunlichen thonigten Boden etwas Berg an. Der Horizont ist nicht außerordentlich groß, und wie zeithero allemal Anhöhen mit Ackerfeld und hier und da mit kleinen Laubholzungen besetzt. Hinter Hungen fand ich zuerst an der Straße Obst- und welsche Nußbäume, die ich zeithero an den Wegen noch nicht bemerket hatte. Man bringt eine gute Stunde zu, ehe man das Dorf Faurbach erreicht. Man fährt an dem südöstlichen Rande desselben vorbey und kommt in einen schwarz leimichten Boden. Die Dörfer werden hier herum überaus ansehnlich, die Häuser sind ziemlich groß, die Unterlagen von gehauenen Steinen und die Wirthshäuser haben ein bequemeres Ansehen. Die Saat,

als Weitzen und Rocken, stand in diesen Feldern unvergleichlich. Man hatte hier viel tiefer, als in den Aeckern zwischen Grimberg und Hungen und fast einen Fuß tief gepflügt.

Wohlbach war der zweyte Ort von Hungen aus, ungefähr etwas über zwo Stunden abgelegen. Ungeachtet hier nach Art der hiesigen Dörfer viele schöne Bauerhäuser und die Dächer von Ziegeln waren, so kamen mir doch wiederum einige Strohdächer vor. Just als wenn der Ueberfluß von Stroh und der reiche Ackerbau eine Gelegenheit sie anzulegen, gegeben hätte. Die Bauern halten zur Feldarbeit mehr Ochsen, als Pferde. Um das folgende Dorf Eisa, das von den Letztern ungefähr anderthalb Stunden abliegt, hatte man große viereckichte Plätze mit allerhand Obstbäumen, besonders aber mit Nüssen, Aepfeln und Birnen besetzt. Die Bäume stunden in Reihen, und gaben der Gegend das Ansehen kleiner Obstwälder.

Das Erdreich wurde gleich hinter diesem Dorfe braungelb und etwas sandigt, dem ungeachtet stand die Frucht unvergleichlich. Hier und da erblickte man noch einige Schafe auf dem Saamen, und die Schäfer hüteten bey ihren Pferchen. Weil der Weg von

Hungen

Hungen aus immer etwas Berg an gegangen war, so hatten wir nunmehro eine Ebene erreicht, auf der man sich sehr weit umsehen konnte, ungeachtet wir uns tiefer befanden, als die Berge, wo wir her gereißt waren. Gegen Südosten zeigten sich in einer Entfernung von mehrern Meilen der Vogelsberg, und am Fuße dieser Gebürge im Grunde die Nidda. Hinter mir in Ost- und Nordost waren die Hessischen Berge. Gegen Norden und Nordwest übersahe ich die Gebürge um Giesen, und die, welche Frankfurt gegen Norden liegen, vor mir aber konnte ich die Vertiefungen sehen, in welcher der Mayn fließen mußte. Die nähern Anhöhen waren nord und nordwest wärts mit Laubholz und nur ein kleiner Bezirk mit Kiefern besetzt. Wir brachten gegen zwo Stunden zu, ehe wir diese hochliegende Ebene ganz zurücklegten. Kamen aber doch so wie wir etwa fünfte halbe Stunden gefahren waren, wieder Berg ein, und in den Grund, durch den ein kleiner Fluß die Wetter fließt. Das Erdreich ist in der ganzen Gegend und fast sechs Stunden beständig einerley, nämlich ein schwarzer oder bräunlichgelber mit etwas klarem Sande vermischter Thon, der die Aecker, auf denen man gar keine Steine

wahr-

wahrnimmt, zwar gut, aber den Fahrweg bey schlechtem Wetter sehr böse macht. Vor der nächsten Stadt sieht man an den Abhängen der Hügel einige schlechte Wiesen, die doch, mit dem Ganzen verglichen, nichts bedeuten.

Wir kamen endlich gegen Abend, nachdem wir sechs Stunden zugebracht hatten, hier an.

Fridberg liegt auf einen Hügel und lauft der Länge nach von Südwest nach Nordost fort. Es theilt sich in Burgfridberg und Stadtfridberg. Das Erstere hängt an dem nordostlichen Theile des Letztern. Beyde sind mit einem doppelten mit Wasser angefüllten Graben, besonders an der Morgen- und Mittagsseite umgeben. Beyde haben aber auch ihre eignen Wälle und Mauren. Die Burg ist hauptsächlich mit den mehresten Festungswerken versehen. Das Städtgen ist eine kaiserliche freye Reichsstadt, die ihren besondern Rath und Gerechtsame, aber keine andere Besitzungen hat, als was an Feldgütern um die Stadt herum liegt. Die Nahrung der Einwohner ist etwas Handlung und der Ackerbau. Es wohnen auch Juden hier. Wenn man auf einigen von den vorhergehenden Stationen nicht so gar gut be-

handelt

handelt worden ist, so kann man sich doch hier wieder in etwas erholen. Das Städtgen hat eine Hauptstrase, die so ziemlich gebaut ist, aber nur Häuser von einem Stockwerk hat. Es ist keine Art von Farbe zu ihrer äußerlichen Auszierung gespart. Sie hat zwo Kirchen und ungefähr vierhundert Feuerstätte. Die Burg besteht aus verschiedenen alten steinernen Gebäuden und einen hohen Thurm, von der Stadt ist sie durch starke Mauern getrennt. Sie gehört unter eine gewisse Anzahl stiftsmäsiger Edelleute, protestantischer und katholischer Religion. Davon einer zum Burggrafen gewählt und ihm dabey eine gewisse beträchtliche Einnahme für seinen Vorsitz und Geschäfte eingeräumt wird. Morgen frühe geht es nach Frankfurt; von da melde ich weiter, was ich mache &c.

Vierter Brief.

Frankfurt den 14. December 1773.

Da ich einmal hier bin, so werden wohl einige Tage hingehen, ehe ich weiter

reisen kann, weil ich mich gern ein wenig umsehen will, und noch überdies allerhand in Ordnung zu bringen habe. Bey der Gelegenheit ruhe ich auch aus und mache mich zu weitern Mühseeligkeiten des Reisens fest. Ich muß Ihnen doch noch sagen, wie es zwischen hier und Fridberg aussieht.

Das Erdreich bleibt allezeit thonigt, doch so, daß es bald bläßer, bald gelblicher, bald gar schwarz und verschiedentlich mit Sand vermischt wird. Eine Stunde von Fridberg kommt man auf ein churmaynzisches Dorf, ich glaube Ochsstadt, das allemal einen kleinen Städtgen ähnlich sieht, weil es Mauren und Thoren hat. Die Häuser stehen in gleichen Reihen, sie sind mit Ziegeln gedeckt und durchaus bunt, bis auf die grünen oder rothen Fensterrahmen gemahlt. Jeder Baurenhof hat von vorne seine Mauer und einen besondern Eingang zur Hausthüre. Die Felder waren überall mit Rübsen und Rocken bestellt, und alles stande vortreflich schöne. Die Aecker waren in diesem schwarzen thonigten oder braungelben Boden tiefer gepflügt, als ich es bis hieher noch nicht angemerkt hatte; selbst tiefer, als man es in Thüringen zu thun pflegt. Von hier aus bringt man wieder eine Stunde

zu

zu, ehe man zur neuen Schenke, einem in freyem Felde gelegenen und mit schönen Obstgärten versehenen Wirthshause kommt. Hier fängt die Chaussee an, die nun ununterbrochen fort bis auf Frankfurt dauert. Sie besteht aus einen schwarzen Thonschiefer und hat an den Seiten einen zwo Ellen tiefen Graben, ist aber wegen des auf ihr sich anhäufenden thonigten Erdreichs bey nassem Wetter nicht gut zu befahren. Indem man Berg ein reißt, so sieht man zur rechten die hohen Berge, welche diese Gegend von der Wetterau scheiden, wie den Johannesberg, den Greifenberg, den Feldberg, den hohen Eick. Die Letztern waren jetzo schon mit Schnee bedeckt, da das umliegende Land noch ganz grün aussahe, zur Linken aber begränzten den kurzen Horizont niedere Hügel. Nach drey Stunden kamen wir nach Obernkarbe, wiederum einen schönen Dorfe, das seine Einwohner mit den Ackerbau nährt, und wenigstens hundert und zehn feine Häuser, auch wie das vorige Mauren und Thoren hat. An Strohdächer denkt man hier nicht.

Obernkarbe gehört zum Burgfridberg. Von diesem Orte hat man noch anderthalb Stunden einwärts bis Felbig, welches ein sehr ansehnlich Dorf ist, das in Obersachsen

allemal

allemal für eine Stadt passiren würde, wenn ihm nicht die übrigen nöthigen Eigenschaften, und besonders ein Rathhaus fehlte. Es hat recht ansehnliche Häuser mehrentheils von Stein, bunt, recht bunt gemahlt, und in einer ziemlichen Ordnung neben einander hingebauet. Es befindet sich ein Gasthof hier, in dem die Postillons bleiben, wenn sie nicht vor der gänzlichen Sperre in Frankfurt eintreffen können. Die Nidda fließt durch den obern Theil desselben. Die Bauern scheinen ziemlich wohlhabend zu seyn. Die Oberherrschaft ist halb Maynzisch, halb Darmstädtisch. So wie in den übrigen Dörfern um Frankfurt bedient man sich häufig der Ochsen zum Fahren und zur Feldarbeit.

Von diesem Orte ist noch eine starke Stunde bis Frankfurt. Der Weg geht zwar gleich hinter dem Dorfe wieder über eine Anhöhe, allein er fällt nachgehends desto merklicher ins Thal hinunter. Wegen des sehr ungleichen Pflasters ist die Chaussee eben nicht so gar bequem zu fahren. Die ausgefahrnen Gleise, die um die Stadt ungemein breit sind, geben nur allzu oft Anlaß, daß die stark befrachteten Fuhrmannskarren die Räder zerbrechen.

Oberhalb Frankfurt auf der Anhöhe liegt noch eine Warte mit etlichen kleinen Gebäuden. Man nutzt sie zum Theil zur Wache, wenn ungefähr in der Stadt ein Brand entsteht. Nach Zurücklegung eines Weges von sechs Stunden kamen wir wohl behalten hier an. Auf dem Wege begegneten uns, zum Zeichen, daß wir uns einer großen Stadt näherten, unaufhörlich Leute und Wagen, die ab- und zugiengen. In der Gegend um Frankfurt und nun überall am Mayn und Rhein brauchen die Weibsleute ihren Kopf zu gewissen Verrichtungen anstatt der Hände oder des Rückens. Alles, was das gemeine Volk trägt, pflegt es auf dem Kopfe zu tragen. Sogar flüßige Sachen werden so fortgeschleppt. Sie legen nämlich auf den Scheitel einen gepolsterten und in der Mitte vertieften Teller, auf diesen Teller stellen sie die Last von zehn bis achtzig Pfunde, und gehen damit so gerade, als ob sie Menuets, und so geschwind, als ob sie Englisch tanzten. Daß Leute, die auf den Füßen feste sind ihre Last bequem tragen, hat mich eben nicht gewundert, aber das kam mir unbegreiflich für, wie eine hinkende Frau die ihrige so künstlich zu erhalten wußte, daß sie nicht schwankte. Ich glaube, daß diese Art

zu tragen sehr viel beyträgt, daß die Mayn- und Rheinländer alle so gerade gehen, und so einen schönen Wuchs haben. Ferner, daß das Tragen und Heben die Ursache der Kröpfe in einigen Gegenden keineswegs seyn mag. Ich sehe aber auch hieraus, daß es die Last des Kopfs nicht ist, die das Rückrad allmählich oben vorwärts und unten auswärts drückt. Ich habe so viele Müttergen gesehen, die noch ihren Bündel auf dem Kopfe hatten, und doch so gerade waren, wie ein Wachslicht. Die Inwohner und besonders das schöne Geschlecht ist in dieser Provinz wohl gewachsen, aber nicht durchgängig so gar schön von Gesicht. Die Reisenden geben sorgfältig auf die schönen Häuser und Gärten und tausend Kleinigkeiten Acht und vergessen immer die herumwandelnden redenden Schönheiten, die auf das Ganze der Wolfianischen Welt so einen wichtigen Einfluß haben. Leben Sie wohl rc.

Fünfter Brief.

Frankfurt den 16. December

Mein Aufenthalt in dieser Stadt hat noch nicht über acht und vierzig Stunden gedauret, inzwischen habe ich doch so viel gesehen, daß ich Ihnen wenigstens etwas schreiben kann. Frankfurt liegt der Länge nach abhängig an dem Mayn und läuft von Südosten noch Nordwesten. Eigentlich ist es doch wohl so breit als lang, und von einer unregelmäßigen Gestalt. Die mehresten Gassen, besonders in dem Theil am Mayn, der die alte Stadt ausmacht, sind ungleich und ziemlich enge. Die breitesten, hellesten und geradesten Straßen laufen längst der Nordostseite herunter, es sind ihrer aber nicht viele. Die mehresten Gebäude auf dieser Letztern sind modern von Stein aufgebaut, mit gebrochnen Dächern und zwey Stockwerken. Es ist der Gebrauch, die schönsten Häuser röthlich anzustreichen, vermuthlich dadurch einen Stein, der zum Bauen häufig verbraucht wird, nachzumachen. Man trift unter ihnen viele an, die bis hundert Schritte

Schritte lang sind. Je schöner aber die Häuser auf der Zeile und in einigen andern Straßen sind, desto schlechter sieht man sie in der eigentlichen Altstadt, da sie bey aller ihrer Größe unförmlich und mit den Giebeln vorne heraus gebauet sind. Die berühmtesten Plätze in der Stadt, wie der, wo der Römer steht, sind just die unansehnlichsten und kleinsten. Eben dieser wird nicht über hundert und zwanzig Schritte in der Länge und sechzig in der Breite haben, dabey ist er auch noch oben drauf abhängig. Ansehnlicher ist der Roßmarkt und einige andere. Unter den öffentlichen ist das Rathhaus, das man den Römer nennt, das berühmteste und das schlechteste zugleich, ungeachtet es ziemlich weitläuftig ist. Es ist ganz von Stein, aber sehr altväterisch aufgeführt, und in gewisser maßen, wenn man ihm ja eine bestimmte Figur geben wollte, ein längliches Viereck. Es ist unten mit gewölbten Bogengängen durchschnitten, aber doch nur ein Stockwerk hoch, und die Brustmauern mit Zinnen versehen, wodurch das altväterische vollendet wird. Inwendig ist es voller Winkel und Ecken, die Treppen sind meistens gewunden, und ohne alle Verhältnis in Absicht der Stufen. Auf dem Saale,

der für so ein merkwürdiges Gebäude sehr klein ist, finden sich die Zimmer, wo sich die Wahlgesandten versammlen, und der Kaiser gekrönt wird, an denen ich aber nichts eignes gesehn habe. Man verwahrt hier die goldne Bulle. Um den Saal, auf dem diese Zimmer sind, entweder Licht zu verschaffen, oder ihm auch ein eignes Ansehn zu geben, ist die Decke durchgebrochen, und darüber eine mit großen Glasfenstern versehene Kuppel gesetzt. Wirklich ohne diese Veranstaltung würde man einander fast nicht erkennen können. In eben dem Gebäude, aber in ganz andern Theilen, versammlen sich auch außer den regierenden Burgermeistern, die verschiedenen Vorsteher der besondern zu dem Rathe gehörigen Aemter. Es liegen noch neben den Römer andere Gebäude, die zwar mit darzu gerechnet werden, im Grunde aber doch davon verschieden und getrennet sind.

Ein anderes öffentliches mehr von innen und außen in die Augen fallendes Gebäude ist das Domstift. Es stellt ein Creuz vor, in dessen nordwestlichem Ende ein hoher vieleckichter mit einer stumpfen Spitze sich endigender Thurm steht. So wie diese Kirche äußerst altväterisch von außen aussieht, so

ist

ist sie es auch innewendig. Weitläuftig, hoch mit einer Emporkirche, und einer Menge Heiligenbilder und etlichen Altären. Im Chor hängen doch einige schöne Gemählde, und darunter eine Muttergottes von Rubens, die sehr schön gemacht ist. In dem Dom findet sich das eigentliche zur Kaiserwahl bestimmte geheime Zimmer. Just um dieser Stiftskirche trift man die schlechtesten Gebäude und die engsten Straßen an. Ja an der Seite nach dem Mayn zu, haben gar die Fleischer ihre Bänke rings herum. Außer der Hauptkirche sind noch eine große Anzahl andere daselbst befindlich. Die Catholiken und Protestanten haben sie so freundschaftlich unter einander getheilt, daß die Letzten es zufrieden gewesen, jenen die mehresten und schönsten zu überlassen. Bey einigen der catholischen Kirchen sind zugleich Klöster.

Unter die merkwürdigen öffentlichen Gebäude kann man auch wohl gegenwärtig und für die Zukunft diejenigen rechnen, welche zu dem Senckenbergischen Institut gehören, und dichte an dem Eschenheimer Thor liegen. Ein wohlhabender Arzt in Frankfurt, Namens Senckenberg, legte bey dem Rath sein ganzes Vermögen von 95000 Gulden nie-

der, mit dem Beding, daß nach seiner Veranstaltung ein Hospital für unvermögende Frankfurter Bürger nebst andern dahin zu ziehenden Gebäuden sollte aufgeführt, und von den Zinsen nicht nur die Kranken unterhalten und geheilt; sondern auch denen dabey beschäftigten Personen jährlich ein gewisser Gehalt bezahlt werden. Nachdem alles dieses in Richtigkeit war gebracht worden, so kaufte man einen geräumlichen Platz an, um daselbst ein sehr schönes, ganz modern gebautes länglich viereckichtes steinernes Gebäude, ein Stockwerk hoch, mit einen gebrochenen Dache aufzuführen. Es ist dasselbe nunmehro bis auf das Dach fertig, von einen röthlichen Sandstein, und man arbeitet daran, es bald zum Gebrauch völlig in Stand zu setzen. Ein weitläuftiger dabey befindlicher Hof ist in zween Theile abgetheilt, davon der hintere und größeste gegenwärtig zu einem botanischen Garten eingerichtet wird. Am Ende desselben auf der Morgenseite, ist ein sehr schönes anatomisches Theater von Steinen aufgeführt. In das Innere dieses Gebäudes fällt das Licht durch eine kleine runde und überall mit Fenstern versehene Kuppel, in den beyden Nebenzimmern, gegen Mitternacht und Mittag, befindet

befindet sich an der einen Seite die Küche, an der andern aber die Präparierstube. An der Mittagsseite eben dieses großen Platzes ist ein gutes Treibhaus angelegt, und gleich darneben stößt man wieder auf ein anderes, für Gewächse aus etwas kältern Himmelsstrichen. Außer den erwähnten Gebäuden findet sich noch ein anderes, worinn der Doctor, der die Aufsicht über das Hospital haben wird, und eine Art Hausvogt vorstellt, seine Wohnung hát. In dem Letztern ist zugleich das zur Zusammenkunft der Aerzte bestimmte Zimmer. Ueber den Garten und die dazu gehörigen Sachen ist ein Gårtner gesetzt, der die Anlage in eine gute Verfassung auch für seinen Theil setzen soll. Ich habe in dem Treibhause bereits verschiedene recht artige Pflanzen angetroffen. Unter andern Hura crepitans, einen Zwitterstorchschnabel, einen indianischen Feigenbaum, und dergleichen. Es ist zu bedauren, daß der Stifter diese Anlage gänzlich auszuführen, durch einen unglücklichen Tod verhindert worden. Da ihn sein Eifer für die baldige und ordentliche Einrichtung der Gebåude einstens antrieb, auf den in dem Hospital angesetzten Gerůsten herumzugehen, so fiel er durch eine doppelte Oefnung, die man

einen Schorstein zu führen, gelassen hatte, herunter, und wurde auf dem Boden von einen Sandhaufen todt aufgehoben. Seinen eignen Willen nach ist er der erste Körper gewesen, mit dem das anatomische Theater eingeweihet worden. Denn er hatte befohlen, daß man auch ihn in diesem Gebäude öfnen sollte, damit dem Vorurtheil der daher rührenden Unehre begegnet würde. Man hat seinen Körper, so wie er es befohlen, auf der Seite im Garten beerdiget. In ein kleines Begräbnis über seinen Kopfe ist in der Wand seine Grabschrift in schwarzen Marmor eingegraben, eingemauert. Da der Stifter eine solche große Summe auf diesen Entwurf bereits verwendet, die durch seine Verlassenschaft und eine unvergleichliche Bibliothek noch mehr vermehrt worden, so ist gar kein Zweifel, daß man in der Folge der Zeit alles nach seinem Willen zu Stande bringen und fortsetzen werde. Man zweifelt auch nicht, es werden mehr reiche Bürger durch Vermächtnisse die jetzige Anlage vergrößern. Gewiß ist es allemal, daß dadurch dem Medicinalzustand von Frankfurt ungemein aufgeholfen werden könne. Der seelige Senckenberg hat noch bey seinem Leben die Originalbildnisse der um die dortigen

Gegenden

Gegenden sonst lebenden Aerze gesammlet. Man findet sie auch in einem Saale in den Gartengebäuden.

Der Stadtrath hat längst eine ganz artige Bibliothek anlegen lassen, die gleich neben dem Römer in etlichen Zimmern aufbewahrt, und unter der Aufsicht eines besoldeten Bibliothekars aus dem öffentlichen Schatz vermehrt wird. Sie hat zwar keine Manuscripte, wenigstens von Wichtigkeit, aber doch sonst viele gute Bücher, besonders aus der Historie. Bey dem Büchersaale befindet sich auch ein Münzkabinet von alten griechischen und römischen Münzen aus Gold, Silber und Bronze.

Ueber den Mayn, der unter, oder neben Frankfurt vorbeyfließt, ist eine sehr schöne steinerne Brücke geführt. Sie hat neun Schritte in der Breite, drey hundert und fünf und siebenzig Schritte in der Länge, und vierzehn Schwiebbogen. Unter der Brücke an dem nordöstlichen Ufer des Flusses landen hauptsächlich alle Schiffe, die von hier ab- und zugehen. Durch eben dieselbe wird die Hauptstadt gegen Südwesten mit einer Art Vorstadt verbunden, die Sachsenhausen heißt, aber ebenfalls ihre Wälle, doppelte an dem Mayn anschließende Gräben und Thore hat. Das deutsche Haus gleich an der

der Brücke mit seiner Kirche sind in derselben die ansehnlichsten Gebäude. Die übrigen sind sehr mittelmäsige Häuser in engen ungleichen Straßen, davon die untern meistens mit dem Mayn parallel laufen. Sie werden von Gärtnern, Schiffern, einigen Handwerksleuten und Tagelöhnern bewohnt.

Man trift in der Altstadt noch eine andere kleinere Stadt an, die zwar nur zwo Gassen hat, aber doch um der Menge ihrer Innwohner willen den Namen verdienet. Es sind die Judengassen, welche durch eine andere durchlaufende getrennet werden. Die Zugänge der einen und volkreichsten werden alle Abend mit einen Thor verschlossen. Sie ist nicht über sechs Schritte breit, ungefähr achthundert Schritte lang, die Gebäude zwey auch drey Stockwerk hoch, und einander so nahe, daß fast die Giebel zusammenstoßen; von außen sehen sie ordentlich geräuchert aus, die Thüren sind so klein, daß kaum zwo Personen neben einander darinne stehen können, an dem hintern Theile habe ich einen oder zween Pumpbrunnen bemerkt. Außerdem ist sie sehr unsauber und eine dichte Wolke übelriechender Dämpfe steigt aus ihr unaufhörlich in die Höhe. Wer sollte wohl glauben, daß in diesen schmutzigen engen Gebäuden,

wie

wie man in Frankfurt durchgängig behauptet, über 8000, man sagt 10000 Juden, und darunter sehr reiche Leute wohnen. Es wimmelt den ganzen Tag von Menschen in derselben. Mich sollte es nicht wundern, wenn eine ansteckende Krankheit nach der andern in diesen ekelhaften Straßen wütete. Ein berühmter Arzt in Frankfurt, dem ich meine Zweifel sagte: erwiederte, daß die ungeheure Menge Knoblauch, den die Juden verschluckten, ihre Ausdünstung frey hielte, und sie vor Seuchen sicherte, und unter ihnen wären bey den letzten Seuchen die wenigsten krank gewesen; gewiß weil ein Gift das andere tödtet. Aber ist es wohl rathsam beständig Arztney zu nehmen, damit man nicht stirbt. Denn die Juden beweisen, daß sie krank sind, weil die mehresten Leute, auch die, so jetzo in der Blüte ihrer Jahre stehen, wie herumwandelnde Todte aussehen. Es wäre nicht nöthig, sie zu zwingen, daß sie sich durch ihre kurze schwarze Mäntel und Krägen von andern unterscheiden sollten, ihr todtenblasses Angesicht zeichnet sie auf eine betrübte Art von allen andern Einwohnern aus. Mir deucht, der Philosoph von Ferney würde für alle seine Fehler, die man ihm beymißt, büßen, wenn er nur vier und

zwanzig

zwanzig Stunden in der langen Judengasse zu Frankfurt zu wohnen, und von den fetten Gänsen, die man dorten auf der Erde feil liegen hat, zu speisen genöthigt wäre.

Mir ist es unbegreiflich, wie eine so weiße Policey, als der Rath zu Frankfurt unterhalten läßt, nicht mehr für diese gefährliche Straßen wacht, da es außen auch allen übrigen Einwohnern der Stadt das größte Unglück zuziehen kann. Es ist wirklich besonders, daß die gerade gegen über stehende Judenstraße größtentheils von ihren Einwohnern verlassen worden und sie sich in die weit engere gezogen haben. Sie sind inzwischen wie aller Orten sehr eingeschränkt. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Handeln.

Frankfurt ist an und für sich ziemlich volkreich, und man schätzt die Anzahl der Einwohner überhaupt auf 45000 Menschen. Die Handlung ist das Hauptwesen, und die untern Zimmer der Häuser sind besonders in der eigentlichen Altstadt Waarenlager von allen nur ersinnlichen Arten. Es sind jährlich zwo Messen hier, wobey ein unbeschreiblicher Zusammenlauf von handelnden Personen, besonders aus den südlichen und westlichen Gegenden Deutschlands und Europens ist, Leder und wollene Waaren, Weine,

Spece-

Specereyen, sind es, womit nebst den Seidenen das stärkste Gewerbe getrieben wird. Man kann leicht denken, daß eine Stapelstadt wie Frankfurt reiche Leute haben müsse, insonderheit sind die Reformirten Häuser dafür bekannt, und man sagt deswegen im Sprüchwort: daß diese das Geld, die Catholiken die Kirchen und die Lutheraner die Gewalt hätten. Dem ungeachtet sieht man den Pracht und Reichthum nicht auf der Straße herumlaufen, obschon in den Häusern der Einwohner alles ziemlich gründlich reich aussieht. Ein rundes Perückgen, ein reinliches Tuchkleid von einer modesten Farbe und ein Stab in der Hand ist die Tracht, deren sich der begütertste Mann nicht schämt. Eben so anständig ist auch das Frauenzimmer gekleidet. Ich habe arme Städte gesehn, wo die Einwohner ungleich mehrere Pracht machen, und es scheint, die Frankfurter erwarten es so schon, daß man sie für reich halten müsse. Inzwischen will ich damit nicht sagen, daß man gar keine bunte, seidne, goldne Kleider, seidene Strümpfe, bunte Schuhe sähe. O ja, aber nicht so viel wie in minder reichen Städten. Die Jugend geht gern an allen Ort bunt, wie ein Schmetterling, und man putzt sich ja nicht

allein

allein deswegen, damit man reich und vornehm scheinen will.

Jedermann ist bescheiden und höflich unter sich und gegen Fremde; aber man erinnert sich doch dabey der republicanischen Freyheit, und ich glaube, daß es in Frankfurt weniger kriechende Leute giebt, als an vielen andern Orten. Wer es nicht glauben will, der gehe nur in die Weinhäuser, welche angesehne Bürger und Kaufleute besuchen. Wohl gefallen, sehr wohl hat mir es, daß man wenig Müssiggänger und gar keine Bettler auf den Straßen sieht, die die Fremden wie Raubthiere verfolgen. Die Innwohner stehen nicht zu allen Stunden des Tages an ihren Fenstern Schildwache. Dieses Betragen muß sogleich einem Reisenden von einem Orte einen guten Begriff erregen. Der Nachrichter hat sich vom Rath einen Freyheitsbrief verschaft, und ihn an alle Thore anschlagen lassen, daß er allein berechtiget seyn soll, die Kloake zu fegen. Welche Indüstrie! Auch unnütze Arbeiten werden mit dem größten Eifer getrieben. Ich sahe zum Beyspiel einen Mann, der so künstlich mit den bloßen Lippen und der Kehle ein Waldhorn, den Fagot, und das Bellen der Hunde nachahmen konnte, daß er wirklich

den

den Namen eines Virtuosen verdiente. So künstlich ist gewiß die Hexe von Endor nicht gewesen. Der Preiß der Lebensmittel ist für eine volkreiche Stadt erträglich. Die Gasthöfe sind gut, und Fremde werden zu ihrer Zufriedenheit, zumal im rothen Hause und im römischen Kaiser bedienet. Man bezahlt doch mit Vergnügen, wenn man reinlich bewirthet wird. Frankfurt ist wie bekannt eine freye Reichsstadt, die von einem Rath und zween Bürgermeistern regiert wird, davon der ältere insgemein aus einer alten Patricienfamilie ist, und alle Jahr von neuen, so wie der jüngere aus den reichsten Kaufleuten gewählet wird. Die Schöppen und Glieder des Rathes von der gelehrten und ungelehrten Bank versorgen die übrigen Stadtämter. Das Rathsglied zieht ein schwarz Kleid an, steckt den Degen an die Seite, geht auf den Römer an seine Geschäfte, kommt wieder nach Hause, kleidet sich um, und gerbt Felle gaar. Dabey ist alles gut und alles wohl verwaltet. Die Juden haben eine große Synagoge hier und ihren freyen Gottesdienst. Die Stadt hat wenig Gebiete, aber doch Weinberge, Ackerbau und einige schöne Gärten. Zur allgemeinen Sicherheit wird ein Regiment Soldaten unter-

halten. Ich rechne darauf, Morgen abzureisen, und dann schreibe ich wieder rc.

Sechster Brief.

Maynz den 17. December.

Nunmehro habe ich Frankfurt wieder verlassen, den Ort, der sich die Ehre vorbehält, den römischen Kaiser zuerst in seinen Wällen zu sehen, der um seiner großen Waarenlager und Kaufhäuser willen berühmt ist, und der endlich nebst andern beweißt, daß man reich seyn könne, ohne große Besitzungen zu haben, und bin gerades Weges nach Maynz gereißt. Der kürzeste und wohlfeilste Weg, hieher zu kommen, ist: daß man sich mit samt seinem Gepäcke auf ein Marktschiff oder ein anderes begiebt, und so mit diesem hölzernen Hause auf dem Mayn herunterschwimmt, welches in etlichen Stunden geschehen kann, wenn der Wind gut ist. Die Fahrt soll in Sommer überaus angenehm seyn. Weil ich aber nicht gerne zu Wasser reise, wenn ich trocknes Fußes von einem Orte zum andern kommen kann: so

so bin ich mit der Diligence gegangen. Dieses Fuhrwerk ist gar nicht zu verachten: denn außerdem, daß man oft mit einer recht artigen Gesellschaft versehen wird, so ist es auch ganz bequem zum Fahren eingerichtet. Stellen Sie sich einen großen in Riemen hängenden Wagen vor, der hinten und vorne zween, und an jeder Seite wieder zween Sitze hat, davon aber die Letzten freylich nicht besonders sind, so haben Sie den Begriff von diesem Fuhrwerk. Die Fenster sind nahe an der Decke eingeschnitten und im Grunde nur Luftlöcher, so daß es beynahe einledernes Schiff vorstellt. Man kann etwas Gepäcke mitnehmen, und so immer bey gutem Wege von Frankfurt nach Maynz in fünf Stunden kommen. Die Diligence geht wöchentlich dreymal: nämlich Sonntags, Donnerstags und Freytags, und die beyden ersten Tage ununterbrochen fort bis Straßburg, wohin man in fünf Tagen reißt. Es giebt in der Stadt noch viele andere Gelegenheiten, z. E. Retourchaisen und dergleichen, allein es sind außerordentliche Fälle, worauf sich ein Reisender nicht verlassen darf. Mein Gefährte mußte ein österreichischer Officier seyn, der erste Mensch, an dem ich merken konnte, daß er mit seinem Stande zufrieden

 war,

war. Wollte er mich etwa gar anwerben? Nein, ich liebe es nicht, mir Arme und Beine zerschießen zu lassen.

Es kann ziemlich allgemein angenommen werden, daß die Breite der Thäler zunimmt, wie die Flüsse an Größe und Breite wachsen. Die Gegend unter Frankfurt mag hiervon ein Beyspiel seyn. Das Thal, in dem der Mayn fließt, ist allbereits Stunden breit, man sieht von der einen nordostwärts liegenden Seite die Gebirge nach der Wetterau gewiß in einer Entfernung von drey und mehrern Stunden. Die Chaussee fängt gleich in der Stadt an, und dauert ununterbrochen bis Maynz fort. Kleine Plätze um die Dörfer zuweilen ausgenommen, wo sich der Schmuz angehäuft hat. Sie läuft überhaupt sanfte Berg ein. Zuweilen, besonders gegen Maynz zu, giebt es kleine Anhöhen, die aber immer tiefer hinuntergehen, als man gestiegen ist. Eine gute Viertelstunde unter der Stadt erreichten wir an einen kleinen Graben die Galgenwarte, wo sich ihr Gebiete von der Seite endigt und der Wegzoll eingefordert wird. Der Boden ist unveränderlich Thon, etwas schwärzlich mit wenigem Flugsand vermischt und dabey unverbesserlich. Sechs Viertelstunden weiter

ter unten kommt man auf dem ersten Chur-maynzischen Ort Höchst. Schon eine Vier-telstunde davon liegen Häuser am Wege an der Maynseite, die man für eine Vorstadt davon ansehen könnte. Außerdem ist dieser in der Geschichte berühmte Ort ein kleines Städtgen mit recht artigen bunten und zum Theil steinern ein Stockwerk hohen Häusern nach gothischer Art gebaut. An der östlichen Seite am Wege nahe am Mayn führt jetzo ein reicher Tobaksfabricant aus Frankfurt ein prächtiges Gebäude auf.

Seit einiger Zeit verfertigt man in Höchst eine Art Porcellan, das stark abgeht und dem Orte viele Nahrung verschaft.

Das Thal behält immer seine Annehmlich-keit, wenn der Reisende in einer weiten Ent-fernung hohe mit Waldungen bedeckte Berge, vor sich die Spitzen der Thürme in den Dör-fern und neben sich die fruchtbarsten Aecker in einen bräunlichen thonigten Boden sieht. Eine Allee von Nußbäumen, die an den Seiten der Aecker stehen, verschönern die Gegend noch mehr, und so stellen Sie sich es vor, wenn Sie wissen wollen, wie der Weg unterhalb Höchst beschaffen ist. Wiesen sieht man gar nicht. Die Felder waren mit Rocken, Waitzen und Rübsen, der außeror-

deutliche fette große Blätter hatte, besäet. Sie werden tief gepflügt und hierzu mehr Ochsen als Pferde gebraucht. Wir hatten noch ein Dorf passirt, das sich ebenfalls vom Ackerbau nährt und gleich schöne Häuser wie die übrigen hat, als wir nach Heidersheim einer Poststation kamen.

Der Ort ist ebenfalls ein großes Dorf mit guten Gebäuden, und würde in Obersachsen eine kleine Landstadt vorstellen. Es ist angenehm, indem man diese Straße bereißt, außer den entfernten Bergen auch noch an dem etwa dreyviertel Stunden entfernt fließenden Mayn die unvergleichlichen Wiesen zu sehen, die an den Ufern zu beyden Seiten hinlaufen. Die Chaussee ist mit pfirsichblütfarben Sandstein besetzt, an und für sich selbst aber anfänglich mit einem schwarzen Thonstein und nachgehends mit einem Sandstein, der fast wie Bimsstein aussieht, gepflastert. Kein Vorbeyreisender, und ich am wenigsten, hätte gewußt, daß in Heidersheim eine Frau Geisiussin lebt, wenn sie nicht dadurch bekannt würde, daß sie an dem Weg ein Crucifix aus Stein errichten und ihren Namen darunter setzen lassen. So wenig braucht es in der Welt bekannt zu werden.

Der

Der Boden bliebe auch jenseit Heidersheim, das die Hälfte Weg von Frankfurt nach Maynz ist, immer thonicht, bald mehr, bald weniger, nur mit dem Unterschiede, daß er in Ansehung der Farbe etwas wechselte, zuweilen ganz schwarz, zuweilen grau, dann gelblich, bräunlich und immer mit etwas Sand vermischt wurde.

Nunmehro kommen außer den Fruchtäckern, auch Weinberge zum Vorschein: denn die Gegend wird jenseit dem letzten Orte etwas mehr hügelicht. Der Boden aber thonigter und schwärzer, als vorher.

Nach zwo Stunden erreichten wir auf einem unveränderten Wege das berüchtigte Hochheim. Es ist ein Dorf sechs Stunden unter Frankfurt an der nordlichen Seite des Mayns. Die Gegend ist hier und da etwas erhaben, der Boden schwarzer Thon, die Weinberge oder Weinäcker liegen so, daß ihr Abhang gegen Südosten und Südwesten gerichtet ist. Die Pfähle stehen in Reihen anderthalb Fuß weit von einander, und sind nicht über drey Fuß hoch. Sie liegen auch nicht aller Orten beysammen, und wechseln mit gut bestelltem Ackerfeld ab. Dieser Ort war in der That schlechter, als die übrigen Dörfer, in die ich bis hieher gekommen war.

 Aber

Aber sein Wein, nach dem alle Kenner lüstern sind, macht ihn merkwürdig. Wir legten hierauf wiederum eine kleine Anhöhe zurück, fuhren eine Zeitlang durch einen flachen Wiesengrund mit einen schwarzen thonigten Boden, und näherten uns nunmehro zu beyden Seiten mit den schönsten Weinbergen umgeben dem Rhein und Maynz, dessen hohe Thürme in einer Entfernung von anderthalb Stunden schon zum Vorschein kommen. Das Feld wird eine Stunde von der Stadt immer unebener und besonders die Nordseite hügelichter. Endlich kamen wir, nachdem wir acht Stunden innerhalb sechsen zurückgelegt hatten, vor den Wach- und Zollgebäuden an, die vor der Rheinbrücke liegen. Sobald die Reisenden ihren Namen, er mag nun wahr oder erdichtet seyn, nebst dem Brückengelde hier abgegeben haben, denn an dem erstern scheint eben nicht viel zu liegen, so steht ihnen frey, die Brücke zu passiren. Sie ist in der That eines der merkwürdigsten Stücke, die Maynz aufzuweisen hat. Ueber sie zu gehen, bringt man fünf Minuten zu. Man muß aber wissen, daß sie ein wenig im Bogen lauft und mithin etwas länger, als der Rhein selbst breit ist, seyn muß.

Es ist eine ordentliche Schiffbrücke. Damit Sie sich davon eine Vorstellung machen können, wenn Sie keine gesehen haben, so melde ich Ihnen, daß es lauter einzelne große im Fluß der Länge nach stehende Kähne, von ungefähr zehn Schritte in der Länge und sechs Fuß in der Breite sind, zu beyden Seiten gehen aus ihnen starke Pfosten oben und unten in die Höhe, auf denen die Querbalken ruhen, durch die ein Kahn mit dem andern verbunden wird. Quer über diese Balken sind starke Bohlen, den Kähnen der Länge nach, gelegt, über die man den Fluß zu passiren hat. Ungefähr zwanzig Schritte von dem an dem westlichen Ufer befindlichen Ende kann man zween Kähne von einander trennen, indem man die Riegel, durch die sie zusammenhalten, öfnet. Windet man nun noch überdies den Anker, der an dem an der längern Seite befindlichen Kahne befestiget ist, in die Höhe, welches durch ein Sternrad bewirket wird, daß in eben demselben steht; so schwimmt der längere Theil den Fluß hinunter, und nun können die Schiffe, die überhalb der Brücke auf dem Strohme treiben, durchfahren. Sobald im Frühjahr oder im Winter das Eis den Fluß herunterströmt, so wird die Brücke geöfnet und auf

die Seite gebracht, da sie außerdem zerrissen werden würde. Die Schiffe, welche auf dem Rhein herauf, oder herunter kommen, liegen dreyßig Schritte von derselben oberwärts vor Anker. Hier werden sie in dazu angewiesenen Plätzen ein- und ausgeladen. Der Rhein hat einen starken Strohm. Das Wasser ist, wenn es helle ist, grünlich und von dem Maynwasser, das sich um Maynz noch nicht mit dem Rheinwasser mischt und trübe aussieht, leicht zu unterscheiden, so bald man etwa zwey Drittheil der Brücke passirt ist. Die Leichtigkeit des Rheinwassers ist auch unfehlbar der Grund, warum in diesem Fluß die gleich stark befrachtete Schiffe tiefer sinken, als im Mayn. Je leichter die Menschen ihr Gewerbe treiben können, desto häufiger ziehen sie sich zusammen, wie man an den Ufern große Flüsse sieht. So fruchtbar die Gegend ist, so würde sie ohne den Rhein unbewohnter seyn, als sie es durch ihre große Städte ist ꝛc.

Siebenter Brief.

Maynz den 19. December

Ehe ich von Maynz abreise, so muß ich Ihnen doch Nachricht geben, was ich davon gelernt habe. Die Stadt ist von der Seite längst dem Rheine nur mit niedern Mauern und darhinter stehenden Geschütze umgeben. An der andern Seite hergegen hat sie Außenwerke, Gräben, Wälle und Baraken. Sie wird Frankfurt an der Anzahl der Gebäude unfehlbar weichen, in der Menge der Zimmer aber ihm gleichen: denn die Häuser sind meistens zwey Stockwerk und nur in wenigen Straßen, die von dem Mittel derselben sehr entfernt sind, ein Stockwerk hoch. Dargegen sind fast alle Gebäude von einem röthlichen Sandsteine aufgeführt: aber doch nicht so regelmäsig wie in Frankfurt. Die Straßen sind an den mehresten Orten überaus enge, und die Giebel der Häuser, da sie vorne herausgehen, stoßen fast auf einander; so daß es in den engen Straßen bey hellem Tage immer dunkel bleibt. Auch in den Häusern selbst kann es so gar licht

nicht

nicht seyn, theils weil man erstlich kleine Fenster hat, und noch überdieß in den ansehnlichsten Gebäuden die Scheiben aus schlechtem Glase, klein, oft gar sechseckigt und in Bley gefaßt sind. Mehrentheils hat man kleine Glastafeln, von etwas mehr als einen halben Fuß im Durchmesser. Die ansehnlichsten Straßen sind theils in der Nähe des Dohms, theils nahe um den churfürstlichen Pallast. Sie werden mit einander reinlich gehalten, aber sowohl die Fußtritte, als der mittlere Theil nur mit kleinen Wacken gepflastert. Was das Ansehn der Stadt noch finstrer macht, zumal wenn man sie von außen betrachtet, ist, daß sie fast durchgehends mit Schiefer gedeckt ist. Die schwarze Farbe der Dächer kann sich unmöglich allemal gut ausnehmen, wenn auch die Häuser noch so schön von außen gemahlt sind. Ich habe zuweilen in den hiesigen Gegenden Gebäude gesehen, wo auch die Seitenwände so mit Schiefer, wie mit einen Panzer überzogen waren. In Ansehung der schwarzen Dächer ist Maynz der Altstadt Frankfurt ähnlich.

Die ganze Stadt ist ein ungleiches Vieleck, das der Länge nach am Rhein, und dem Ufer so nahe liegt, daß das Wasser bey großen

Ueber=

Ueberschwemmungen, wohl bis an das Rheinthor an der Brücke heraufsteigen kann. Die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude, welche einem auf die Stadt von Morgen her Reisenden sogleich in die Augen fallen, sind unterhalb der Rheinbrücke das Zeughaus, das deutsche Haus, und noch weiter herunter das Schloß. Die beyden ersten Gebäude sind sehr modern und das Zeughaus ein Stockwerk hoch aus dem gebräuchlichen röthlichen Sandsteine aufgebauet. Das Residenzschloß im Gegentheil ist ziemlich altväterisch mit kleinen viereckichten stumpfen Thürmen und einem Schieferdache.

Es hat überdies nur einen Flügel auf der Nordseite, der nach der Stadt zu steht; ist aber doch zwey Stockwerk hoch. Die churfürstliche Kapelle ist dem Hauptgebäude an dem mittäglichen Ende angesetzt. Verschiedene schöne Spazierplätze hat es ebenfalls nach der Stadt zu hinter dem einen Flügel. Um das Schloß liegen noch zerstreut verschiedene öffentliche Gebäude, die sich gut ausnehmen, und hierunter besonders eine schöne dem heiligen Johannes gewidmete Kirche. Ferner der Marstall, in dem der jetzige Churfürst eine gute Anzahl prächtige Pferde aufbehalten läßt. Unter den vielen

Kirchen und Klöstern, die man in der Stadt antrift, ist der Dohm zu zählen, der wieder mit ein paar andern, der Frauen- und Peterskirche, als seinen Kindern, umgeben ist. Beydes sind ganz artige nach alter Art gewölbte Gebäude, und die erstere mit einem Thurme versehen, auf dem ein schönes Glockenspiel hängt.

Nichts prächtiger aber kann man sich in Maynz denken, als eben den Dohm. Er ist nach Art der großen katholischen Kirchen ins Kreuz gebauet und ein sehr hohes aus vielen Schwiebbogen bestehendes Gewölbe. Die Pfeiler, welche zu beyden Seiten herunterlaufen, lassen außer der Hauptgallerie auf jeder Seite eine Nebengallerie. Alles ist aus Quadersteinen aufgeführt. An dem östlichen Ende hat sich ein hoher Thurm befunden, der Blitz hat ihn vor einigen Jahren in Brand gesteckt, und man ist jetzt beschäftiget, ihn zum zweytenmal aufzubauen. Es sind auf dem Hauptgebäude auswendig noch einige kleinere, die aber mehr zur Zierrath angebracht worden. Das Chor ist an eben dem Ende, über dem der Thurm gestanden hat, aber so erhaben, daß man, um hinein zu kommen, verschiedene Stufen steigen muß. Von vorne ist es besonders mit eisernen Gatterthüren

terthüren verwahrt. In dem Chor ist an der Morgenseite der churfürstliche Stuhl mit rothem Sammt und einen Baldachin. Zu beyden Seiten laufen die Reihe von Stühlen herunter, in dem die Chorherren ihre Messe singen, gegen Abend aber steht der hohe Altar selbst. Ein großer marmorner, nur mit dem Ganzen proportionirlicher, Altar, an dem man so viel Zierrathen angebracht hat, als es möglich gewesen ist.

In dem Chore trift man an den Wänden verschiedene Statuen aus Marmor, und unter andern zur Rechten des churfürstlichen Stuhls eine alabasterne Groupe an, die das Aufleben eines Grafen, dessen Namen ich vergessen habe, vorstellt. Es sieht bey alle dem Pracht schauderig aus, diesen Auflebenden zu sehen, der in Tücher eingewickelt mit einem in lange Locken eingehülltem Kopfe sich auf die eine Hand stützt, und mit der andern den Deckel seines Sarges in die Höhe hebt. In einem besondern Zimmer zur Linken werden die Schätze des Dohms, der Perlenhimmel und die Meßgewande verwahrt. Ich muß auch nicht vergessen, Ihnen zu melden, daß es hier heilige Reliquien giebt, wie mir es die Leute nennten. Vor dem Altar nach der Kirche zu ruht auf vier hohen Säu-

len ein langer viereckichter Kasten, der von allen Seiten mit großen Glastafeln so versehen ist, daß er ehe ein Glaskasten, als ein hölzerner zu seyn scheint. In diesem Behältnisse werden die Ueberbleibsel aufbehalten, die ich aber nicht selbst gesehen, weil es außer einem Feste war, und ich keine Zeit hatte nachzusehen. Sie können leicht denken, daß alle Stühle von Eichenholz, fein ausgearbeitet, überfirnißt, verguldet, und überall Zierrathen ohne Ende angebracht und verschwendet sind. Zu beyden Seiten längst dem Dohm herunter stehen in den Seitenkapellen, die mit Gatterthüren verwahrt, und einzelnen Domherrn zuständig sind, Altäre, meistens aus Marmor, einige davon sind von vorne von Silberblech mit Schildern und Wappen, alle aber mit unzähligen Zierrathen, heiligen Bildern, schönen Crucifixen und dergleichen an ihrer vordern oder Abendseite versehen.

Was aber in dem ganzen Dohm unfehlbar die schönsten Stücke und Auszierungen machen, das sind die Statuen der Churfürsten von Maynz in mehr als Lebensgröße aufs prächtigste aus Marmor oder Alabaster. Ihre Köpfe und Glieder sind oft unvergleichlich, und ihre Kleidungen, Mäntel und so

weiter mit der größten Kunst ausgearbeitet. Sie stehen auf marmornen Piedestalen, auf denen eine Denkschrift eingehauen ist, in kleinen Nischen ungefähr drey bis vier Fuß über dem Boden. Bildhauer finden darunter verschiedene Muster von schöner Arbeit; und fast jedes Stück ist sehenswürdig, wenn es auch nur von bloßem Holz wäre. Ich sprach einen Domvicarius, der sehr entrüstet war, daß der einfältige Dohmwärter nun schon verschiedenemal den Fremden den Churfürst Albrecht aus dem Hause Brandenburg, welcher zunächst am hohen Altar steht, gezeigt, und dabey gesagt hätte, daß dieses der leibliche Grosvater vom König in Preussen sey. Zum Glück steht doch unter seiner Statue wer er ist, so, daß der arme Dohmwärter mit seinen Vorgeben kein großes Unglück anrichten wird. Man bewahrte in einem besondern Behältnisse drey auf den neuen Thurm bestimmte ungeheure Glocken, davon aber die größte der Erfurtischen Susanna noch nicht beykommt. An der einen Seite des Dohms gegen Mittag gehen Gänge fort, in denen die vornehmsten Personen aus dem Kapitel begraben liegen. Wer ein Liebhaber von Inschriften ist, könnte hier seine Sammlung beynahe vollzählich machen.

Auch um dieses ungeheure Gebäude sind auswendig Gewölbe und Kramläden angebracht, in denen allerhand Waaren von wollenen und seidenen Zeugen ausgelegt sind. Mir deucht es wäre anständig, wenn die Fleischer nicht hier, sondern an andern Orten ihre Hütten aufgeschlagen hätten. Unter die größten Bequemlichkeiten für Reisende gehören auch die gut eingerichteten Wirthshäuser. Es kann seyn, daß mich das Schicksal nicht in den besten geführt, denn so gut war ich gewiß nicht wie in Frankfurt aufgehoben, ungeachtet es der seyn soll, welcher am meisten besucht wird. Es sieht in der R—K. so schmutzig aus, wie in einer gemeinen Bierschenke. Auf der einen Seite neben meinem Zimmer wohnen ein paar junge Herren, die alleweile aus Paris kommen und mir unaufhörlich vorträllern, und auf der andern ein berühmter Zahnarzt aus Stuttgard, der von Morgen bis in die Nacht Zähne ausreißt, und mich zwingt, das Geschrey seiner Kranken mit anzuhören. Zur Nachtszeit das Gehen und Fahren auf der Straße zu erleichtern, hat man in einer Entfernung von vierzig bis funfzig Schritten in den mehresten gangbaren Straßen der Stadt Laternen an härene Stricke so aufgehenkt, daß sie durch Beyhülfe der an den

Seiten der Gebäude angebrachten Rollen herunter gelassen, besorgt und wieder hinaufgezogen werden können. Indem sie mitten über der Straße schweben, so sollen sie es überall helle machen, um so vielmehr, da sie meistens unten spitzig zulaufen. Es ist wahr, daß sie einen guten Schein von sich werfen; allein, da sie gar zu entfernt von einander hängen, so machen sie bey weiten die Helligkeit nicht, welche die in Reihen an den Häusern einander nahe stehenden Laternen zu Frankfurt und an andern Orten geben.

Man hat wirklich einen Ueberfluß an allem, und wer guten Rheinwein an Geburtsorte trinken will, der muß nach Maynz gehen. Da sich des Churfürsten Residenz hier befindet, und überdies so viele Dohmherren und andere vom ersten Range in der Stadt wohnen, so macht sie dieses sehr volkreich. Sie hat aber doch bey weiten nicht so viel Einwohner wie Frankfurt, ungeachtet ein paar Regimenter Soldaten da liegen, und es auch eine ziemliche Anzahl mit der freyen Religionsübung versehene Juden giebt. Mir deucht, ich hätte das Frauenzimmer nirgends häufiger in Kattun gekleidet gesehen, als eben in Maynz. Leute von allem Stande, von jedem Alter, und so weiter, tragen sich

hier ungemein modest und ehrbar. Man sieht wenig brennende Farben in ihren Kleidungen. Es scheint mir auch der Charakter des Volks ziemlich ernsthaft und vielleicht ein bisgen steif zu seyn, ungeachtet man doch dabey allemal höflich genug bleibt. Um die Schönheiten der Städte in weniger Zeit kennen zu lernen und zu übersehen, habe ich für mich ein gutes Mittel entdeckt. Ich trete an die Kirchthüren. Hier habe ich sie geputzt und in der Nähe zur Vergleichung. Was ich aber darüber an F—n. geschrieben, mag ich noch nicht zurücknehmen. Irre ich mich nicht sehr, so kleidet man sich noch ungekünstelter als in Frankfurt, ganz wider die Gewohnheit der Residenzstädte. Ueberhaupt begreife ich nicht, wie man in einem Lande, wo so guter Wein und so herrliches Brod wächßt, den öffentlichen Lustbarkeiten nicht mehr ergeben ist. Denn daß etwa Herr Marchand einmal einige Zeit Comedien spielt, will eben nicht viel sagen.

Die Akademie ist zwar mit Professoren aus allen Fakultäten versehen, aber doch nicht groß, und die Studenten, welches noch oben drauf meistens Landskinder sind, sparsam ausgestreuet. Man sagte, die den Jesuiten entzogenen Güter würden zu einem Hospital,

einer

einer schönen Bibliothek und andern nützlichen Anstalten nach dem Willen des Churfürsten verwendet werden. Vielleicht wird alsdann die hohe Schule besser. Hauptfabriken waren jetzo nicht im Gange, inzwischen werden doch einige Messen gehalten, die man aber nicht mit der Frankfurter vergleichen darf. Eine kleine Strecke von der Stadt gegen Südwesten liegt ein berühmtes Cartheuserkloster, das ich gern gesehen, wenn die fürchterliche Witterung mich nicht daran gehindert hätte.

Meine Abreise ist auf Morgen fest gesetzt, und sie soll mir nicht leid thun, weil mir es hier nicht gefällt. Große Städte sind nicht deswegen auch schöne Städte ꝛc.

Achter Brief.

Manheim den 20. December

Heute frühe bin ich von Maynz ab und nach Manheim gereißt, welches zwölf starke Stunden davon entfernt liegt. Es hatte die ganze Nacht geregnet und war dabey kälter, als fast noch niemals. Die Wege

sind durchgängig Chaussee bis auf einige kleine Stellen und wohl unterhalten. Wir fuhren neben den schönsten Aeckern zur Linken, die nahen Anhöhen zur Rechten waren mit Weinstöcken besetzt, in der Ferne am Rhein sahen wir die schönsten Wiesen und die entfernten im Darmstädtischen gelegenen Gebirge. Der Boden blieb immer wie auf jener Seite des Rheins schwarzbräunlicher Thon mit etwas Sand, in dem die Saat vortreflich stand. Nach einer Stunde erreichten wir das erste Maynzische Dorf Wiesenau. Es ist von diesen Dörfern gewiß, daß sie alle groß mit hübschen Häusern versehen und von einem städtischen Ansehen sind. Die Straße führte uns von da auf ein anderes ähnliches nach Churmaynz gehöriges Dorf Laubenhein, das nicht gar eine Stunde von dem erstern entfernt lag. Der Boden blieb einmal wie das andere, bräunlicher Thon mit etwas klaren Sand vermischt. Die Aecker an der Straße waren mit dem besten Rapp und Rocken und Weitzen bestellt. Die zur Rechten an den Rhein gelegenen Ebenen machten schöne Wiesen, die Hügel gegen Nordwest aber waren Weinberge. In der Ferne gegen Nordosten zeigten sich hohe mit Waldung besetzte Berge.

Das Rheinthal ist hier herum gewiß drey Stunden breit. Endlich kamen wir den rechten Ufer oder dem Nordwestlichen immer näher, nachdem wir ohngefähr nach drey Stunden Nackenheim erreichten, wo die alte Straße von der linken Seite her mit der Chaussee zusammenlief. Die Anhöhen zur Rechten wurden etwas höher, die Aussicht blieb zu beyden Seiten immer die nämliche, da wir mittler Weile von vorne den im Thal herabfließenden Rhein übersahen. Nackenheim weicht in dem äußern Ansehen in nichts von den angeführten Dorfschaften ab. Von da gieng unser Weg in eben der Straße gemach aufwärts nach Bodenheim, das an dem Fuße eines Hügels liegt und ein klein Städtgen mit wohlgebauten Häusern, guten gepflasterten Straßen vorstellt, aber doch nur ein Dorf und zwar das erste Pfälzische ist.

Nach vier Stunden kamen wir auf Bodenheim. Der Boden von Bodenheim aus war noch immer Thon mit Sand vermischt, aber beydes zum Acker- und Weinbau vortreflich. Auf der linken Hand hatten wir neben dem Wege die schönste Saat, auf dem Rande der Felder Obst- und Nußbäume, und auf den Hügeln zur Rechten Weinberge.

Da wir dem Rhein jetzo äußerst nahe waren, und an seinem Ufer fuhren, so fieng sich auch das Erdreich an zu ändern. Man sahe wohl auf den Anhöhen zur Rechten schon einige Zeit vorher einen rothen thonigten Boden, jetzo fiel er aber auch in die Tiefe herunter, und die Aecker waren ebenfalls mit solchen vermengt. Ein Bach, der von den Bergen herunterkam, eine Gruft durchlief, und ganz trübe von Thon und Erde war, machte den Rhein eine weite Strecke roth. Der Fluß, der hier und da eine kleine Insel hat, davon einige so gar gut mit Bäumen besetzt sind, fließt ganz nahe an der Chaussee und würde sie bey einen starken Anwuchs unter Wasser setzen.

Wenn das Dorf Nierstein auch nicht das geringste eigne hätte, so hat es doch einen Wein, der unter den Gewächsen von Rhein die oberste Stelle mit behauptet. Es sind vorzüglich einige Aecker, die nahe bey dem Dorfe auf den Anhöhen und um die Kirche herum liegen, wo das Gewächs so edel wird. Der Boden bestehet aus rothem Thon, der mit Sand, und weiter aufwärts an den Hügeln, auch mit kleinen Steinen vermischt ist. Die Weinberge liegen an den Lehnen der Hügel gegen Südosten. Die Stöcke werden

an

an Pfählen gezogen und übersteigen die Höhe von vier Fuß nicht. Das Land muß aber doch gut gedünget und der Wein fleißig gehackt werden. Man bezahlt gar gern den Morgen mit zwölfhundert bis zween tausend Gulden. Das übrige der Gegend bliebe noch immer unverändert. Wir sahen im Morgen und Mitternacht hohe Berge, in der Mitte des Thals schöne Wiesen und Ackerland, und gegen Mittag und Abend Anhöhen vor uns, die an ihren obersten Ende zuweilen Waldung, unten her aber Weinberge hatten.

Gleich über dem Pfälzischen Dorfe Nierstein, dessen untere Spitze ganz nahe an den Rhein anstößt, wird der Boden wieder graubräunlicher Thon mit Sand vermischt. Die Landstraße hebt sich in die Höhe und läuft an dem Fuße eines Hügels fort, so, daß man den Rhein zwar zur Linken neben sich, aber doch in der Tiefe und ein steiles Ufer hat. Nach einem Wege von einer halben Stunde kommt man an die Ruinen eines alten Schlosses, das in der Anhöhe zur Seite über dem Rhein hängt. Die Geschwindigkeit, mit der ich vorbey gereißt bin, hat mir nicht erlaubt, es in seinem Innern zu sehen. Es sind einige Mauren, ein stumpfer Thurm

und einige einzelne Steinhaufen. Die Ufer des Rheins bleiben immer von den schönsten Wiesen begleitet, so wie sich um die Heerstraße Aecker und um die Anhöhen Weinberge befinden. Beydes ist die Hauptnahrung der Einwohner, die bey einem gesegneten Lande auch genug Abgaben haben.

Nach einer guten Viertelstunde kamen wir nach Oppenheim, welches die erste Station von Maynz nach Mannheim und vier gute Stunden von dem erstern abliegt. Es ist ein kleines Städtgen mit wohlgebauten Häusern nach Gothischer Art, gut gepflasterten Straßen und ein paar Kirchen. Es steht an einer Anhöhe über den Rheinufer und hat Mauren und Gräben. An der Seite vom Rhein sind noch ein paar alte zerstückte Thürme in der Mauer. Die Aussicht von diesem Orte ins Thal und auf den oben herabkommenden Fluß ist bis zum Entzücken schön. Wenn zur vollkommenen Glückseeligkeit der Menschen nichts erfordert wird als köstliches Brod und herrlicher Wein, so kann man ihrer in Oppenheim habhaft werden. Alles ist Ackersmann und Winzer. Wie an den mehresten Orten in der Pfalz, so sind auch hier Protestanten und Katholiken mit einander vermischt. Bey Oppenheim trift

man

man auf dem Rhein eine fliegende Brücke an, die alles hin und herschaft, was von dem einen Ufer an das andere will. Eine schwimmende Brücke, deren Schicksal von einigen kleinen, an einen mitten im Flusse eingeworfenen Anker befestigten Kähnen, abhängt.

Ueber Oppenheim wurde der Ackerboden wiederum schwärzerer Thon, als er bisher gewesen war. Er schien auch bey weiten nicht so viele Sand- und mehr Gartenerde in sich zu halten. Alles übrige blieb wie in den letzten zwo Stunden. Jedoch kamen die Berge an der Süd- und Ostseite immer mehr zum Vorschein und die Aussicht wurde von tausend Schritten zu tausend Schritten noch reitzender. Der Rhein entfernte sich auch mehr von der Chaussee und der linken Hand. Nach dreyviertel Stunden waren wir in Güntersblum, einem ansehnlichen Pfälzischen Dorfe mit guten Häusern, Ziegeldächern, Mauren um die Höfe, und einem ziemlichen Pflaster. Von Florens Schätzen war wenig mehr übrig und nur auf den Mauern sahe ich eine Art Hauswurzel (*), die auch in Menge an ähnlichen Orten zu Oppenheim stand. Der gemeinste Stein zum Bauen war ein grauer Sandstein. Man

(*) Sedum reflexum.

Man führt in diesem weiten Rheinthale die Mauern so auf, daß ihr oberer Rand nicht platt, sondern spitzig wie eine Schneide zulauft, und verhindert damit leichter das Uebersteigen, und daß das Regenwasser nicht stehen bleiben und sie verderben kann. Hergegen sind die Befriedigungen herzlich schlecht. Dünne Zäune, und auch die nur von etwas Rheinweiden, Ahorn, einigen Weißdornbüschen und Silberblüten. Eine Strecke hinter Günthersblum fängt sich das Erdreich an zu verändern, und der Sand behält vor dem Thone die Oberhand. Er sieht bräunlich grau aus, und überzieht alle Felder, die dem ungeachtet äußerst fruchtbar an Getreide sind, und an den Rainen Obst- und Nußbäume stehen haben. Die Chaussee läuft an den Fuß der niedern Berge fort und steigt dem Rhein entgegen immer aufwärts, von dessen ihn zu beyden Seiten begleitenden Wiesen man sich immer weiter und weiter entfernt. Die Berge an der südöstlichen Seite kommen nun noch höher und besser hervor. Zugleich sieht man auch einen Thurm, den der Herr Landgraf von Darmstadt noch kürzlich erst auf einen der höchsten Berge, dem Malches, welcher der Moelibocus seyn soll, hat setzen lassen. Der Höhe nach muß

die Aussicht von da über den ganzen Rhein wenige ihres gleichen haben.

Jenseit Günthersblum wird der Boden in einem ziemlichen Abstande vom Rhein grau und größtentheils sandig, dadurch aber der Fruchtbarkeit der Aecker gar nichts entzogen. Man hat noch allezeit die westlichen Hügel, unter denen der Weg weggeht, ganz nahe, da im Gegentheil die Oestlichen über drey Stunden entfernt zu seyn scheinen. Die Chaussee ist zu beyden Seiten mit Obstbäumen besetzt, und die Aecker sind unübersehlich. Aus denen übergebliebenen Kräutern, welche am Wege standen, und wovon einige gar noch blüheten, wie der Wiesenhahnenfuß (*), eine besondere Art einer Kreßpflanze (**), der gelben Sterndistel (***), des weißen Wollkrauts (****) und so weiter konnte man sehen, wie gelinde und warm die Gegend seyn müsse. Ungefähr zwo Stunden hinter dem vorigen Orte hat man den erwähnten weißen Thurm mit sich in einer Linie.

Bald darauf trafen wir auf Rheintürkheim einem churpfälzischen Dorfe, das über der Heerstraße in einer Entfernung von einer Viertel=

(*) Ranunculus acris.
(**) Sisymbrium.
(***) Centaurea calcitrapa.
(****) Verbascum Lychnitis.

Viertelstunde zur Linken, oder gegen Morgen liegen blieb. Inzwischen waren wir jetzo dem Rheine, der hier und da Inseln auf sich hat, wieder näher gekommen.

Das Erdreich wurde oberhalb diesem Orte wieder schwärzer und mit mehrern Thon vermengt, und zu gleicher Zeit hörte der gepflasterte Weg auf. Ein adeliches Haus von Dahlberg behauptet, das Weggeld zu heben, und verpflichtet sich dafür, den Weg zu machen; da aber Pfalz in das Erstere nicht einwilligen will, so unterbleibt auch die Anlage einer guten Chaussee. Der Weg läuft an tiefliegenden Wiesen hin. Dem äußern Ansehn nach müssen sie herzlich schlecht seyn. Man hat sie überall mit Gräben durchzogen. Unterdessen waren doch große Plätze mit Schilf und Rohr bedeckt. Vor uns lag ein Kiefernwald, und es schien, als ob wir ihn durchreisen müßten. Allein, nachdem wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, so blieb er uns zur linken Hand an dem Rhein hinauf liegen, seine ganze Länge betrug nicht über eine Sechstelmeile.

Alle die Gräben, welche durch die sumpfichten Wiesen gezogen waren, und noch ein anderer, der überzwerg von der westlichen Seite herkam, vereinigten sich ungefähr eine

eine Viertelstunde über Rheintürkheim, und flossen von Südwesten nach Osten in den Rhein. Eine halbe Stunde weiter hinauf fieng der Boden wieder an roth zu werden. Er breitete sich nun überall aus, und bestand aus einem mit groben Sande vermengten Thone. Nachdem wir die sumpfichten Wiesen und die Waldgegend verlassen hatten, so wechselten Aecker und Wiesen mit einander ab; der Boden blieb immer röthlicher Thon, und wurde so viel freyer vom Sande, je weiter wir an dem Rhein hinauf kamen.

Ungefähr eine Viertelstunde von Worms fiengen die Weinberge wieder an, und dauerten so bis an die Stadt fort. Der Boden war thonigt mit kleinen Steinen vermengt. Die Weinstöcke werden in parallel laufenden Reihen gepflanzt, und sind nicht über zwo Ellen hoch. Sie standen an niedrigen Pfählen, und die Erde war in kleinen Hügeln um sie aufgehäuft. Einige hundert Schritte von der Stadt stießen wir zunächst auf unserer lieben Frauen Stift. Es ist ein altes Gebäude mit Kirche und Kloster, das hausen vor Worms gegen Nordosten liegt, mit einer niedrigen Mauer umgeben ist, und von Stiftsherren und Capucinern bewohnt wird. Der Boden erhebt sich um dieses Stift um etwas

was weniges, und besteht aus lauter Weinbergen, die ebenfalls einen rothen bolusartigen Grund haben. Die Stöcke sind in Reihen ganz nahe aneinander gepflanzt, nicht über vier Schue hoch und mit kleinen etwa einen Fuß tiefen Furchen durchzogen. Was in dem kleinen Bezirk, der etwa ein paar Morgen enthält, an Trauben gelesen wird, liefert die berühmte Liebfrauenmilch, eine von den edelsten Arten des Rheinweins. Wer den kleinen Bezirk gesehen hat, wo dieser Wein wächßt, und in allen Gasthöfen Liebfrauenmilch antrift, den muß wohl sehr natürlich einiger Zweifel gegen das, was man ihm unter dem Namen giebt, entstehen.

Es dauert gute anderthalb Stunden ehe man von Rheintürkheim auf diese zweyte Station von Maynz aus nach Manheim zukommt; so daß man sie gar wohl auf fünf Stunden rechnen kann. Eine halbe Stunde und weiter von der Stadt verliert sich der schlechte Weg wiederum, der bey regnichten Wetter sehr übel zu passiren ist, und man kommt auf eine ziemlich gute Chaussee, die bis nach der Stadt anhält.

Worms ist eine ganz artige in der Ebne liegende Stadt mit Wällen und Gräben. Sie ist an den meisten Orten gut gepflastert, und

und hat recht schöne steinerne Häuser, davon einige nach gothischer Art, andere aber völlig modern gebauet sind. Obenhin zu urtheilen, könnte sie ungefähr sieben bis achthundert Gebäude haben. Der Weinbau ist das, woran sich die Einwohner halten. Außerdem wohnen auch viele Juden da, und mir deucht, ich hätte nirgends einen Ort angetroffen, wo man von ihnen mehr mit ihren Waaren, und oft genug auch mit ihrem Gestanke verfolgt wird. Sie sehen größtentheils sehr dürftig aus, und darneben sind ihre Abgaben beträchtlich. In den Thoren giebt man auch auf nichts mehr acht, als auf ihr ein- und ausreißen. Die Stadt hat Protestanten und Catholicken in sich, und dabey ihre eigne Regimentsverfassung.

Hinter Worms lief der gepflasterte Weg im Felde fort. Zur Linken gegen Morgen floß der Rhein in einer geringen Entfernung, zur Rechten aber zeigte sich nichts als Ackerland. Die Aecker waren hier und da mit Nußbäumen besetzt, und der Boden graufarbner Thon mit etwas Sand vermischt. Nach drey Viertelstunden kamen wir an das erste Dorf Bobenheim, das nach Pfalz gehört, und in Absicht seiner Größe und seines Ansehens mit allen zeither uns aufgestoßenen

übereinkommt. Das Rheinthal ist nicht sehr breit, und überdieß ziemlich ungleich, so daß hier und da kleine Hügel und Anhöhen vorkommen. Inzwischen lauft der Weg immer eben, neben den Ungleichheiten fort.

Die Nacht war völlig eingetreten, und überdies das Wetter so unfreundlich, daß man nichts bessers thun konnte, als den Wagen überall schließen. Nach einer starken Stunde kamen wir nach Rorheim, welches ein Churpfälzisches und an einen in dem Rhein fließenden Wasser gelegnes Dorf ist.

Mein Reisegefährte war ein reicher Weinhändler aus Nierstein, von dem ich doch wenigstens etwas in Absicht auf den Weinbau lernen konnte, ungeachtet ich sonst seine Gesellschaft herzlich gern gegen eine andere vertauschet hätte. Er gestand ein, daß die Aecker immer die besten Trauben lieferten, welche thonigt, mit Steinen vermischt und an den Anhöhen gegen Süden- und Südosten liegen, und daß man einen Morgen solchen Landes um sein Dorf mit funfzehnhundert bis zwey tausend rheinische Gulden bezahlte, weil sie auch in den schlechten Jahren noch immer so viel abwürfen, daß der Eigner seine aufgewandete Kosten und den verbrauchten Dünger bezahlt bekäme. Man darf nämlich nie unterlassen,

sie fleißig zu düngen, oft neue Reben einzulegen, und die Erde um sie aufzulockern und aufzuhäufen. Inzwischen klagte er, daß die alten guten Weine nicht mehr so gesucht würden, weil sie zu hoch im Preiße seyn müßten, und daß man leichter ein Stückfaß alten Wein, als guten neuen anträfe.

Ueberhaupt, wer in den Weinländern gute Weine trinken will, muß sie ja nicht in den Wirthshäusern suchen. Es ist selten, daß man ihn daselbst ächt antrift. Am leichtesten findet er sich bey reichen Weinhändlern, die für ihre Zunge am ersten sorgen. Man hört einen Eingebohrnen des Landes mit Lust von der Güte der alten Weine und ihren Eigenschaften reden. Die Leute können recht sagen, er müsse den Geruch eines Fürnisses, den Geschmack eines Gewürzes und eine gewisse Fettigkeit haben, die sein geschwindes Mischen mit dem Wasser verhindere, daß er überdies wenig Säure an sich spüren und eine dunkelgelbe Farbe besitzen müsse. Wenn gleich alle Welt begreift, daß die säuerlichen Weine zur Erzeugung des Steins Anlaß geben, und die tägliche Erfahrung lehrt, daß in den Rheinprovinzen diese Krankheit viel gemeiner, als in andern Gegenden Deutschlands sey: so wird doch

der Einwohner es nicht eingestehen und den Abgang des Steins, als eine gute Wirkung des Weins erheben. Denn das kann er doch nicht leugnen, daß seine Landsleute den Stein haben. Mein Weinhändler aus Nierstein verschwendete Lobeserhebungen, wie er auf die treibende Kräfte seines Abgottes kam. Die Straße war mit Nußbäumen besetzt und recht gut beschaffen; inzwischen konnte man doch aus allen Umständen und dem Schleichen der Räder schließen, daß der Boden sandigter geworden sey.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir Frankenthal. Diese kleine Landstadt, die Gräben und Wälle hat, ist über die Maßen regelmäsig gebaut. Die Häuser sind mehrentheils von Stein und ein Stockwerk hoch, dabey gut geweißt und männlich angestrichen, ob sie gleich nicht sehr groß sind. Die Straßen durchschneiden einander so senkelrecht, daß sie dadurch in lauter Vierecke abgetheilt wird. Ungeachtet in den hiesigen Gegenden Weinbau und Ackerland eine allgemeine Beschäftigung und Nahrung ausmachen, so ist doch die Regierung zu Manheim vorzüglich darauf bedacht gewesen, dem Orte durch Fabriken wieder aufzuhelfen, da er wie die mehresten in der Pfalz in den französischen

sischen Kriegen gänzlich verheert worden ist. Gegenwärtig war eine Porcellanfabrike, desgleichen eine Kartenfabrike und eine Tobaksfabrike unter churfürstlicher Begünstigung und Vorschuß angelegt. Es ist Fremden erlaubt sich überall umzusehen, und man macht kein Geheimniß aus bekannten Dingen, die an andern Orten auf eine lächerliche Art verhelt werden. Man sagt, daß alles daselbst einen recht guten Fortgang habe. Von dem Porcellane, welches eine Art Fayence ist, weiß ich gewiß, daß sie stark geht und vertrieben wird.

Ohne langes Verweilen giengen wir weiter nach Manheim zu. Das Land ist noch immer mehr sandigt, als thonigt, ehe man aber noch eine halbe Stunde geendiget hat, so kommt man nach Stuterheim und nach einer halben Meile nach Oggersheim, welches ebenfalls an der Straße eine starke Stunde von Manheim und ungefähr vier kleine Stunden von Worms liegt. Es ist zwar nur ein Dorf, hat aber doch schöne Häuser, und ist sehr regelmäsig gebauet. Außerdem ist es noch um des Lustschlosses willen berühmt, das die Churfürstin daselbst hat. Es liegt an dem südlichen Ende des Orts, man hat mich versichert, daß es unvergleichlich ausgeputzt

und mit den herrlichsten Gemählden versehen sey. So viel ich in der Dämmerung sehen konnte, war es von Steinen und nur ein Stockwerk hoch, an der Südseite aber mit einem Graben umgeben.

Von Oggersheim bis nach Manheim wird das Land niedrig, an einigen Orten sandigt, an andern aber sumpficht. Es ist überall mit tiefen Gräben, die so gar dichte an der Landstraße hinlaufen, durchzogen, und mit Pappeln und Weiden besetzt. Es versteht sich, daß hier mehr Wiesenwachs, besonders auf der Seite zwischen dem Rheine und der Straße sey. Sie führt in vielen Krümmungen endlich Seitwärts gegen Südosten auf die vor der Stadt über den Rhein gehende Schiffsbrücke zu. Die Letztere kommt völlig mit der Brücke bey Maynz überein, ist aber bey weiten nicht so breit wie jene. Man hat die Chaussee haußen vor der Stadt da der Rhein sehr anschwillt, merklich erhöhen müssen, und doch ist er zuweilen noch übergetreten, welches die erste Folge von dem geringen Hange des Landes zwischen Manheim und Oggersheim ist.

Wie froh war ich nicht, da wir endlich zu den Thoren hineinfuhren, und ich den Weinhändler abziehen sahe. Ich bin im

goldnen Pfluge nahe am Markte abgetreten, wo mir wohl seyn soll, bis ich weiter gehe ꝛc.

Neunter Brief.

Manheim den 21. December.

Weil die Abende lang sind, so bleibt mir immer Zeit übrig, was ich gesehen habe, aufzusetzen; und da ich es Ihnen zuschicke, so gewinne ich dadurch noch, daß ich Sie oft an mich erinnere.

Man mag Manheim betrachten, von welcher Seite man will, so muß man allezeit einräumen, daß es eine von den schönsten und merkwürdigsten Städten Deutschlands sey. Die unglückseligen Verheerungen, denen die Pfalz in dem vorigen und zum Theil noch in diesem Jahrhundert ausgesetzt gewesen, haben hauptsächlich auch sie mit betroffen und zu ihrer jetzigen Gestalt in der Folge Anlaß gegeben. Da man anfing auf ihre Wiedererbauung zu denken, so wurde der Plan ihrer Einrichtung und vorzüglich der Festungswerke dem General Coehorn übertragen. Von diesem rühren die Letztern eben sowohl wie ihr

übriges her. Die Gräben um die Stadt sind sehr tief und an einigen Orten mit Wasser angefüllt, die Werke selbst gut ausgemauert, die Wälle hoch und breit, und wo ich mich nicht irre, eine Achteck. Sie ist nicht sehr zahlreich an Gebäuden, aber doch volkreich und die Anzahl der Einwohner wird mit der Besatzung auf 25000 geschätzt. Im Winter kann sie sich um der Anwesenheit des Hofes und vieler Fremden willen etwas vermehren. Hergegen fällt sie aus entgegen gesetzten Ursachen auch wieder. Die Häuser sind ungemein regelmäsig gebauet, meistens von einen Stock, und viele davon laufen sogar unter einem Dache fort. Wenn man aber sagt, daß die ganze Stadt gleich hoch sey, so ist es übertrieben. Man trift sogar noch in den vornehmsten Straßen alte elende Häuser an, deren sich die Nachbarn zu schämen hätten, wenn sie mit ihnen unter einem Dache wären. Ungeachtet ich aber eben nicht glaube, daß alte raucherige und ungleich aufgeführte Häuser eine Stadt zieren, so kann ich mich doch nicht zuweilen des Einwurfs erwehren, ob es nicht auch in der Regelmäsigkeit zu weit getrieben werden könne. Das Auge des Reisenden wird müde, und er fängt an zu gähnen, wenn er

immer

immer einerley sieht. Ich wollte wohl, daß aus Manheim die alten schmutzigen und unscheinbaren Häuser weg, und neue regelmäsige an ihrer Stelle wären, aber sie müssen nicht alle just nach einem Model gebaut seyn.

Da die Gebäude mit einander im Vierek eingeschlossen sind, so giebt es den Straßen eine solche Gleichheit, daß sie alle entweder parallel neben einander fortlaufen, oder einander recht winkelicht durchschneiden. Dabey sind sie breit, helle, schön gepflastert, mit guten Abzügen versehen, und an der Seite der Fahrstraße mit Laternen besetzt. Hier und da stößt man auf kleine Plätze, die in Schranken eingeschlossen und mit Bäumen besetzt sind, wodurch man im Sommer bey der Hitze nahe bey den Gebäuden, die angenehmsten Spatziergänge erhält. Wenn man sagt, daß man in Manheim im Mittel der Stadt zu allen Thoren hinaussehen könne, so sollte man das Hinaus weg lassen, ich wüßte keines, als dasjenige, welches der Residenz gerade entgegen liegt, hierzu einigermaßen schicklich.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind einige sehr ansehnlich, wie das Haus für das Lotto, das Kaufhaus, welches rings herum

Arcaden hat, die Kaserne bey der Jesuiterkirche und verschiedene andere. Nichts schöners kann man sich vorstellen, als eben das letztere Gebäude, welches eigentlich die Hofkirche ist, aber darum die Jesuiterkirche heißt, weil diese Ordensgeistlichen sie zur Haltung des Gottesdienstes für den Hof angewiesen bekommen. Sie liegt in einer kleinen Entfernung seitwärts vom Schlosse, an der vordern Seite ganz frey. Ihre große Regelmäßigkeit und länglich viereckichte Gestalt lassen in dem Innern viele Kunst erwarten. Die Säulen sind in dem Innern eben sowohl, wie die Seitenwände an ihrem untern Theile von Marmor. Sie hat außer dem Hauptaltar an jeder Seite noch drey Nebenaltäre, die ebenfalls aus Marmor sind. Ueberall ist eine Menge Schnizwerk nebst einer reichen Vergoldung angebracht. Gerade dem Hauptaltar gegen über ist das Chor, mit einer für das Ganze proportionirlichen Orgel. Man kann leicht denken, daß man auch an den übrigen Auszierungen nichts gespart haben wird. So ist zum Beyspiel die Decke gut gemahlt. Zu beyden Seiten neben der Hauptthüre gegen Abend hält ein Engel ein Weihbecken in Gestalt einer Muschel aus schwarzen Marmor, das

aus einem Stücke ist, und zuverlässig drey Fuß in der Länge und anderthalb in der Breite hat. Beyde sind vom Verschaffelt ausgearbeitet. Es ist Schade, daß durch das eine eine große weiße Ader läuft, die ihm einigen Uebelstand giebt. Das Jesuitercollegium stößt gleich von der Nordostseite an dieses mit zween ansehnlichen Thürmen versehene Gebäude. Die ganz moderne Bauart der Kirche zeigt, daß sie erst kürzlich müsse fertig geworden seyn.

Unter allen Gebäuden bleibt freylich die Residenz das vornehmste. Sie liegt am südlichen Ende der Stadt und theilt sich von selbst in drey Haupttheile ab. Sie ist aus einem röthlichen Sandsteine aufgeführt, zwey Stockwerk hoch, und hat ein gebrochenes Dach. Der mittlere Theil ist im Grunde, und macht den hintern Theil des Schloßhofes, der sehr geräumlich ist, aus. Von forne ist er theils mit einem eisernen Gatter, theils und zu beyden Seiten an den Thoren mit einer Wache versehen. Die Flügel sind nach der Stadt zu vorgerückt, und länger, als das Hausgebäude, so wie in dem Letztern hauptsächlich die churfürstlichen Wohnzimmer sind, so befinden sich in dem Flügel gegen Abend das Opernhaus und andere zum Vergnügen

gnügen bestimmte Plätze. Das Erstere ist unfehlbar eines der schönsten und soll größer seyn, als das neue Opernhaus zu Paris. Das Maschinenwerk für das Theater ist sehr zahlreich und gut eingerichtet. Die Bühne selbst wird von vorne zu beyden Seiten von schwarzen marmornen Säulen geschlossen. Die Decke ist gut gemahlt, und außer den gewöhnlichen Logen, wo alles mit Mahlerarbeit und Vergoldungen ausgeputzt ist, auch noch das Parterre in seinen Erhöhungen mit Sitzen versehen, so daß man eigentlich nirgends zu stehen nöthig hat. Der Zugang zu den Schauspielen ist unentgeldlich, wird aber noch besonders verstattet, oder man muß specielle Erlaubniß erhalten haben.

In dem auf der östlichen Seite gelegenen Flügel sind die für die Wissenschaften bestimmten Säle und Zimmer beysammen. In dem untern Theile des Gebäudes findet sich ein Naturalienkabinet, welches der jetzige Churfürst anlegen lassen. Es ist zwar eine Sammlung aus allen drey Naturreichen, aber unstreitig das Mineralreich in Absicht auf die Erzstufen am reichsten. Man trift eine Menge reiche Silberstuffen, Stuffen von gediegnem Golde, Bauernerz, und was wohl das vornehmste und dem Cabinette eigne ist,

so

so hat man sich beflissen, alle Erze, Steine, Erden und so weiter, welche der Churpfalz eigen sind, zusammen zu bringen. Aus diesem Grunde bekommt man eine Sammlung von Quecksilber und Zinnoberstuffen aus der Pfalz zu sehen, die man gewiß an keinem andern Orte aufzuweisen hat. Das Land hat sehr schöne Marmorbrüche, davon man die bisher bekannten Gattungen ebenfalls aufbehält. Die aus der Pfalz in Menge zusammen gebrachten Versteinerungen sind sehr schön. Man zeigt auch den Abdruck eines sehr großen Fisches in Schiefer. Ein besonders schönes Stück. Ich will aber nicht verrathen, wie der Fisch heißen mag.

In Ansehung des äußerlichen ist nichts gespart, was theils die bessere Erhaltung der Naturalien angeht, theils aber auch zum Putze erforderlich ist. Die Sachen sind in verschiedenen auf einander stoßenden hellen Zimmern aufbehalten, und die Naturalien theils auf Tafeln ausgelegt, und mit Glasfenstern bedeckt, theils in Schränken hinter Glasthüren ausgestellt. Ich habe hier einen jungen Zebra gesehen, der sich schön erhalten hatte. Die Zimmer sind zum Vortheile des Publici Vor- und Nachmittage offen, und werden auch im Winter geheitzt. Insgemein beglei-

begleiten die Fremden die zur Aufsicht gesetzten Bediente. Kenner lassen sich nicht irre machen, wenn man ihnen etwas falsch angiebt, und die, welche solche Sachen wie einen Raritätenkasten, oder ein Spielwerk betrachten, für die ist das Unglück nicht groß, wenn man ihnen einen Maykäfer für ein Nasenhorn weißt.

In eben dem Flügel befindet sich auch die churfürstliche Bibliothek. Sie ist noch nicht groß, aber auch erst seit nicht gar langer Zeit angelegt. Man behält sie in einen langen prächtigen Saal auf, die vordere Wand ist mit Fenstern versehen, die von unten, bis oben hinaus gehen. Da der Saal durch das zweyte Stock durchgeht, so sind daher auch zwey Stockwerke der Bibliothek entstanden, um welche Balkons, die vorne mit eisern Gatteen verwahrt sind, laufen. Die Thüren, davon ich drey bemerkt, sind mit scharlachfarbenen Sammetvorhängen geschlossen, der Boden das schönste Parket, und der Himmel ein in Kalk gemahltes Stück. Neben der Thüre zu beyden Seiten stehet ein Brustbild aus weißen Marmor, davon das eine der Churfürst, das andere die Churfürstin ist, von Verschaffelt. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz in natürlicher Größe; sonst

sonst aber mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Die Bücher sind nach den Wissenschaften abgetheilt und durchaus in sehr saubern Franzbänden, wodurch der ganze Saal ein gutes Ansehn erhält. Zu ihrer Besorgung sind außer dem Hauptbibliothekar noch Unterbibliothekare und Wärter, so, daß dadurch dem Publiko ihr Gebrauch erleichtert wird. Zur Zierde des Saals steht noch in der Mitten ein Weltsystem, das, wo ich nicht irre, in England verfertiget worden ist. Es findet sich auch gleich darbey ein Münzkabinet. Ich habe bereits noch mehr gesehen, und kaum werde ich Morgen, Sie davon Nachricht zu geben, endigen können ꝛc.

Zehenter Brief.

Manheim den 22. December.

J— e wird hoffentlich meine Aufträge besorgt haben, ist es nicht geschehen, so erinnern Sie ihn durch das, was ich Ihnen von hier schreibe.

Das Herrlichste, was man zu Manheim überhaupt, und in der Residenz insbesondere sehen

sehen kann, ist der Bildersaal. Er befindet sich in eben dem Flügel, und nimmt neun große Zimmer ein, welche außer ihrem reinlichen Ansehen auch noch die gute Eigenschaft haben, daß sie Licht genug erhalten. Man braucht weiter nichts, als einen gesunden Menschenverstand, um sogleich von der Schönheit der Gemählde getroffen zu werden.

Man hat lauter Originale von den größten Meistern aus allen Schulen dieses und der vorigen Jahrhunderte zusammengebracht. Sie sind in keiner genauen Ordnung aufgehängt, welches in der That für den Künstler, ihn in den Stand einer guten Beurtheilung zu setzen, ein großes Hülfsmittel wäre. Daher trift man einzelne Conterfaite, Schildereyen, Cabinetstücke, Miniaturstücke, Köpfe u. s. w. von eben so vielen Mahlern unter einander an. Inzwischen sind dieses Nebendinge, und die Gemählde bleiben immer was sie sind. Ich will nur einige erwähnen, die mir vorzüglich in die Augen gefallen sind, und ohne mich an das zu binden, was insgemein den Fremden davon gesagt wird.

Nichts kann natürlicher vorgestellt seyn, als der Tod des Seneca, den der Spagnoletto gemahlt hat. Der Affect in den Gesichtern der Umstehenden ist auf das lebhafteste ausge-

ausgedruckt. Seneca selbst sieht mit einer stoischen Gelassenheit sein Blut fließen, und läßt zugleich gewahr werden, wie ihn der Abgang blässer macht. Die Zeichnung ist stark, die Farben lebhaft, und Licht und Schatten heben die Gegenstände merklich über die Oberfläche.

Vom Lairesse findet sich der sterbende Cato: ich möchte fast dieses Stück dem Erstern noch vorziehen. Man sieht den Entschluß des Mannes, sich zu tödten, in dem Gesicht aufs deutlichste ausgedruckt. Die Stellung, die er annimmt, das Auflaufen seiner Muskeln, und den Darm, der ihm aus dem Leibe hängt, sieht man so naturlich vor sich, daß man in Ansehung der Farbe, des Umrisses, und des Lichts und Schattens glauben sollte, er hienge zum Bilde herunter. Ich gedenke nicht, wie natürlich die Verwirrung seiner um ihn versammleten Freunde angegeben ist. Beyde vorige Stücke sind in Lebensgröße. Von eben diesem Lairesse ist auch eine Landschaft da, ungefähr vier Fuß lang und zween hoch. Sie stellt eine Seeküste, mit denen sich dem Lande nähernden Fahrzeugen vor. Der Himmel ist zwar hie und da mit Wolken bedeckt, da aber die Sonne sehr helle scheint, und die Luft glänzend macht, so

Stadtbibliothek Augsburg

stellt sich der Schein, dem Gemählde nach, eben so auf der Fläche des Wassers, wie in der Luft dar. Es ist mir vorgekommen, als ob der Künstler in der Farbenmischung den Glanz der Luft und den Wiederschein im Wasser in der größten Vollkommenheit nach der Natur gemahlt hätte. Da eben der Tag nicht sehr heiter war, an dem ich es besahe, so schien sich ein mehreres Licht von demselben ab ins Zimmer zu verbreiten. Man hatte es in einem der Letzten dichte an der Thüre aufgehängt, wo es jedem leichte in die Augen fällt. Ich lasse es dahin gestellt seyn, in wie fern der Entwurf der Landschaft eine bloße Idee des Künstlers ist, was ich von der Vorstellung der Luft gesagt habe, leidet keine Widerrede.

Aber, was unstreitig in ihrer Art die vornehmsten Stücke seyn mögen, das sind zween Köpfe von Denner, etwas kleiner, als in Lebensgröße auf Kupfer gemahlt. Sie stellen einen alten Mann und eine alte Frau vor, beyde sind mit einem solchen Fleiße und so vieler Sorgfalt verfertiget, daß man, zum Beyspiel, in der gehörigen Entfernung die einzeln Haare in dem Barte und in dem größtentheils kahlen Hirnhaupte unterscheiden kann. Außerdem ist die Zeichnung scharf, und die Runzeln

zeln sind durch Licht und Schatten fürtreflich ausgedruckt. Selbst in den Augen des alten Mannes sieht man eine dem Alter allemal eigne Mattigkeit. Was ich von diesem gesagt, gilt auch von dem alten Weiberkopfe, doch muß ich gestehen, daß mir der Erstere besser gefallen hat. Um diese raren Stücke desto mehr zu schonen, sind sie hinter kleinen Thüren in dem hintersten Zimmer verwahrt. Es sieht, wenn die kleinen Schrankthüren aufgemacht werden ungefähr aus, als ob zween alte Leute mit dem Köpfen zur Wand heraussähen.

Unter die schön ausgearbeiteten Stücke rechnet man auch den heiligen Sebastian, wie ihm der Märtyrertod angethan wird. Es ist an dem, daß die ihm gegebene Stellung nebst der Zeichnung des Ganzen sehr gut in die Augen fällt, und alles unter einander ein schönes Verhältnis habe. Allein es ist mir vorgekommen, als ob die Farben allzu dunkel, und über das Ganze zu viel Schatten verbreitet wäre, wodurch die Gegenstände etwas undeutlich werden. Van Dyke hat dieses Stück in Lebensgröße gemahlt.

Besser hat mir eine Lucretie vom Altgraf gefallen. Eine bräunliche halbnackende Rö-

merin von ungefähr drey und zwanzig Jahren, sticht sich vorwärts gebeugt einen Dolch unter der Brust hinein. Ihre obern Glieder haben just die Stellung, die man bey einer gleichen That annehmen könnte. Sie hängt sich etwas vorwärts, da der Dolch über die Hälfte in der Brust steckt, so schließt die Hand die Handhabe nur leicht, und aus den Augen, so wie von den blassen Lippen bricht die anwandelnde Ohnmacht hervor. Man kann sich leicht vorstellen, daß ihre Bildung und das ganze Bruststück auch bis auf die Farben vollendet ist. Ich vermuthe, daß der Künstler kein Original gesehen, und mithin alles nur aus der Einbildung gemahlt hat. Ich wüßte auch nicht, in welchem Lande unter dem weiten Himmel, und zumal unter den klugen Europäern, Jemand so eine Thorheit begehen wollte. Noch ein sehr schönes Gemählde ist Rubens, der seine Frau liebkoset. Beyde sind nicht gar in Lebensgröße, ungefähr die Hälfte abgebildet. Rubens hat das Bild selbst gemahlt, und so viel von der Kleidung ausgelassen, daß sie beyde, in Absicht auf das Gewand, vieles mit unsern ersten Eltern gemein haben. Die Frau Rubens ist doch noch ein bischen schamhaft, denn sie dreht sich halb von ihrem sie

unarmenden Manne hinweg. Inzwischen weiß er sie so fest zu halten, daß sie ihm nicht davon laufen kann. Das Bild muß wohl vor dem Spiegel verfertiget seyn. Ich setze voraus, daß ihr Mann ihr nicht geschmeichelt hat, und in dem Falle ist sie eine sehr schöne Person gewesen. Irre ich mich nicht, so ist an beyden Leidenschaft und Stellung vortreflich gezeichnet, ausgedruckt, und durch die Lebhaftigkeit der Farben auffallend gemacht.

In dem letzten Zimmer sind sehr viele Stücke in Miniatur, die theils einzelne Personen, theils schöne Landschaften, Schildereyen, und so weiter, vorstellen. Auch stehen einige Groupen, ein Kaiser Joseph zu Pferd aus Erz sehr schön gearbeitet daselbst. Am besten haben mir die Stücke in Mosaik, und darunter ein heiliger Petrus, desgleichen die Maria mit dem Kinde in einen blauen Gewande, sehr wohl gefallen. Die natürlichen Farben, besonders des Fleisches, sind meisterlich nachgeahmt, und glaubt man in einiger Entfernung nichts weniger, als daß es Mosaik sey. Wie man mich versichert hat, so ist ein großer Theil und die schönsten Stücke aus Düsseldorf hieher geschaft worden. In der Gallerie, die vor diesen Zim-

mern hinlauft, stehen verschiedene Bildsäulen und hauptsächlich schöne Gemählde von heutigen Meistern, und Copien aus den Hauptzimmern. Ich habe hier ein Bild gesehen, davon das Original im ersten Zimmer gleich über der Thür hieng; das mit Wachsfarbe gemahlt war. Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren ein Manheimer Künstler eine Wachsfarbe erfunden zu haben vorgab, die alle Vollkommenheiten der Oelfarben und noch andere neue haben, und hergegen von allen Mängeln der Firnisfarben frey seyn sollte. Sie wurde damals zum Verkaufe Büchsenweise ziemlich theuer feil geboten. Mit solcher Farbe war das Stück gemahlt. Allein Herr P—r klagte, daß sie sich unter der Arbeit nicht genug vertreiben lasse, daß sie zu zähe sey, und nicht einmal genugsam hänge, daß sie überdies sehr grob sey, und nicht erlaube, dem Gemälde einen guten Umriß zu geben.

Von dem Grunde dieser Klagen kann man sich durch das erwähnte Gemählde überführen. Die Farben lassen sich mit dem Nagel wie eine grobe Haut abschälen, sie sind auch überaus todt, und das Bild hebt sich ordentlich in die Höhe, oder es steht ungleich von der Fläche ab. Sie ist auch wieder

ganz abgekommen, und man hat mich versichert, daß der Erfinder keine mehr verkaufe.

Was meine Aufmerksamkeit noch besonders in der Residenz auf sich gezogen, waren die in der vor der Naturalienkammer hinlaufenden Gallerie aufgestellten römischen und deutschen Alterthümer, an Meilensäulen, Inschriften und dergleichen Götzenbildern aus einem weißlichen Sandsteine, die in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften wieder hergestellt und beschrieben worden. Außer diesen in der Residenz befindlichen schönen Sammlungen läßt der Churfürst auch noch in andern Gebäuden zur Beförderung der Wissenschaften das nöthige Geräthe aufbehalten. So habe ich in einem geräumlichen Saale eine Menge Statuen, Groupen, Büsten und so ferner gesehen. Sie sind alle aus Gips und nach den Formen gegossen, die man von den Originalen in Italien zu nehmen die Erlaubnis erhalten hat, so daß sie mit denselben vollkommen übereintreffen und ihre Stelle vertreten können. Sie sind ungemein glatt polirt, und da der Gyps nach und nach eine blaßgelbe Farbe angenommen hat, so sehen sie dem, der sie nicht genau betrachtet, wie von Marmor aus. Die Statuen und Groupen sind auf hölzerne Böcke so frey gestellt,

daß man sie von allen Seiten besehen kann. Die Büsten hergegen stehen mit einander auf einem Brete, das rings in dem Saale an der Wand herumgeht. Unter andern entsinne ich mich den Tarso, den Farnesischen Herkules, den sterbenden Fechter, die Mediceische Venus, das Florentinische Schwein, den Farnesischen Löwen, den Hermaphroditen, welchen man insgemein für eine schlafende Venus hält; den Vaticanischen Apollo, den Castor und Pollux, einen schönen Centaur, die Grupe des Laocon, den Schleifer, eine Minerva, eine aus dem Bade steigende Venus, einen Bacchus, und unter den Büsten alle die bemerkt zu haben, welche ich mich, ehedem in Herrenhausen gesehen zu haben, erinnere. Die jungen Leute, welche sich der Zeichenkunst und der Bildhauerkunst widmen, erhalten hier Anleitung. Sie haben gleich neben dem Saale ein Zimmer, wo sie ihre Arbeiten, besonders die Erstern, fortsetzen, die sie hausen bey den Statuen und Bruststücken anfangen.

Der Churfürst läßt gegenwärtig auch eine Sternwarte nahe bey der Jesuiterkirche nach den Kasernen zu aufführen. Das Gebäude wird ein aus röthlichem Sandstein errichteter

Thurm,

Thurm, und nach dem, was ich gesehen habe, ein sehr brauchbares Stück werden.

Zum Vortheil der Aerzte und Wundärzte, insbesondere derer, die bey den Soldaten und im Kriege gebraucht werden, ist auch schon seit langen Jahren eine Anatomie errichtet worden, wo alle diejenigen, welche sich Erkenntniß erwerben wollen, unentgeldlich unterrichtet, und ihnen auch sogar Anleitung selbst Hand anzulegen gegeben wird. Für eben die jungen Wundärzte muß überdies der Demonstrator Lectionen in der Physiologie halten. An Leichen hat die Anatomie einen Ueberfluß, da alle Soldaten, die der Demonstrator fordert, aus dem Hospitale, welches gleich darbey ist, abgegeben werden müssen. Das Theater ist nicht groß, doch sonst ganz geräumlich, und nur auf der einen Seite mit einen Orchester umgeben. Sie haben in der Präparierstube feine Gemählde und einige Schränke, mit guten Präparaten für die Physiologie, auch einen guten Vorrath sauber gebleichter Knochen. Man hat mir einen länglicht viereckichten Kasten gewiesen, worin die Knochen der Glieder in solche Einschnitte gelegt waren, wie es ihre Form foderte, um dadurch den Lehrlingen einen guten Begriff

von der Lage beyzubringen. Ich muß sagen, daß mir alle diese Anstalten in Absicht auf die Anatomie und Physiologie recht wohl gefallen haben, und daß ich überzeugt bin, daß ob schon alles ohne großes Gepränge vor sich geht, die Wundärzte in Manheim recht gute Leute werden können, wenn sie nur anders wollen, aber mir deucht sie belieben zum Theil das Gute nicht zu erkennen, das ihnen öffentliche Anstalten wollen zufließen lassen. Die Leute gehen oft an fremde Orte um mehr in solchen Dingen zu lernen und lernen just nichts; weil das Getümmel zu groß ist und die Sorgfalt der Lehrer mit dem Anwachs desselben abnimmt. Und die, welche bereits mit ihrer Erfahrung prahlen, schämen sich zu lernen und sind darüber oft in gemeinen Dingen, die aber neu sind, ganz unbewandert.

Um alle Theile der Wissenschaften, welche die Akademie zu ihrem Gegenstand hat, desto besser zu bearbeiten, hat der Churfürst einen Kräutergarten ungefähr tausend Schritte von der Stadt gegen Abend, neu anlegen lassen. Er hat ein schwarzes thonigtes Erdreich und ist ins Gevierte eingerichtet. Ich habe eine artige Baumschule americanischer Sträucher daselbst angetroffen, die man an unsern

Himmels=

Himmelsstrich zu gewöhnen sucht. Für die, welche in freyer Luft nicht ausdauren können, ist eine Reihe recht schöner Treibhäuser erbauet worden. Die Fenster stehen in denselben, nach Art der im Pariser Garten, senkrecht. Die wärmern werden nicht mit ausgemauerten Kanälen wie jene, sondern nur mit einfachen Windöfen und verschiedenen aus ihnen ins Kamin geführten Röhren erwärmt. Außerdem sind sie noch mit Lohbretern, guten Vorhängen und dem übrigen versehen, was die Luft warm erhält, ohne die Menge Ausdünstungen zu vermehren. In dem Museum das für dem Aufseher des Gartens bestimmt ist, und den westlichen Theil der Treibhäuser einnimmt, wird eine botanische Bibliothek angelegt, die zwar noch sehr klein ist, aber doch bereits schöne Bücher aus den letzten Jahren enthält. Die Hauptabsicht bey Anpflanzung des Gartens ist, neue Gewächse aus andern Ländern genau zu bestimmen und ihren Lebenslauf zu beschreiben. Man trift auch wirklich verschiedene daselbst an, die von den Botanisten noch nicht erwähnt worden sind. Da dem H. M—s, einem Manne von Talenten die Aufsicht über ihn gegeben, und er die Pflicht auf sich hat, die Beschreibungen zu verfertigen,

tigen, so kann man sich allezeit viel Gutes versprechen. Es ist jährlich zu Erhaltung des Gartens eine gewisse Summe ausgesetzt. Weil inzwischen die Akademie sich mit Untersuchung der einheimischen Naturproducte ebenfalls abgeben soll, so ist einem andern ihrer Mitglieder aufgetragen, die Pflanzen der Pfalz aufzusuchen und zu beschreiben. Es ist wirklich zu wünschen, daß sich diese fürtreflichen Anstalten bey veränderten Zeitläuften erhalten und nicht mit andern ein gleiches Schicksal haben mögen, wo man den Nutzen immer in der Ferne gefühlt. Gewiß werden dadurch die Wissenschaften in einem Theile von Deutschland, wo, wie man sagt, sie noch immer vernachläßiget worden sind, viel gewinnen und sich besser ausbreiten.

Die ganze Churpfalz ist eine von den gesegnetsten Provinzen Deutschlands. Wenn in den vorigen Zeiten sich zuweilen ihre Einwohner in andere Gegenden gezogen haben, so haben mehr die Religion und andere Staatsmängel hierzu Anlaß gegeben, als das Unvermögen des Landes viele Einwohner zu nähren. Die erste Ursache zum Auswandern hat wohl jetzo größtentheils aufgehört und es leben hier alle Arten Religionsverwanden von den Hauptsecten des Christenthums

friedlich

friedlich bey einander. Auch in Manheim ist die Tolerenz vollständig. In allen Städten, besonders aber in Manheim und Frankenthal sind Fabriken angelegt, welche die Landproducte verarbeiten. Man bauet viel türkisches Korn und Tobak, man giebt sich mit dem Seidenbau ab, man pflanzt Maulbeerbäume und so weiter. Wie es mit den Rhabarberbau geht, weiß ich nicht, ich denke aber, daß die Pfalz nicht Tibet ist, und es am Ende den Drogisten zu neuen Verfälschungen Anlaß geben werde. Man rühmt den jetzigen Landesherrn als einen Kenner und Liebhaber der Wissenschaften, man mißt ihm überdies noch eine gute Einsicht in die Oekonomie bey, und durch den Hof und die daselbst angestellten Lustbarkeiten wird Manheim ein angenehmer Aufenthalt für Fremde, besonders in der Carnavalszeit. Leute von einiger Erziehung zeigen viele Lebensart in einem ziemlich freyen Umgange, bey dem man sich keine große Gewalt anthut. Es wird schon sehr viel französisch gesprochen, das Frauenzimmer ist schön von Gesicht, mehrentheils blond, gut gefärbt und wohl gewachsen, und verschönert sich noch mehr durch gut gewählte Kleidungen. Ich muß gestehen, daß mich die

Pracht

Pracht der Einwohner ziemlich in Verwunderung setzte, wenn ich sie mit dem vergliche, was ich zeithero an andern Orten, die man für reich hält, gesehen hatte. Ich getraue mir zu behaupten, daß man fast so viel Seide von den glänzendesten Farben, als Wolle und Baumwolle trägt, und wenn ich von dem Aeußern auf die Cassen fortschließen darf, so muß es in Manheim sehr reiche Leute geben. Vielleicht wie an allen Orten. Inzwischen nimmt doch die Pracht immer vieles von den klingenden Schätzen der Einwohner weg. Beynahe ist es nicht möglich, daß da, wo große Hofhaltungen sind, die Leute nicht mit zu Aufwand sollten verleitet werden, an dem sie außerdem nicht dächten. Die Habseligkeiten müssen, wie es scheint, aus den Provinzen nach der Hauptstadt wie Ebbe und Flut ab- und zugehen, unglücklich ist es, wenn sie sich am Ende an andern Küsten verlaufen, von denen sie niemals wieder zurückkommen. Mir deucht es unerlaubt, die schönen Städte der Ausländer nach ihrer ganzen Verfassung zu kennen, wenn man nicht zuvor auch die in seinem Vaterlande gesehen hat, und ich tadle den sehr, der Manheim vorbeyreißt, wenn er nach Paris geht, ohne es einigermaßen durchzu-

sehen. Wenigstens ich an meinem Theile möchte mich eines solchen Fehlers nicht schuldig machen. Ich wünsche das östliche Rheinufer auch eine Strecke kennen zu lernen. In dem Vorsatze will ich über Bruchsal nach Straßburg mit der Post reisen. So bald ich meinen Fuß festgesetzt habe, wiederhole ich Ihnen, daß rc.

Eilfter Brief.

Bruchsal den 23. December.

Lieber L—z. Ich setzte meine Reise heute den Donnerstag nach Bruchsal, das genau über dem Necker eilf Stunden weiter liegt, fort. Von Manheim aus geht bis auf Schwetzingen eine sehr gute angelegte Chaussee. Sie ist über das übrige Land erhaben, und an den mehresten Orten mit Obstbäumen zu beyden Seiten bepflanzt, ausgenommen da, wo der Boden aus lauter Flugsand besteht. Um sich hat man im Anfange von Manheim aus schöne Wiesen, die aber zum Theil besonders gegen Morgen zu mit vielen Sumpfplätzen verdorben sind: dar-

gegen man überall Weiden und Pappeln gepflanzt und mit Gräben gezogen hat. Gegen Abend kamen in einer ziemlichen Entfernung die hohen Berge vom Elsaß hervor, hergegen hat man die schönsten Ackerfelder zu beyden Seiten, da, wo sich das Land etwas mehr hebt. Der Boden ist ein schwärzlicher brauner Thon mit etwas Sand vermischt, in größerer Entfernung gegen Morgen aber erblickt man die Berge von Schwaben, das Rheinthal selbst ist ungemein breit.

Zwo Stunden von Manheim, nachdem der Weg beständig in der Ebne und unmerklich Berg an gelaufen, kamen wir aufs Releehaus. Es besteht aus einer Reihe Pferdeställen und der Wohnung des Aufsehers, alles in gleicher Höhe gebaut. Es ist gleich darneben ein Heiligenstock aufgerichtet und eine Laterne darbey ausgehängt, welches alles zusammen einen wohl erinnern kann, wie weit man ungefähr gekommen ist. Das Erdreich, welches bis hieher schwärzlich braun gewesen, wird plötzlich ein dunkelgelber Lehm und verwandelt sich nach einigen hundert Schritten in einen weißlichen sehr feinen Sand. Die Ackerfelder verlieren sich nun mehr und mehr, die Chausse hört auf, und nur hie und da bedeckt etwas zartes Gras

den

den dürren Sand. Jenseit des Releehauses sind einige Anhöhen und auch die mit einen dünnen Kiefernwald besetzt. In dieser Gegend hat die Pfalz das gute Ansehn nicht, das sie zwischen Nierstein und Oppenheim, oder auch jenseit Worms hat. Und doch macht vom Releehaus an, bis Schwetzingen, welches wiederum zwo Stunden sind, das Ackerfeld das mehreste aus, zumal, da sich der Sand gegen den letztern Ort zu vermindert.

Nach drey Stunden waren wir in Schwetzingen, das aber eigentlich vier Stunden von Manheim abliegt. Es ist ein kleines Städtgen, das außer der Poststation gar nichts eignes haben würde, wenn der churfürstliche Sommerpallast nicht daselbst stünde. Die Häuser sind nur ein Stockwerk hoch, jedoch mehrentheils von Steinen aufgebaut. Das Schloß liegt an der Abendseite und scheint ziemlich weitläuftig. Die Zeit erlaubte mir nicht es durchzugehen, und überdies gab es die Gelegenheit, daß ein böhmischer Waldhornist im Gasthofe war, der auf eben dem Posthorne, auf dem kurz zuvor der Postillon so fürchterlich geheulet hatte, die ausgesuchtesten Stücke blies. Die große Fähigkeit zur Musik macht den Nationalcharakter der Böhmen und ihre Hauptstärke aus.

Es sind um Schwetzingen, besonders gegen Südwesten eine Menge Anlagen zum Vergnügen des Hofes, welche der gleich über demselben sich anfangende Wald ungemein begünstigt. Das Erdreich ist anfänglich etwas schwärzlich braunes thonigtes Ackerland, wird aber bald ein röthlicher mit Steinen und vielem Sande vermischter Boden, der mit Eichen, und besonders mit Kieferwaldung besetzt ist. In demselben ist links an der Straße eine große Fasanerie angelegt, und eine schöne Sternallee durchgeschlagen. Die guten Wege hören nun auf, und man muß, obschon die Ebene noch fortdauret, sehr ausgefahrne Straßen passiren, welche das Regenwetter noch unwegsamer macht.

Es dauert der Kiefernwald, in dem aber die Bäume mit einander ungleich gewachsene Stämme sind, von Schwetzingen aus beynahe eine Stunde in einer wenig steigenden Ebne fort. In einer kleinen Entfernung von dem nächsten Dorfe fängt der Boden an mit Thon schwärzlich vermischt zu werden, und es kommen wieder Aecker zum Vorschein. Es heißt dasselbe Hockenheim und ist, so wie die übrigen Pfälzischen Dörfer, ein ganz ansehnlicher Ort. Das Land ist schwarzer mit

Garten-

Gartenerde und Sand vermischter Thon, das die Einwohner zum Ackerbau brauchen. So bald derselbe aufhört, welches ungefähr nach einer Viertelstunde geschieht, so fängt sich von neuen eine kahle Sandebene an, auf der man zu beyden Seiten eine weite Aussicht nach den Ufern des Rheins und den schwäbischen Bergen hat. Inzwischen ist doch alles angebaut, und wird bald zu dieser, bald zu jener Art Gewächs genutzt. So zieht man zum Beyspiel vielen Tobak und viel türkisches Korn, mit dem die Einwohner die Schweine und das Federvieh mästen. So viel Obstbäume aber sieht man nicht im freyen Felde stehen, als an den übrigen Ufern des Rheins. In einer kleinen Entfernung von dem nächsten Dorfe kamen mir auf den Sandäckern viele Hügel vor, welche Reihenweise neben einander fortliefen, Gräben von gleicher Tiefe zwischen sich hatten, und den Grabstätten ähnlich sahen. Man erklärte mir, daß es Hügel wären, in denen die Einwohner ihr Wurzelwerk den Winter durch aufbehielten, und es auf diese Art vor dem Froste sicherten. Man macht nämlich eine längliche Grube von zween Fuß tief, legt das Wurzelwerk hinein, überschüttet es mit Sand und häuft ihn in die erwähnte Gestalt an.

Ist der nicht hinlänglich, den man aus der Grube genommen hat, so macht man gleich darneben eine andere, um sich Sand zu verschaffen, da zugleich der Beygraben die überflüßige Feuchtigkeit ableitet. Aber freylich muß die Kälte nicht so strenge seyn, wie an einigen Orten in dem thonigten Thüringen, wo die Rüben und Möhren in ihrem Lager zu Stein frieren würden. Das erste Dorf, welches wir nun erreichten, war Neulossa. Von Hockenheim liegt es eine Stunde ab. Der Ort gehört nach Würtemberg und ist den übrigen Dörfern in der Größe und Bauart völlig gleich. Ich weiß nicht, was die Einwohner bewegt, es Calabrien zu nennen, so viel ist aber zuverläßig, daß es unter diesem angehängten Namen bekannter, als unter seinem rechten ist. Man hat von hier aus bis an den Rhein nicht über eine Stunde. Es wird viel Tobak gebauet, und auf den Aeckern sahe ich noch seine entblätterten, oder abgeschnittenen Gerippe stehen. Jenseit Neulossa geht die Waldung wieder an und zwar ungefähr in einem Abstande von einer halben Stunde. Der Boden bleibt allezeit mit etwas Thon vermischter Sand und dauret anderthalb Stunden fort. Die Wege sind sehr böß, enge, ausgefahrne Gleiße, voll Lö-

cher und abhängig. Die Waldung, welche eben nicht stark ist, besteht aus Eichen, zuweilen aus einer Kiefer, den Boden überzieht Heidekraut und vorzüglich Besengenster, der in diesem Sandlande ein sehr gemeiner Strauch ist.

Nachdem der verdrießliche Weg überstanden war, so kamen wir Abends um sechs Uhr in Waghäusel an. Der Ort besteht aus einigen Gebäuden, dem Gasthofe, dem Posthause, der Wohnung des Rechnungsbeamten und einigen Nebenhäusern, und gehört an das Bißthum Speyer. Was ihn berühmt macht, ist ein Marienbild, zu dem sonst große Wallfahrten geschahen, die aber seit einiger Zeit aufgehört haben. Man hat mich versichert, daß man im May von acht Meilen her gekommen. In dem Kloster, das dichte an der Straße liegt, leben Cartheusermönche. Der Boden besteht aus einen weißgrauen Sand, die wenigen Aecker, die hier herum sind, werden zum Tobaksbau hauptsächlich genutzt. Das mehreste aber ist Holzung.

Der magere Boden aus etwas Thon und vielem Sande bliebe bis Wiesenthal, das ebenfalls ein Speyerisches Dorf ist, und eine kleine Stunde von Waghäusel abliegt.

Man hat noch immer Ackerbau abwechselnd mit dem Wiesenwachse. Der Weg ist vom Waghäusel aus anfangs etwas besser, weil der Sand das Wasser geschwind durchläßt. Ueber dem Dorf gegen Mittag fängt die Waldung von neuem an. So viel ich bey Mondschein wahrnehmen konnte, so wachsen hier nur Eichen mit Kiefern vermischt, und die niedrigen Sträucher sind der Besengenster mit etwas Heide. Der Boden bleibt allezeit sandigt, und die Wege sind oft sehr böße. Nach Verlauf einer kleinen Stunde erreichten wir das zweyte Dorf vom Waghäusel her, das Hahnbrück heißt, und so wie das vorige und folgende nach Speyer gehört. Es ist rings herum mit Waldung umgeben, aber wider die Art der Walddörfer wohl angebaut, mit hübsch geweißten Häusern und so weiter.

Von hier aus bleibt alles völlig einerley bis nach Forst, und mithin noch eine ganze Stunde, so daß das Gehölze beynahe zwo Stunden anhält. Forst liegt am Rande des Waldes, und ist ebenfalls ein ansehnliches Dorf. Nun heben sich zu beyden Seiten die Hügel etwas, so daß es scheint, als ob man aus dem Walde in ein schmales und tiefes Thal käme. Um Forst fängt der Ackerbau und Wiesenwachs wieder ordentlich

an,

an, ungeachtet der Boden noch immer sandicht genug bleibt. Die Landstraße ist auch Chaussee und die Seiten mit Nußbäumen besetzt. Ungefähr nach einer halben Stunde Wegs wird das Erdreich thonigt. An dem untern Theile der Hügel sind Wiesen und Aecker, obenher aber Weinberge, die an der Straße über dreyzehn Stunden aufgehört hatten, und so dauert es fort, bis an die eine kleine Stunde von Forst abliegende Stadt Bruchsal. Wir hatten also heute einen Weg von drey Stationen gemacht und trafen Abends um zehn Uhr müde hier ein. Ich werde, ehe ich weiter gehe, noch einmal schreiben. Denn ich muß bis auf den Sonnabend Abend stille liegen.

Zwölfter Brief.

Bruchsal den 25. December.

Die acht und vierzig Stunden meines Hierseyns sind mir ziemlich lange geworden. Unterdessen kann ich Ihnen doch nun auch sagen, wie es zu Bruchsal aussieht. Es ist ein gut angebauter Ort von ungefähr

siebenhundert Häusern und liegt in einem Thale rings herum mit Anhöhen umgeben an dem kleinen Flusse Salze. Es gehört dem Bischoff von Speyer, der seine Residenz da hat. Ungeachtet die Gebäude meistens von Stein und die Straßen wohl gepflastert, breit und helle sind, so fallen doch die um des Fürsten Pallast gelegene am meisten in die Augen. Sie gehören größtentheils dem Fürsten selbst, und unterscheiden sich durch ihren blassen steinfarbenen Anstrich. Einige werden von Privatpersonen, andere aber von solchen bewohnt, die zu dem Hof und dem Stifte gehören. Der Fürst Bischoff selbst hat in dem nördlichen Theile der Stadt ein schönes ganz modern gebautes Schloß von zwey Stockwerken mit einem gebrochenen Dache. Der Haupttheil steht vor dem Garten und die beyden Flügel schließen den Schloßhof ein. In dem südlichen Flügel befindet sich die Schloßkapelle, welche zwar nicht groß, aber ein recht schönes Gebäude ist. Sie ist lichte, und hat einen fürtreflichen ausgemahlten Himmel, der Altar ist aus Marmor, und nirgends hat man Vergoldung und Schnitzwerk gespart. Hinter dem Schlosse befindet sich ein schöner Garten mit Alleen aus Buchen und Taxusbäumen, der noch

überdies mit allerhand steinern Bildsäulen ausgeputzt ist. Die Treibhäuser sind geräumlich und groß, aber mehr für die Küche und Orangerie, als sonst was bestimmt. Doch habe ich einige Bisangstauden und die wollichte Rivina hier gesehen, welche der Gärtner für Phytolacca und ein großes Mittel wider den Krebs angab. Gesetzt nun, es liest ein Doctor in Bruchsal, daß die Phytolacca den Krebs heile, und holt sie bey seinem Gärtner auf guten Glauben, so wird er und andere mit ihm hintergangen.

Als was Besonderes, freylich für Bruchsal, weißt man noch ein Wasserbehältniß auf einen Hügel gegen Südosten. Es ist ein länglicht viereckichtes Gewölbe, in welches das Wasser von höhern Anhöhen geleitet und so weiter in die Bischöflichen Gärten, die sehr tief liegen, fortgeführt wird, um die Wasserkünste zu unterhalten. Das Gewölbe ist mit einem Gartenhause überbauet, in dem sich der Fürst den Sommer über oft aufhält, weil man von hier aus die schönste Aussicht über den Rhein ins Elsaß und unterwärts nach Manheim zu hat, und weil überdies die Luft durch das ausdünstende Wasser kühl erhalten wird. Auch das überall hereinrinnende Wasser das Geräusche einer Grotte von

sich giebt. Die Stadt besteht aus Handwerksleuten, Handelspersonen, Geistlichen und so weiter. Es ist eine Tobaksfabrike da gewesen, die aber eingeht. Das mehreste bringt der Wein und Ackerbau ein. Außerdem ist auch noch ein Salzwerk hier, welches der Herr von Beust nach seiner Art angelegt hat. Die Quellen selbst sind in der Vorstadt, und das Wasser wird von da durch Röhren nach dem Salzwerk und durch Gestänge auf die Gradierhäuser geführt. Es sind drey Gradierhäuser, die hintereinander unterhalb der Stadt liegen, und davon das eine, das ich gemessen habe, eine starke Viertelstunde lang ist. Wer also eines davon gesehen, kann sich leicht eine Vorstellung von der Einrichtung machen. Man kann ebenfalls aus der Länge der Gradierhäuser auf die Stärke der Sole fortschließen. Die Siedhäuser liegen ganz am Ende der Vorstadt, sie sind von Stein aufgeführt und in einen Hof eingeschlossen.

In jedem sind eilf Pfannen, die auf einem gemeinschaftlichen Heerde stehen und durch Züge erhitzt werden. Gegenwärtig feuerte man nur in zwey Häusern, weil das Salz nicht stark gesucht wird. Das gradierte und zum Sieden fertige Wasser wird

in einem großen Behältniß, das dem Koten gegen über steht, gesammlet. Es ist sehr grobkörnicht, zumal das von dem letzten Sode, und kommt viel mit dem Nauheimer überein, auch in Ansehung der Farbe, denn es ist ziemlich grau. Ungeachtet jetzo kein Schnee lag, so waren doch die Wiesen um die Gradierhäuser nur mit den Gerippen dürrer Pflanzen, worunter mir ein paar Arten Sternblumen (*) am kenntlichsten schienen, bedeckt. Der Boden in der Gegend der Salzquellen und des Werkes selbsten ist sandicht; hat aber bey alle dem noch viel braungelben Thon. Ich hätte nicht geglaubt, daß sich der gemeine grüne Wasserfaden (**) im Salzwasser erhalten könnte, und doch waren an vielen Orten die Reisser der Häuser und das Wasser damit überzogen, so daß beyde ganz grün aussahen.

Ich wurde in dem Gasthofe mit einem geistlichen Vicarius aus dem Ritterstifte bekannt, der mir von der Pracht und der Andacht sagte, mit denen in der bevorstehenden Nacht die Geburt Christi in der Schloßkapelle würde gefeyert werden. Weil ich nun begierig war, eine Art Gottesdienst, die von

der

(*) Inula pulicaria und Inula dysenterica.
(**) Conferua riuularis.

der unsrigen in vielen Stücken abweicht, zu sehen, so gieng ich mit dem von ihm mir zugegebenen Begleiter um Mitternacht dahin. Ich muß gestehen, daß diese Art Gottesdienst auf einen, der nicht daran gewöhnt ist, einen empfindlich rührenden Eindruck machen kann. Die Schloßkapelle war überall mit Wachslichtern erleuchtet, die Priester in weißen seidnen mit goldnen Kreuzen besetzten Kleidern in ihrem völligen Schmuck, unter den Zuhörern eine tiefe Stille, ausgenommen, in den Augenblicken, wenn das Läuten der Glocken dem Volke niederzufallen ankündigte. Man führte während der Messe eine sehr schöne Musik auf dem Chore auf, das Ausräuchern, der Glanz der Lichter, die vielen Ceremonien, mit denen die Priester ab- und zugiengen, alles gab ihm ein majestätisches Ansehn. Die Vergoldung und Gemählde sahen zweymal schöner aus, als am Tage, und der Marmor warf einen blendenden Glanz von sich. Man muß es überhaupt den Anhängern der römischen Kirche zur Gerechtigkeit nachsagen, daß sie ihre Kirchengebräuche mit einer ungemeinen Andacht feyren, und sich der Vornehmste eben so wenig schämt, auf die Knie zu fallen, als der Gemeine, so bald der Kirchengebrauch es haben

will.

will. Ich erwähne diese Ceremonie, die unter den Catholicken alle, unter uns aber gewiß nur wenige werden gesehen haben, um sie hiervon als ein beweisendes Beyspiel anzuführen.

Man rühmt den jetzigen Bischof wegen der guten Kirchenzucht und seiner fleißigen Ausübung derer die Oekonomie angehenden Geschäfte, denn diese und die Gärtnerey sind seine Ergötzlichkeiten, wenn ihn die Regierungsverwaltung nicht abhält. Besonders belustigt ihn ein Vorwerk, das dreyviertel Stunden unter seinem Schlosse am Ende einer Allee liegt, und wo er Viehzucht, Stutereyen und so weiter unterhält. Es gefiel mir an den Thoren zu Bruchsal eine Taxe der Lebensmittel nach den Monaten anzutreffen, die ich an einem nicht größern Orte als dieser nicht erwartet hätte. Er ist unter den Protestanten durch einen sehr schönen Hirtenbrief bekannt worden, den er bey dem Antritt seiner Regierung im Jahr 1772 an die Geistlichkeit ergehen lassen. Hier erfuhr ich, daß er zwar die Materialien an die Hand gegeben habe, eigentlich aber dieses seiner Denkungsart Ehre bringende Stück von dem Weihbischoffe zu Speyer, einem gelehrten und bey dem Fürsten vielgeltenden Manne, ausgear-

ausgearbeitet worden sey. Es ist mir unterdessen doch vorgekommen, als ob einige mit der Strenge ihres Landesherrn nicht sogar zufrieden wären, man weiß aber auch wer sie nicht liebt.

Die Anhöhen um Bruchsal sind mit Weinbergen besetzt, die doch nur einen gemeinen säuerlichen Landwein geben. Sie bestehen aus Thon mit untergemischtem Kalksteine. Die an den Anhöhen gleich bey der Stadt zu Tage ausgehenden Steinbrüche führen ebenfalls Kalk, oder Sandsteine. Es ist hier ziemlich warm. Das zarte Bingelkraut, das überall grün stand, war noch nicht erfroren. Auf den Mauren wuchs eine eigne Art Hauswurzel (*).

Es trift just so zu, daß ich den Brief noch vor Abgang der Post habe endigen können. Leben Sie wohl.

Dreyzehnter Brief.

Rastadt den 26. December.

Guter J—st—n. Es sind acht Tage, daß ich nicht an Sie geschrieben habe, nicht

(*) Sedum reflexum.

nicht, weil ich Sie anfange zu vergessen; sondern, weil ich auch an die andern schreiben mußte, damit Sie meiner eingedenk bleiben. Unterdessen wissen Sie ja, wo Sie was Neues von mir hören können. Gestern um Mitternacht gieng ich von Bruchsal ab, der Weg ist von da aus gut gepflastert und lauft im Thale gegen Mittag fort. Man steigt unmerklich Berg an. Rechts hat man Hügel, und Links Aecker und Wiesen, die erstern und zum Theil auch die Ackerfelder sind mit Reben besetzt. An der Straße selbst aber stehen, besonders auf der Abendseite, Nußbäume. Der Boden ist bräunlicher Thon, der aber doch noch mit Sand vermischt bleibt. Nach einer Stunde kamen wir in Grumbach, einem Bischöflichen Dorfe an, das in nichts von denen hier herum liegenden abweicht, und Ackerbau und Weinwachs hat.

Hinter Grumbach hört die Chaussee wieder auf, das übrige aber bleibt in Ansehung der Lage der Hügel und Flächen, der Acker- und Weinbau ist auch der nämliche. Weil aber der Boden thonigter wird, so sind daher die Wege bey einfallendem Regenwetter Bodenlos, und man kann mit Mühe und Noth

Stunden

Stunden für Stunden fahren, so wie wir jetzo das Schicksal haben.

Nach einer guten Stunde erreichten wir Weingarten, ein nach Churpfalz gehöriges Dorf, das mithin zwo Stunden von Bruchsal abliegt. Man bauet daselbst Wein und Getreide. Das Dorf selbst ist ungefähr an Gebäuden wie Grumbach, die von Steinen aufgeführt und mit gebrannten Ziegeln gedeckt sind.

Da der Weg noch immer an dem Fuße der östlichen Anhöhen durch einen thonigten Boden hinlief, in dem sich das von den Hügeln herabrinnende Wasser stemmte, so wurde er dadurch noch schlimmer, und dünkt mir, daß ich nie einen bößen Weg von der Art gekommen wäre. Nachdem wir noch eine Stunde zurückgelegt hatten, so gieng es etwas besser. Das Erdreich wurde mehr sandicht und das Wasser fand Gelegenheit sich tiefer hinunter in einen an der Linken der westlichen Seite laufenden Bach zu ziehen. Wir kamen durch lauter Ackerfeld und nach ungefähr anderthalb Stunden nach Gretzingen. Der Ort gehört nach Badendurlach und hat ein schönes fürstliches Landhaus, das gleich an der Straße liegt, und mit einen artigen Garten versehen ist. Von Gretzingen aus geht der Weg

über

über kleine Anhöhen fort, die ziemlich trocken und mehrentheils sandicht sind, und man hat von da bis nach Durlach nur noch eine halbe Stunde. Durlach ist zwar nicht gar groß, aber außerdem eine artige Stadt, in der die Straßen, die ich gekommen bin, unter einem Dache gerade fortlaufende Häuser haben. Sie wird mit schwebenden Laternen erleuchtet. Man macht eine Art von Fayence daselbst, die häufig abgeht. Zu Durlach ist die erste Station von Bruchsal aus. Es ist doch schändlich, wenn Leute so gar sehr vergessen, was sie einander schuldig sind. Heute früh hatte ich ein mich ärgerndes Beyspiel vor Augen. Es war ein Franzos aus Saverne, der sich für einen österreichischen Obristlieutenant ausgab, auf der Post. Im Gasthof, wo wir frühstückten, wechselte er einige Ducaten von dem Wirthe gegen grobe Silbermünze. Der Wirth gab es ihm aus Versehn doppelt. Er nahm es ganz bedächtlich und hätte es behalten, wenn der Wirth nicht seinen Irrthum nach einiger Zeit erkannt, und die ganze Gesellschaft ihn nicht in der Forderung unterstützt hätte.

Man fährt nun auf einer guten Chaussee gerade zu auf Carlsruhe, welches ungefähr eine starke Stunde von dem erstern Orte

 abliegt.

abliegt. Der Weg ist zu beyden Seiten mit Maulbeerbäumen besetzt, auf der linken, oder der Morgenseite begleitet ihn ein Canal, der zwar zum Flößen angelegt worden, aber die Absichten nicht erfüllt, die man dabey vorgehabt. Er ist ungefähr vier Schritte breit, und an den mehresten Stellen untief und mit Schilf verwachsen, hinter ihm steigen kleine Hügel auf, die mit Waldung, Aeckern und Weinbergen besetzt sind. An der rechten Seite ist etwas Ackerland, dann etwas Wald, Gärten und eine Fasanerie, die der Herr Marggraf dahin bringen lassen.

Carlsruhe, das am Ende der Allee liegt, ist ein neu angebauter Ort, in welchem zugleich die Residenz des Landesherrn ist. Ich muß gestehen, daß es an dem ist, daß die Straßen gerade nach dem Schlosse zu laufen, und man dadurch von dort aus eine Aussicht über dieselbe erhält. Aber dieses allein macht es noch nicht zur schönen Stadt. Die Straßen sind unerträglich schmutzig, und so mit Koth angefüllt, daß man immer zu versinken fürchten muß. Es ist mir vorgekommen, als ob sie gar nicht gepflastert wären. Außerdem ist Carlsruhe höchst unregelmäsig gebaut. Einige Häuser sind groß, gleich darneben steht eins, das gar keinen Aufsatz

hat,

hat, dann wieder eins, das einem Treibhause ähnlich sieht, welches alles zusammen genommen, eine sehr widrige Wirkung auf das Auge macht. Der Herr Marggraf läßt einen reichen botanischen Garten unterhalten, der aber wegen Misverständniß zwischen dem Aufseher und dem Gärtner leiden und zurücke kommen soll. Es ist bekannt, mit welchem Eifer dieser Fürst alles betreiben läßt, was auf den Wohlstand seiner Unterthanen einen Einfluß haben kann. Heute frühe gieng ich von Carlsruhe ab nach Rastadt. Die Morgenseite auf diesem Wege ist, besonders um den ersten Ort, von nahen Bergen begränzt, und man reißt auf einem guten trocknen Wege, der überdies zu beyden Seiten mit Bäumen besetzt ist, und auf der Rechten einen Wassergraben hat, welcher sich aber bald darauf auf die linke Seite zieht, bis er endlich die Landstraße verläßt. Der Boden ist Sand mit braungelbem Thone vermischt, der aber zuweilen abwechselt und blaßgrau wird, und überaus fruchtbar ist. Die Aecker waren mit Getreide besäet, und die Wiesen nicht ganz dürre. Sie übertrafen die Aecker an Menge. Die Anhöhen, die zur linken Hand fortlaufen, sind Weinberge. Man sahe noch überall die Schafe auf der Weide gehen. Der

erste bewohnte Ort, ungefähr eine Viertelstunde von Carlsruhe, war ein Vorwerk mit einer Mühle, das linker Hand am Wege liegen blieb. Die Straße gieng etwas Berg an, und dann Berg ein auf Ettlingen, wo ich nach dreyviertel Stunden von Carlsruhe aus ankam.

Ettlingen ist ein kleines nach Badenbaden gehöriges, mit feinen Häusern versehenes Landstädtgen. Die Einwohner sind Acker- und Handwerksleute. Die herrschende Religion ist die Catholische. Ungeachtet es nicht weiter als zwo gute Stunden von Durlach der letzten Station abliegt, so ist man doch genöthiget, die Pferde zu wechseln, weil die folgende Station den Weg von Durlach aus zu lang machen würde. Von Ettlingen kommt man abermals in ein weites Thal, in dem man zu beyden Seiten und vorwärts die schönste Aussicht hat.

Das Erdreich von Ettlingen aus war anfänglich ein sandichter bräunlich grauer aus Thon bestehender Boden und zum Ackerbau verwendet. Die Wiesen fiengen aber bald, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt an, und liefen zur rechten Seite, oder gegen Abend, fort, bis an das nächste Dorf, wo nun ein schwarzes thonigtes Erdreich ist. Die

Wiesen

Wiesen selbst sind sumpficht, überall mit Weiden besetzt und mit Gräben durchzogen. Man bringt auf einem sehr guten an den Seiten mit Bäumen bepflanzten Wege eine Stunde zu, ehe man nach Bruchhäusel, einem Badenschen eben nicht großem Dorfe kommt. Hinter demselben findet sich wieder ein sandichter mit braungrauem Thone vermischter Boden, der zu Ackerfeld genutzt wird. Nicht lange darnach fängt sich ein in der Ebne gelegner Wald an, in welchem die Bäume Buchen und Eichen sind. Der Boden ist rother mit Sand vermischter Thon, und der Weg, welcher durch das Gehölze geht, lauft so gerade, daß er mit dem vorhergehenden eine Allee ausmacht. Man bringt ungefähr eine Viertelstunde zu, ehe man ihn ganz endiget. So bald man den Wald verlassen hat, so bald wird das Erdreich wieder sandichter, doch ist noch überall Ackerfeld anzutreffen, und nun kommt man auf die Rastadter Haide. Es ist eine ungefähr anderthalb Stunden dauernde Ebene, auf welcher der Boden ganz sandicht ist, und worauf nichts wächßt, als etwas trocknes Gras, etwas wenige ganz kurze Haide und zuweilen ein Busch Besengenster. Die letztere Staude brauchen die Einwohner theils

zu Besen, theils aber auch sie den Seidenwürmern vorzulegen, sich daran einzuspinnen. Ich weiß nicht, warum man den ganzen Strich ungenutzt und unbearbeitet liegen läßt, denn man sieht gar kein Dorf. Vermuthlich, weil es, wie es insgemein an solchen Orten zu gehen pflegt, an Wasser fehlt, das zu Anlegung einer Haushaltung so nöthig ist. Noch ehe man in den Wald hinter Bruchhäusel kommt, sieht man schon das Rastädter Schloß in einer Entfernung von ungefähr drey kleinen Stunden an dem Ende des Weges und der Allee liegen. Auf der Haide kommt es noch deutlicher zum Vorschein. Man kann sich hieraus eine Vorstellung machen, wie gerade der Weg fortläuft. Außerdem sieht man zur Linken in einer Entfernung von ungefähr zwo Stunden die Berge des Schwarzwaldes, und zur Rechten in einer weit größern die Berge von Elsas hervorragen. Endlich verliert sich die erwähnte Haide in angebautes Ackerland, indem sich mit dem Sande wiederum mehrerer Thon vermischt. Man bringt alsdann noch eine kleine halbe Stunde zu, ehe man den ungefähr eine halbe Stunde von Rastadt gelegenen Wald erreicht. Der Boden des unbeträchtlichen Gehölzes besteht aus einem

rothen

rothen Thon, die Bäume aber sind Buchen und Eichen. Ungeachtet der Weg gerade fortläuft, so ist er doch, so, wie es insgemein in den Waldungen wird, oft durch nasse Stellen erschwert. So bald der Wald zurückgelegt ist, kommt man wieder auf Wiesen und Ackerfeld, das, wie mir es schien, zum Tobacksbau war gebraucht worden.

Die folgende Ebene neigt sich ein wenig nach der Stadt zu, und innerhalb einer Viertelstunde, von dem Ende des Wäldgens an gerechnet, waren wir in Rastadt, das zwar nicht groß und kaum über siebenhundert Häuser haben wird, aber gewiß eine von den schönsten Städten Deutschlands ist. Die Straßen laufen alle gerade wie in Manheim neben einander fort, und theilen die Stadt in Vierecke. Sie sind außerdem gut gepflastert, und mit Laternen besetzt, so, daß man jederzeit trocken gehen kann. Die Häuser sind von Stein, ein Stockwerk hoch, mit guten Glasfenstern versehen, und laufen in den mehresten Straßen unter einem Dache fort; daß die Ebne, auf der die Stadt steht, ein wenig gegen Mittag hängt, giebt ihr auch keinen Uebelstand. Rastadt war ehedem die Residenz des jüngsthin verstorbenen Marg-

grafens von Badenbaden. Jetzo steht das daselbst befindliche Schloß leer, und die fürstliche Wittwe hält sich in Baden auf. Es ist ein sehr ansehnliches Gebäude von zwey Stockwerken, aus einem röthlichen Sandstein aufgeführt. Die Flügel des Hauptgebäudes laufen vorwärts gegen die Stadt und schließen einen geräumlichen Platz ein, an dessen Eingange eine Wache befindlich ist. Die Schloßkapelle ist in dem westlichen Flügel. An dem hintern Theil des Schlosses stößt ein artiger Garten, und von dieser Seite nimmt es sich eben so gut, wie an der vordern aus. Besonders geben ihm die schönen Statuen und Vasen, die auf dem Rande des Balkons ausgesetzt sind, ein gutes Ansehen. Es ist bekannt, daß man in den Jahren 1714 eine wichtige Friedensversammlung daselbst gehalten habe. Um das Andenken derselben bey denen, die das Schloß besuchen, zu erneuern, zeigt man ihnen noch das Zimmer, und in demselben die Dintenflecke, die man bey der Gelegenheit unter dem Schreiben an die Wand und auf die Erde gemacht hat. Dieser Beweiß für den daselbst geschlossenen Frieden taugt zwar nicht viel; inzwischen ist er doch etwas besser, als die Dintenflecke, die man zu Eisenach auf der Wartenburg zeigt,

die Luther mit dem Dintenfasse gemacht, das er dem Teufel an Kopf geworfen hat.

An dem südlichen Theile der Stadt fließt die Murke, ein sehr mittelmäsiger Fluß, von Morgen gegen Abend vorbey, und nach dem Rhein zu, der ungefähr anderthalb Stunden entfernt ist.

Mehrere Merkwürdigkeiten habe ich seit achtzehn Stunden nicht auftreiben können. Größere Städte werden mir hoffentlich mehrere verschaffen ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Straßburg den 28. Decbr.

Gestern früh, lieber S — n. bin ich mit meiner Gesellschaft glücklich hier angelangt. Nun will ich aber auch eine ganze Woche ausruhen, ohne müßig zu seyn. Hören Sie aber nun wie ich hergekommen bin.

Da Rastadt an einer kleinen Lähne liegt, und mithin die Murke, durch ein flaches Thal vorbeygeht; so kommt man gleich, nachdem man über den Fluß auf einer hölzernen Brücke gegangen ist, wieder an eine

andere Lähne, die der vorigen gerade entgegen liegt. Das Erdreich ist überall klarer Sand mit einem röthlichen Thon vermischt. Ungefähr eine Viertelstunde von der Brücke an dieser Seite fängt sich ein Gehölze an, das aus Buchen, einigen Eichen und Kiefern besteht. Die Wege werden aber sehr böße, indem man, außerdem, daß man beständig Berg an fährt, noch überdies eine ausgefahrne Straße vor sich hat. Unter dem niedrigen Strauchwerke sind der Besengenster und die Haide die gemeinsten. So bald man die Anhöhen erreicht hat, verliert sich das Gehölze und ungefähr fünf Viertelstunden von Rastadt fangen die Ackerfelder an, die jetzt mit Winterfrüchten gut besäet waren. Zugleich werden auch die Wege besser, und ungeachtet wir bey Nacht und in einer regnichten Jahreszeit reiseten, so kamen wir doch gut von der Stelle und erreichten die erste Station zu Stollhofen, einem Dorfe, wo eben der ganze Gasthof mit den Bauren und ihren Schönen angefüllt war, die sich lustiger machten, als ich es noch an keinem Orte zuvor gesehen hatte.

Die Gasthöfe von Rastadt bis Straßburg, sind so, wie man sie in kleinen Dörfern erwarten kann, nämlich von Herzen schlecht,

kaum

kaum kann man einen reinen Trunk Wasser, geschweige sonst was haben. Inzwischen trift man doch gute Nüsse an, welche die Einwohner theils verspeißen, theils zum Oelpressen brauchen. Da ich in der finstern Nacht reisete, so war mir zugleich alle Gelegenheit benommen etwas besonders anzumerken, außer, daß die Wege gut und die Verzäunungen um die Dörfer sehr niedrig und dünne waren.

Nach Mitternacht kamen wir durch Bischofsheim das ein kleines Landstädtgen ist, und gegen fünf Uhr nach Kehl, der letzten Festung an der Ostseite des Rheins. Es ist eine kleine altväterische Stadt, in der die Häußer unansehnlich sind, und zerstreuet liegen. Die Vestungswerke bestehen mehrentheils in Mauerwerk und scheinen keine sonderliche Schutzwehr den westlichen Völkerschaften den Uebergang zu erschweren. Inzwischen liegt der Ort in einer Ebene und hat guten Ackerbau. Es ist ein Amt daselbst, das dem Herrn Marggrafen von Badendurlach nebst der Festung zugehört. So wie Kehl zu Kriegszeiten wenigstens einige Hindernisse machen kann, den Rhein mit Leichtigkeit zu passiren, so ist es im Gegentheil zu Friedenszeiten ein Ort, der den

Schleich-

Schleichhandel so wie alle Gränzorte auf alle nur ersinnliche Art begünstigt. Hier richten es die Fremden so ein, wie sie es am schicklichsten erachten, die verbotenen Waaren einzuführen, und die Zollbedienten möchten hundermal aufmerksamer seyn, als sie es sind, so würden sie doch unaufhörlich betrogen werden. Ich habe dergleichen Betrügereyen mit meinen Augen veranstalten und just solche Waaren über den Rhein schleppen sehen, die einzuführen am schärfsten verboten waren, oder den meisten Zoll bezahlen mußten. Es erstreckt sich die Vervortheilung sogar bis auf die Posten. Man weiß, daß für alle Briefe und Packete, so von den Französischen auf die Reichsposten und zurück auf jene kommen, ungleich mehr muß bezahlt werden, als es sonst auf eine so geringe Entfernung betragen würde. Um dieser Uebersetzung zu entgehen, so trägt ein Bothe aus Kehl, die aus dem Reich für die Straßburger bestimmten Briefe in die Stadt, und holt zu gleicher Zeit diejenigen für das Postamt zu Kehl ab, die nun auf die Reichsposten kommen sollen. Aus falscher Beurtheilung hat man sich noch nicht entschließen können, die Brieftaxen zu verringern, und um die Handlung nicht zu kränken, den Bothen, welche die

Briefe

Briefe hin und tragen, durch die Finger sehen müssen. Kurz, wer Briefe nach Straßburg schicken und Briefgeld sparen will, muß sie mit einen Umschlag an die Reichspost, oder an einen guten Freund in Kehl senden.

Von dieser kleinen Grenzstadt an geht ein guter gepflasterter Weg nach dem Rhein zu, der ziemlich breit, aber gar nicht tief, und häufig mit Schilf und Rohr angefüllet ist, und sich noch überdies an der westlichen Seite so theilt, daß eine kleine Insel darzwischen bleibt. Die Rheinbrücke ist auf fünf Minuten lang aus Holz und ruht auf hölzernen Pfeilern; sie ist überall wandelbar, und giebt dem merkwürdigen Uebergange kein sonderliches Ansehen.

Zunächst an der Brücke befindet sich die erste französische Wache und ein Zollhaus. Der Weg ist die beste Chaussee, zu beyden Seiten mit tiefen liegenden Wiesengründen umgeben, und am Rande mit Erlen und Pappeln bepflanzt. Man bringt noch über eine halbe Stunde zu, ehe man vor den Thoren von Straßburg anlangt, und muß noch zuvor eine ganze Reihe unansehnlicher Häuser vorbeygehen, die auf gewisse Maße eine Vorstadt ausmachen. Ungeachtet auch von dieser Seite sehr viel urbar Land ist, so

umgiebt

umgiebt sie doch mehrentheils ein fetter Wiesengrund mit einem schwarzen thonigten Boden, welcher, da er ziemlich tief liegt, mit Riedgräßern, Schilf und Rohr überzogen, und mit nassen Stellen angefüllt ist.

Die erste Schildwache, welche mir an der Rheinbrücke aufstieß, trug eine Nachtmütze, und weil der Ueberrock dem Kerl zu lang war, so sahe es völlig aus, als ob er den Dienst im Schlafrocke thäte, und was den Aufzug noch lächerlicher machte, war die sorgenlose Eile mit der er von einer Seite zur andern flog.

Man untersucht an den innern Thoren sehr genau, wer die anlangenden Fremden sind. Ich fuhr darauf nach dem Geiste, der mir angepriesen war, und ich den recht gut finde. Kaum waren meine Sachen abgepack't, so stellten sich die Zollbedienten ein, sie durch zu suchen Unwissend was der Gebrauch ist, und daß man für einen kleinen Thaler viel Verbotnes einführen kann, ließ ich mir es gefallen, und bezahlte noch oben drauf hinterdrein. Bey alledem muß man sich doch vorsehen, damit man nicht einem Raubvogel in die Hände fällt, und in großen Verdruß kommt. Die Umstände müssen es ausweisen, ob man die drey

Livres gleich geben, oder sie eine Weile in der krummen Hand halten und warten soll. Von der Raubsucht der Zollbedienten hat man alles zu fürchten.

Straßburg hat eine eyförmige Gestalt und ungefähr anderthalb Stunden im Umfange. Die Vestungswerke bestehen in Gräben, Wällen, Bastionen und so weiter. Die Gebäude sind in den mehresten Straßen zwey oder drey Stockwerk hoch, von Stein aufgeführt und roth angestrichen. Schade ist es, daß man nicht so schöne große Glastafeln hat, wie an andern Orten. Am gewöhnlichsten sind die kleinen in Bley gesetzten zuweilen gar rautenförmigen Glasscheiben. Das Innere der Häuser ist reinlich, bequem und geräumlich. Wachstuchene Tapeten sind gemeiner, als die aus Papier, und oft hat man auch in guten Häusern gar keine. Die Fußböden sind mit Strohdecken oder Matten belegt, und die metallenen Auszierungen der Zimmer aus polierten Messing. Auch das Parket ist nicht unbekannt, ja es giebt sogar marmorne Fußböden, und die Kamine sind nur in den Häusern der Vornehmen. Es sind einige große ansehnliche Plätze hier, wie der Paradeplatz, welcher

der schönste unter allen und von den besten Gebäuden umgeben ist.

Weil sich ein Arm vom Rhein nach der Stadt zieht und mit den Breusch vereinigt, so haben dadurch verschiedne mittlere Straßen ausgemauerte Kanäle bekommen, aus denen Kaufmannsschiffe nach dem Rhein zu gehen. Es giebt viele schöne gerade breite Straßen hier, die mehresten aber sind enge und ziemlich dunkel, obschon mit kleinen Feldsteinen gut gepflastert, und die Gossen an den Seiten des Fahrweges. Was mich aber am meisten in Erstaunen setzt, ist, daß diese große prächtige Stadt nicht einmal in den vornehmsten Straßen zur Nachtzeit durch Laternen erleuchtet wird. Man hat mich versichert, daß man schon verschiedene mal daran gearbeitet, diesem Mangel und Uebelstand abzuhelfen, daß aber bald der Rath, bald die Bürgerschaft Schwierigkeiten gemacht und die Sache drüber unterblieben sey. Nur die Gastwirthe hängen eine große Laterne heraus, um ihre Häuser von den Privatgebäuden zu unterscheiden.

Straßburg kann beyläufig 45000 Einwohner haben, welches Leute von allerley Künsten und Handwerkern sind, und man trift von Jedem zuverläßig einen Meister an.

Da

Da die Stadt so bequem zur Handlung liegt, so hat sie auch große Kaufleute und viele Wechsler, die den Geldhandel zwischen Deutschland und Frankreich treiben, da zumal die Reichsmünzen schon außer Gang sind. Es giebt auch verschiedene Fabriken hier, als Kartenfabriken, Tobaksfabriken und hauptsächlich eine große Porcellanfabrik, welches aber doch nur Fayence ist. Ich entsinne mich nicht es schöner gemahlt gesehen zu haben, sonderlich was die rothe und grüne Farbe betrift, mit denen sie aber sehr geheim thun. Der Preiß ist aber auch hoch und man bekommt einen nur mittelmäsigen Teller zu Früchten nicht unter drittehalb Livres. Die Masse, daraus es verfertigt wird, ist ein sehr weißer Thon, der gebrannt nichts eisenschüßiges verräth. Ihre weiße Glasur ist rein, reiner als oft am Dreßdner Porcellan. Die Fabrik ist mitten in der Stadt. Seitdem in Lothringen einige Fabriken errichtet worden sind, welche die Tischgeräthe aus Pfeifenthon nach Art der Engländer brennen, so haben die hiesigen einen Stoß bekommen, doch wird noch viel vertrieben.

Unter die Dinge, welche man in sehr großer Vollkommenheit verfertiget, gehören auch Wagen von allerley Art. Die Lack-

arbeit ist eben so rein daran, wie an den Pariser Wagen, und die Kästen weiß man vorzüglich gut in Federn zu hängen. Man hat mich aber doch versichert, daß die besten Meister sich ihre nöthigen Lackfirnisse aus Paris bringen lassen.

Zu der erwähnten Anzahl von Einwohnern gehöret auch die Garnison, welche gegenwärtig aus ein paar Haufen Reuterey und etlichen Regimentern Fußgänger bestand. Der Unterschied zwischen einem deutschen und französischen Soldaten ist mir nirgends mehr in die Augen gefallen, als eben hier. Jener bewegt sich bey aller Geschwindigkeit, doch mit Steife und Zwang, dieser hergegen mit der größten Leichtigkeit und ohne den Gebrauch seiner Glieder zu kennen. Es scheint aber, daß man drauf sehe, in diese Gränzfestung ausgesuchtes Volk zu legen. Es ist überhaupt unglaublich, was der Rhein unter den Völkern, die an beyden Ufern wohnen, für einen Unterschied macht. Er fällt zu sehr in die Augen, daß man ihn nicht sogleich bemerken sollte. Die französische Leichtigkeit ist durch das schwerlöthige der Deutschen auf eine sehr angenehme Art gemäsigt, und das Volk überhaupt genommen, aufrichtig, fleißig, höflich, und nicht ohne

eine

eine gute Dosis Nationalstolz, der sich durch die Vaterlandsliebe merklich äußert. Damit aber nichts vollkommenes sey, so findet man Neigungen genug zu Ausschweifungen mit allen ihren Folgen. Man vergnügt sich in Straßburg mit Gesellschaften und Spielen gut, und unterhält auf einem leidlichen Theater eine Truppe Schauspieler, die nicht schlecht seyn sollen. Vor einigen Jahren hatte man daselbst ein so genanntes gesellschaftliches Theater, wo gute Freunde unter einander zu ihrem Vergnügen Schauspiele aufführten. Weil aber die jungen Herren und Damen die Comedie im Ernst zu spielen anfiengen, und sich es sogar einfallen ließen, mit einander darvon zu laufen, so sahe man sich genöthiget, diese Lustbarkeit wieder abzustellen. Ihre Speißen sind so wie unter den Deutschen zugerichtet, ihr gewöhnliches Tischgetränke rother Landwein, und ihr Brod aus Weitzen. Man baut fast nirgends Rocken mehr.

Man spricht zwar hochdeutsch mit schwäbischer und Elsaßer Zungen, allein auch im gemeinen Leben sehr viel französisch, je mehr man sich zumal Straßburg nähert.

Vom Gesicht sind die Einwohner der hiesigen Gegenden, und besonders die aus der

Stadt regelmäsig in ihrer Bildung, von einer lebhaften Gesichtsfarbe, weiß und roth, und wohl gebauet. Beynahe möchte ich die Straßburger für die schönsten Personen am Oberrheine halten. Das Frauenzimmer weiß seinem guten Ansehen durch die Tracht noch mehr Vorzüge zu geben, besonders diejenigen, so sich deutsch tragen, denn man theilt die Tracht des Frauenzimmers in die deutsche und französische. Der Haarputz der Erstern hat das besondere, daß die unverheiratheten Frauenzimmer ihre langen Haare in verschiedene dreytheilige Zöpfe flechten, und sie so schicklich um eine Haarnadel um den Scheitel winden, und mit Bändern umflechten, daß das Gesicht und der Nacken ganz frey, und auf dem Wirbel ein kleiner Thurm wird. Die sich deutsch tragen, sind also eigentlich die, welche noch auf ihr altes Herkommen und Gewohnheiten halten.

Die Einwohner sind zum Theil lutherisch, zum Theil katholisch, ich glaube fast, daß die Letztern gegenwärtig die mehreste Zahl ausmachen werden, und man bemüht sich von Seiten der Obern den Glauben der Letztern immer allgemeiner zu machen.

Die mehresten und ansehnlichsten Kirchen sind in den Händen der Katholiken, auch über-

überdieß noch ein Bischoff daselbst, der dieses mal der Cardinal Prinz Rohan war, nebst vielen Klöstern. Der Gottesdienst wird in deutscher Sprache gehalten, ich habe aber auch einen protestantischen französischen Prediger gehört. Ungeachtet die Gewalt des Stadtrathes von Straßburg durch die Gegenwart des Prätors ziemlich eingeschränkt ist, so hat er doch noch viele besondere Vorrechte und weit mehr, als in andern Städten im Elsas, er ist nicht ganz katholisch. Die Einwohner haben es noch nicht vergessen, daß sie ehedem Reichsfrey waren, und es scheint, daß sie die Lilien im blauen Felde eben nicht allemal mit so gar großer Zufriedenheit ansehen, ungeachtet man ihnen mit vielem Glimpfe begegnet.

Die Universität von Straßburg ist sehr alt, und nur mit lutherischen Professoren besetzt. Weil überdieß kein Professor ein Ausländer seyn darf und sie nach den Jahren rücken, so entspringt hieraus die Unbequemlichkeit, daß sie für vieles Geld eben nicht allezeit den geschicktesten und brauchbarsten Mann haben. Denn unstreitig sind die Lehrer, besonders die, so ein Canonicat erhalten, recht gut bezahlt. Der bößere Fall war dieses mal nicht, und ihre mehresten

Herren sollen recht geschickte Leute seyn. Zu andern Zeiten* hat auch wohl der Prätor auf die Besetzung der Stelle einen nachtheiligen Einfluß, wie es sich kürzlich ereignet hat. Dem ungeachtet aber sagte man, daß die Anzahl der Studirenden nicht über sechshundert stiege, unter denen doch allezeit viele Leute von Stande befindlich sind.

Es ist jetzo eben die Neujahrsmesse und mithin die Stadt noch volkreicher, als sie außerdem ist. Man darf aber die Messen, die hier gehalten werden, nicht mit denen von Leipzig oder Frankfurt vergleichen. Sie werden nur von Kaufleuten aus der Nähe vom Rhein besucht, und sind klein und unerheblich, auch unter den Käufern mehrentheils solche, die Elsaßer Waaren einkaufen.

Da die Hauptstadt von Elsaß verschiedene ansehnliche öffentliche Gebäude hat, so will ich die übrigen Tage meines Aufenthalts darzu anwenden, sie vollends durchzusehen, und Ihnen in der Folge von meinen Bemühungen entweder selbst oder durch J—st—n Nachricht geben lassen ꝛc.

Funf-

Funfzehnter Brief.

Straßburg den 30. Decbr.

Die ersten zween Tage meines Hierseyns habe ich ziemlich müssig zugebracht. Heute aber war meine erste Beschäftigung, daß ich die öffentliche zur Universität gehörige und dem Stadtrathe zuständige Anatomie besuchte. Es lieget dieses alte Gebäude, das einen steinern Thurme ähnlich sieht und nicht über funfzig Fuß hoch, eigentlich aber ein Pavillon ist, nahe an den Festungswerken in dem nordöstlichen Theile der Stadt. Der innere Raum, in dem die Zuschauer zusammen kommen, und die jungen Zergliederer sich üben, hat ungefähr fünf und zwanzig Schritte im Durchschnitte, und das Licht fällt theils durch die hohen an dem obern Theile der Wände, theils durch die in dem laternenförmigen Aufsatze des Pavillons befindlichen Fenster hinein. Der Fußboden ist nicht über sechs Fuß von der Erde erhaben. Außer der großen Halle sind an der Seite noch zwey kleine Behältnisse, davon das eine zur Verwahrung der todten Körper, und das andere

zur Küche und dem Präpariren dient. Auf Bequemlichkeit hat man überall gesehen; aber Pracht findet sich nirgends. Da es einen Ueberfluß von Leichen hat, und von jeher die besten Zergliederer hier gestanden haben, so ist die Anzahl derer, die sich der Anatomie widmen, immer sehr groß, und ich habe auf einmal mehr als hundert, beynahe aus allen europäischen Ländern daselbst gesehen. Der Professor lehrt sie zwar frühe die besondern Stunden, giebt aber auch Nachmittage zwo Stunden zum öffentlichen Unterricht in der Kenntniß des Körpers, davon die erste den Aerzten und lateinisch, die folgende aber deutsch und den Wundärzten gehalten wird. Der Professor, der sich mehr mit Unterweisung abgiebt, hat noch seinen Prosector, welcher ihm das zum Unterrichte Nöthige zurecht macht, und dabey die Obliegenheit hat, das Präparatenkabinet mit neuen Stücken zu versorgen, und auf die Erhaltung der alten zu sehen. Die Präparata werden insgesamt in Glasschränken verwahrt, die in dem großen Saale auf einen Balcon angebracht sind. Sie sind theils trocken und Ausspritzungen mit Wachsmaterie, harzichten Dingen und Queckfilber, theils auch solche, die in Brandewein, oder Weingeist aufbehalten werden. Unter den Letztern be-

fanden

fanden sich auch viele kriechende Thiere aus andern Welttheilen, besonders mehrere Gattungen Schlangen, unter den ersten aber eine Menge schöner Ausspritzungen, die sich noch vom Professor Salzmann herschreiben. Es fehlt nicht an feinen Stücken, welche die Physiologie erläutern, so wie man auch Misgeburten antrift, besonders fiel mir ein großer Kopf und eine Riesenhand, die beyde wohl ausgespritzt waren, in die Augen. Den knöchern Theil von dem Werkzeuge des Gehöres sieht man hier gleichfalls sehr sorgfältig präparirt. Ihre unverderblichsten Ausspritzungen werden mit einem Firnis gemacht, der aus in Weingeist aufgelößten Sandarak und Mastix besteht. Den ganzen Vorrath von Leichen liefert das nahe deutsche Stadthospital. Weil der mehreste Theil der dahin gebrachten Todten beerdiget wird, und einige davon Protestanten, andere aber römischkatholisch sind, so bindet man den Erstern, damit sie von den Letztern bey der Beerdigung desto besser unterschieden werden können, gleich, ehe sie noch der Anatomie ausgeliefert werden, einen Strick um den Hals. Ein Verfahren, das einem Protestanten ein wenig hart, und an einem Orte, wo so viele Lutheraner leben, fast unglaub-

lich vorkommen muß. Inzwischen habe ich diese Nachricht von einem Manne, der zu ehrlich war, mir was weiß zu machen, der es da erzählte, wo er Widerspruch befürchten mußte, und der von der Sache so unterrichtet war, daß er es wissen konnte. Das Lächerlichste was dabey vorgeht, ist, daß bey der anstehenden Beerdigung es oft geschieht, daß die Leichen verwechselt und die Stricke den Protestanten abgebunden und dem Catholicken angebunden werden, wenn man just die Leichen der Letztern noch eine Zeitlang brauchen will, und doch der heilige Vater den Körper seines Glaubensgenossen abfordert.

Die kurzen Wintertage haben für einen Reisenden die Unbequemlichkeit, daß er entweder in seinen Untersuchungen gestört wird, oder abbrechen muß ehe er sich genugsam an dem zu sehenden sättigen können. Ich war genöthiget, was ich noch in der Nähe der Anatomie zu bemerken hatte, bis auf den folgenden Tag zu versparen.

Das erste was ich besuchte, war das Bürgerhospital mit denen darzu gehörigen Gebäuden. Es ist ein steinernes ungefähr achtzig Schritte langes und zwey Stockwerk hohes Haus, das von außen mit einem geräumlichen

räumlichen Vorhofe umgeben wird, auf dem andere Wirthschaftsgebäude befindlich sind. Ein jedes Stockwerk ist in verschiedene geräumliche Säle eingetheilt. Die Kranken selbsten sind so von einander abgesondert, daß die Katholischen ihre eigne Säle und die Protestanten die ihrigen haben. Jede Art von Glaubensverwandten hat wieder einen Saal für das männliche und einen andern für das weibliche Geschlecht, diejenigen endlich die an hitzigen und ansteckenden Krankheiten liegen, sind wieder nach ihrem Geschlecht und Glauben in besondere Säle eingeschlossen, doch wird es damit so gar genaue nicht gehalten. Ich habe wirklich Wassersüchtige und solche die das Brustfieber hatten, in einem Saale gesehen. Die Anzahl aller Kranken, war dieses mal nicht sehr groß, und stieg in manchen Sälen nicht über dreysig bis vierzig Personen. Jede davon hat ihr eignes Bett, das zur Noth noch gut seyn mag, wenn sich der Fall nicht ereignet, daß zwo sich mit einer Bettstelle behelfen müssen, wie es doch zuweilen geschehen soll. Ueberhaupt aber muß man keine prächtige Federbetten vermuthen. Eine Matratze, ein Unterbette und eine wollene Decke sind für Ueberfluß gerechnet. Inzwischen

zwischen sind die Kranken mit Speise, Trank, Arztneyen und Wartung hinlänglich versorgt. Mehrere Reinlichkeit und frischere Luft hätte ich ihnen immer wünschen mögen, denn die Säle waren nach Proportion der Anzahl Kranken niedrig, und die Ausdünstungen bey gut geschlossenen Fenstern faul und zusammengedrungen. Von Ventilatorn wußte man nichts. Man beschuldigte auch den Doktor, daß er hierauf nicht genug sähe und es für eine Sache von geringer Erheblichkeit hielte. Der hintere Theil des Hospitals schließt ein anderes Gebäude ein, in dem man diejenigen unglückseligen Personen aufbehält, die ihre Vernunft verlohren haben. Der Saal in dem sie sich beysammen befanden, war an der Erde, und die Anzahl der Kranken geringe, ich glaube nicht, das über fünf und dreyßig Personen hier ihren Aufenthalt hatten. Einigen war erlaubt herum zu gehen, andere hatten ein Bett im Saale, waren aber doch mit einer Kette an die Bettpfosten befestiget, und eine dritte Sorte hielte man in kleine Koven eingesperrt, die nach der ganzen Länge des Saals an der der Thüre gegen über stehenden Seite befindlich waren. Ich mache mir kein Bedenken zu sagen, daß diese Unglücklichen in Verhält-

niß mit andern vernünftigen Geschöpfen die ihres gleichen sind, recht elend gehalten werden. Eine faule stinkende Luft ist es, was einer von den andern und seinen Excrementen, die sie in die ihnen zunächst befindlichen Gefäße schaffen müssen, Nacht und Tag einathmet; ihr Bette ist ein schmutziges aus lauter Lumpen bestehendes Lager, ihr Saal ein finsteres ungefähr zehn Schritte breites, achtzehn Fuß hohes, und fünf und dreyßig Schritte langes Gewölbe, und ihre Wohnung nicht viel reinlicher, als ihre Luft. Man zeigte mir eine Person in ihren besten Jahren, von der man sagte, daß sie aus Liebe in Abentheuer und aus diesen in die gänzliche Verwirrung ihres Verstandes gerathen sey. Sie war dem Vorgeben nach eine französische Dame von guter Abkunft und ihr manierliches Betragen, ungeachtet sie auf einer mit stinkenden Lumpen bedeckten Bettstelle ausgestreckt lag, ließen errathen, daß sie von einiger Erziehung sey.

Für diejenigen, welche ungefähr in andere Krankheiten verfallen, die mit der Raserey nicht zusammenhängen, aber doch noch wahnwitzig sind, hat man einige andere Stuben, in denen sie am Körper geheilt werden,

den, um noch länger am Verstande krank zu seyn.

Zu mehrerer Bequemlichkeit hat das Hospital auch seine eigene Apotheke, die nach der alten Art eingerichtet und mit wenig neuen Medicamenten versehen ist. Den ganzen Schwarm der Störkischen Wundermittel kannte man beynahe gar nicht.

Die ganz obersten Zimmer in dem nämlichen Hause haben dürftige Personen inne, um ihr Wochenbette da zu halten. Der Saal, in dem sie sich befanden, war ungefähr dreyßig Schritte lang, funfzehn breit und zwölf Fuß hoch. Ihre Betten, davon jede ein eignes hatte, waren besser, als derer ihre, die in den andern Zimmern des Hospitals sind. Neben diesem Saale, in dem die Luft noch unrein genug war, ungeachtet dieses mal nicht mehr, als sechzehn Kindbetterinnen daselbst lagen, befindet sich noch ein ganz kleines Zimmer mit zwey Fridischen Kreißbetten, das zur Entbindung dieser Personen bestimmt ist. Man nimmt hier Leute auf, die zu dürftig sind, in ihren Häusern ihr Wochenbett zu halten, und versorgt sie schon ein paar Monate zuvor mit allem, was ihre Umstände erfordern. Die vornehmste Pflicht, der sie sich unterwerfen, ist, daß sie

junge

junge Studirende die Hebammenkunst an sich lernen lassen. Der Professor, der Unterricht giebt, ist zugleich der, welcher für ihre Gesundheit sorgt, und Fehler, die gemacht werden könnten, verhindert. Ueberhaupt betrachtet, ist mir das ganze Hospital und besonders der Saal der Kindbetterinnen nicht geräumlich und nicht lüftig genug vorgekommen. Wenn ich auch gleich annehmen kann, daß diese Sorte von Menschen bereits an eine unreinere Luft und Zimmer gewöhnt ist, und mithin die Folgen davon weniger fühlt, als alle andere, welches sich auch dadurch bestätiget, daß die Anzahl der Kranken nicht groß, und der Todten nur sehr wenige sind, die vorkommen. Man hat mir gesagt, daß man dabey keine besondere Methode beobachtete, und nur die allgemeine wider die Entzündung und Fäulniß gerichteten Mittel brauchte. Man hat auch noch ein Findlingshaus, in dem diejenigen Kinder aufgenommen und erzogen werden, die entweder ausgesetzt und gefunden werden, oder durch besondere Empfehlung, um der Dürftigkeit der Eltern willen einen Platz bekommen, oder endlich die man dahin bringt und zwar die Eltern nicht angiebt, aber doch zu ihrer Verpflegung eine gewisse Summe,

wo

wo ich mich nicht irre von zweyhundert Livres bezahlt.

Kinder von sehr verschiedenen Alter waren in verschiedenen Sälen, und beyderley Geschlecht von einander getrennt. Sie sind im übrigen gut genährt und wohl gekleidet, die ganz jungen sind sich selbst überlassen, die etwas ältern aber werden zu kleinen Arbeiten angehalten. Weil es dem alten Findlingshause an Bequemlichkeit fehlt, so hat man nunmehr ein neues aufgebaut, das in kurzen völlig fertig seyn wird, und zur Anlage einer vollständigen Wirthschaft eingerichtet ist. Man hat den darzu nöthigen Aufwand aus der Lotterie genommen. Das Haus ist von Stein, mit doppelten Flügeln, und hat einen großen zwischen beyden Flügeln eingeschlossenen Hof, ist zwey Stockwerk hoch und mit einem gebrochenen Dache. Es liegt in dem westlichen Theile der Stadt nicht weit vom botanischen Garten, und ist unstreitig eines der schönsten und regelmäßigsten Gebäude in Straßburg. Was meynen Sie wohl, ich habe T—n angetroffen. Er hatte in Ulm allerhand Abentheuer gehabt, und lauerte nun hier den Erfolg davon ab. Die Jugend ist doch immer ein Alter, wo die Leute wegen eines ungleichen Verhältnis-

ses zwischen Witz und Verstand ein bischen verrückt seyn müssen.

Sechzehnter Brief.

Straßburg den 1. Jenner 1774.

Unzähliche Seegenswünsche für Ihr Wohlergehen, lieber G—r sollen heute der Hauptinnhalt meines Briefes seyn.

Der Straßburger Kräutergarten ist in den vorigen Zeiten und noch vor funfzehn Jahren eben nicht der ansehnlichste in Deutschland gewesen. Allein er hat in den neuern Zeiten und seitdem Herr Spielmann der ältere die Aufsicht über denselben hat, sehr viel gewonnen. Ich brachte gestern einen Theil des Nachmittags zu, mich in demselben umzusehen. Die Jahreszeit verstattete mir zwar außen herum wenig zu untersuchen, und ich konnte nur bemerken, daß er in Felder und Beeten, worauf jetzo die schwarze Nießwurzel blühete, eingetheilt war. Die Bäume waren den Treibhäusern gegen über gegen Nordwesten besonders gepflanzt, und unter denselben einige ausländische von

einer ansehnlichen Größe. Man hatte auch gegen Norden einen Graben angelegt, Wasserpflanzen darinnen zu erhalten, und ist im Begriff, den Garten auf eben der Seite nach einer alten Kirche zu, noch mehr zu erweitern, und so zu erhöhen, daß er von dem Wasser des nahen Flusses nicht überschwemmt werden könne.

In dem kalten Hause befande sich der ansehnlichste Vorrath von Pflanzen, und unter andern ein Arbutus, den man in der Hofnung wartete, Früchte von ihm zu erhalten, die er bis jetzt, ungeachtet er häufig blühete, nicht hatte tragen wollen. Es blühete auch eine schöne Zaunrebe mit ungetheilten Blättern und weißen Blumen, die dem Professor unbeschrieben schien. Das Haus selbst war nach der alten Art angelegt, und schlosse unmittelbar ans warme Haus. Man unterhielte darinnen verschiedene afrikanische Pflanzen, auch blühete noch die Obletia und einige Storchschnäbel. Das Haus war auf die gewöhnlichste Art eingerichtet und mit einen Ofen erwärmt. Dem Gärtner allein liegt die Wartung der Pflanzen ob, der Professor hergegen unterrichtet seine Schüler in demselben in ihrer Kenntniß, und hat zu der Absicht neben dem kalten

Hause ein Zimmer und ein Behältniß zu den Sämereien.

Was Straßburg das herrlichste Ansehn giebt, und ein Muster der menschlichen Kräfte seyn kann, ist der Münster. Es liegt diese ungeheure Kirche in der Mitte der Stadt auf einem nach Verhältniß ihrer Größe kleinen Platze. Das Gebäude ist völlig in gothischem Geschmacke aus grauem Sandsteine aufgeführt und besteht aus dem Dohm und dem Thurme.

Der Dohm ist wieder aus vielen andern Theilen, die aber insgesammt nur Hallen und Chöre, oder Kapellen sind, zusammen gesetzt. Der mittlere große Gang der Kirche, der zu beyden Zeiten von Säulen eingeschlossen, und mit Tapeten behängt ist, endigt sich an dem obern Theile in ein großes Chor. Neben diesem Hauptgange läuft an jeder Seite noch ein anderer Nebengang, welcher den mittlern Theil von den Wänden absondert. Neben dem Chor an der Mittagsseite ist eine besonders große Halle, die ein künstlich gewölbtes Dach deckt, das man die Bischofskappe nennt. Es steht in dieser Halle eine große Uhr. Sie wird um der vielen mechanischen Kunststücke willen, die daran angebracht sind, ungemein hochgeschätzt, ist

aber gegenwärtig nicht mehr in der Vollkommenheit, wie ehedem, und an verschiedenen Orten wandelbar und zerbrochen.

Nur der Hahn, der oben auf der Uhr steht, kreht noch zu Mittage, hergegen sind der Löwe und die Apostel unthätig. Die Fenster haben schöne mit biblischen Geschichten gemahlte Glasscheiben, und über dem Hauptthor steht eine durchbrochne und ebenfalls mit bemahlten Glastafeln ausgesetzte Sonne, die aus einem Stück und mit größter Kunst gehauen ist. Den äußern Umfang des Hauptthors umgeben verschiedene alte zum Theil biblische Geschichten in Basrelief, die aber von Herzen schlecht sind, so wie die Bildsäulen der Meister, die den Münster erbauet haben. Es versteht sich, daß der Dohm in den Händen der Catholicken ist, und daß er mit sehr reichen Meßgewanden versehen seyn muß, die ihm Ludewig der vierzehnte geschenkt hat. Unter diesem majestätischen Gebäude befinden sich tiefe Gewölber, und einige davon sind mit Grabmählern und Statuen ausgeziert. Ich entsinne mich nur eines einigen, das ungefähr acht Stufen tief war, und wo mir recht ist, das Grab Christi im Grunde vorstellete.

Der andere, und für mich weit wichtigere Theil des Münsters, ist der auf demselbigen befindliche Thurm an der Morgenseite. Der Eingang zu demselben ist unten innerhalb des Dohms an der südlichen Seite. Man rechnet von da, bis auf die Stelle, wo man hinsteigen kann, 635 Stuffen, die Höhe des Thurms aber auf 494 Fuß. Man kann an dieser ungeheuren Höhe um so viel weniger zweifeln, da die Stufen insgesamt nicht unter einem halben Fuß hoch, und die oberhalb des Münsterplatzes noch drüber sind. Der erste Aufenthalt zu dem man kommt, ist die Wohnung des Münsterwärters. Von da an, bis zu der Bischoffskappe, die eben so wie das ganze Gebäude mit Kupfer gedeckt ist, hat man ungefähr die Mitte der ganzen Höhe erreicht. Sie zeigen dort herum in der Mauer an der Seite nach Kehl zu eine Vertiefung in einem Steine, die von einer Kugel herrühren soll, welche die Franzosen bey der Belagerung im Jahr 1678 von Kehl aus auf den Münsterthurm geschossen haben. Das ganze Gebäude ist von so einer künstlichen und vortreflichen Structur, daß der, welcher es als Bauverständiger betrachten will, nicht wohl ohne einen Führer gehen kann, der die ganze Einrichtung kennt, und

ihm jeden angebrachten Vortheil ins besondere zeigt.

Die Treppen werden in der Höhe, wo der Thurm den Dohm verläßt, etwas beschwerlicher zu steigen, um so viel mehr, da nicht aller Orten genugsames Licht ist, bis man endlich auf die Platform oder den Münsterplatz kommt. Es bestehet derselbe aus einer viereckichten Ebene von zehn Schritten, die an der West= und Ostseite mit einem steinern Geländer geschlossen ist. In der Mitte des Ruheplatzes liegt eine runde metallene Platte, die eine in den Dohm heruntergehende Oefnung verdeckt. An der Südseite stehet, um bey einem schnellen Brande in der Geschwindigkeit etwas Wasser zu haben, ein steinerner Trog mit Wasser. Man erzählt, daß bey einem Erdbeben, ich habe das Jahr, wenn es geschehen, vergessen, doch deucht mir 1728, der Thurm mit dem Kasten sich so bewegt habe, daß das Wasser beynahe ganz über die Platform weggespritzt sey, und man zeigt noch in dem Stein ein eingehauenes Zeichen, das man an die Stelle, wohin das Wasser gekommen sey, gemacht habe.

An der Südseite des Daches geht man ein paar Stufen hinunter in ein kleines Zimmer, in

in dem sich Nacht und Tag zween Wächter aufhalten, und die Nacht durch neun und zwölf Uhr mit einem großen metallenen Horne andeuten. Eigentlich ist ihre vornehmste Bestimmung Lerm zu machen, so bald sie Feuer, oder ein anderes Unglück, so sich in der Stadt eräugnet, bemerken. Man hat auf dieser Platform noch nicht die Hälfte, nämlich nur 230 Fuß von der ganzen Höhe des Thurms erstiegen. Und nun ist noch der letzte Auffsatz übrig, der sich in drey Hauptabsätze, davon der letzte Theil die Krone heißt, endigt. Eben dieser Auffsatz ist überall durchsichtig, und alle Pfeiler, Riegel und steinerne Balken so weit von einander entfernt, daß er durchbrochne Arbeit vorstellt. Jeder Absatz hat seinen eignen Boden. Zwo Treppen laufen an der äußern Seite windisch in die Höhe, werden aber bey bey jedem Absatze schmäler und nach Proportion höher. Alle Absätze sind von außen mit kleinen Thürmen, Pyramiden, oder ähnlichen Auffsätzen, so wie an allen gothischen Gebäuden ausgeputzt, welches zwar nach unserm Geschmacke in der Baukunst zu gespielt und zum Theil kindisch ist, hier aber auf das Auge eine ganz besondere Wirkung thut. Die äußere Einfassung ei-

nes jeden Aufsatzes ist durchlöchert, und die steinern Fensterbalken nach einer gewissen Figur und Maaße ausgehauen, die Oefnungen, welche durch die Zusammensetzungen gelassen worden, schließen unten herum längliche, weiter hinauf aber gedruckte Vierecke oder Rauten ein. Die Untern sind kreuzweise mit steinern Riegeln und die obern mit eisern Stäben geschlossen, so, daß es beynahe unmöglich ist, zu den Löchern hinaus zu fallen. Da aber die Stuffen immer schmäler, höher und enger werden, so kann man in dem letztern und zum Theil schon in dem zweyten Absatze nicht anders als mit der größten Unbequemlichkeit steigen. Auf solche Art wenden sich die zwo Treppen eigentlich äußerlich um den letzten Hauptaufsatz des Thurmes herum, und werden nur von einem Geländer umgeben, das man doch allemal wie die äußere Mauer betrachten kann, um so vielmehr, da sie alle unter einander verbunden sind, und nicht ehe aufhören, als nur einige Stufen unter der Spitze. Der heftige Wind, der hier auf einem hohen Berge unabläßig wehet, die Kälte, welche mich verhinderte, mich genugsam anzuhalten, und der Schwindel, den man so leicht auf dieser entsetzlichen Höhe bekommt, und der doch den freyen

Gebrauch der Hände so nothwendig macht, haben mir nicht verstattet, weiter, als bis in den zweyten Absatz zu kommen: Da der eine meiner Gefährten im Gegentheil bis in die Spitze kletterte, der andere aber, ob er gleich ein Kriegsmann war, sich nicht über den ersten Absatz hinaus wagen wollte. Eigentlich verliert man nichts, wenn man auch nur auf der Platform bleibt, und nicht bis in die Laterne steigt. Man sieht sich von hier aus so weit um, daß man sich völlig daran begnügen kann. Ungeachtet es Winter, und die Berge mehrentheils mit Schnee bedeckt waren, so kann man sich doch nichts schöners, als die Landschaft vorstellen, die ich vor Augen hatte. Gegen Morgen floß in einem breiten Thale in der Nähe vieler Dörfer der Rhein von Mittag nach Mitternacht. In der Ferne sahe ich auf der nämlichen Seite den Malches, und näher herauf die Berge des Schwarzwaldes, die der Schnee nur zum Theil hatte bedecken können. Gegen Abend hingegen stiegen aus dem flachen Lande allmählich die Berge des Vogesischen Gebürges, das Lothringen von Elsaß trennt, in die Höhe.

Der dem Hauptthurme gegen über stehende Theil des Münsters hat noch zween

Absätze, auf die man neue Thürme unter der Regierung Ludewig des vierzehnten zu erbauen willens gewesen, es ist aber unterblieben. Die Glocken, welche in dem Münster hängen, sind zum Theil von einer ungeheuren Größe. Vor einigen Jahren wurde der Münsterwärter in seiner Stube ermordet gefunden. Seit der Zeit ist seine Wohnung besser verwahrt, und ihm noch überdies eine Glocke gegeben worden, mit der er im Nothfalle gleich Lerm machen kann. Man verkauft auf dem Münster ein kleines Buch, in dem alles, was dieses majestätische Gebäude angeht, umständlich beschrieben seyn soll. Es ist aber eine elende Scharteke, die vielleicht der Thurmwärter aufgesetzt hat. Ich habe mich nur, nach meinem Vorsatze, bey einigen allgemeinen Anmerkungen aufhalten können, ich glaube aber allezeit, daß man sich das ganze Werk nicht prächtig genug vorstellen kann, so lange man es nicht mit Augen gesehen hat. Wenigstens ist es gewiß, daß alle Absichten, die man bey Erbauung eines so hohen Thurms haben mag, völlig erreicht sind.

Ich hatte mich nach und nach so müde geklettert, daß weiter was vorzunehmen, mich untüchtig befand. Es war nunmehro

der

der Neujahrstag vor der Thüre und man beschäftigt sich jetzt in Straßburg mit nichts so sehr, als einander etwas Gutes zum neuen Jahr zu wünschen. Der eine thut es mit dem vollen Glase in der Hand, der andere mit der Trommel, der dritte mit einem andern Instrument, und noch ein anderer dadurch, daß er dem seinen Wunsch mit baarer Münze vergilt, den er ihm gewiß um keiner andern Absicht willen hat angedeihen lassen. Um es kurz zu machen schreibt man seinen Namen auf eine Karte, und der Abgeordnete des Gratulanten, oder er selbst, legen sie in ein Körbchen, das man an die Thüre gestellt hat, um den Bedienten die Mühe zu ersparen, sie abzunehmen. Aus der Menge Karten, die in dem Körbchen liegen, kann der Vorübergehende auf den Rang, das Ansehn, und die Zahl der Klienten schließen, die der Eigenthümer des Körbchens hat. Traurig und beleidigt leert der sein Körbchen aus, der nicht viele Namen, oder weniger, als er erwartet, hat, und wehe dem, der so unhöflich gewesen ist, seine Karte zu vergessen. Alles war aus diesem Grunde heute in Bewegung, und die Bedienten mußten noch zehnmal geschwinder, als sonst rennen, um ihre Karten los zu werden.

den. Man vergißt aber auch nicht dabey tapfer zu essen und zu trinken, denn wer möchte wohl das neue Jahr mit Fasten und einen leeren Magen antreten.

Außer dem Vergnügen die ganze Stadt seit gestern um des Neujahrwünschens willen in Bewegung zu sehen, hat mir der heutige Tag noch ein anderes verschaft, das mir weit wichtiger ist. Ich habe eine doppelte Musik gehört. Die erste bey der Messe im Münster, die andere aber bey den Minnesingern. Die erstere war ungefähr auf die Art, wie man sie in allen katholischen Messen findet, aber in Ansehung einer großen Menge geschickter Musikverständigen schöner, als ich sie noch bey einer ähnlichen Veranlassung gehört hatte. So verstrich der Vormittag, und das erste was ich den Nachmittag thun konnte, war die Letztere singen zu hören.

Es sind nämlich die Minnesinger eine Gesellschaft von gebornen Dichtern und Liebhabern der Tonkunst. Nach den Nachrichten, die sie noch aufbehalten, sind sie in den ältesten Zeiten zusammen getreten, an Erfindung und Verbesserung beyder zu arbeiten. Sie haben jährlich ein paarmal ihre verfertigten Stücke einander vorgesungen,

gen, sie beurtheilt, das Gute beybehalten, und in Absicht auf das Fehlerhafte auf eine Verbesserung gedacht. Es war eine doppelte Gesellschaft dieser gemeinen Leute, davon die eine sich in Nürnberg, die andere aber in Straßburg befand. Die letztere ist es, die ich hörte, denn noch bis auf den heutigen Tag halten sie jährlich zweymal, nämlich den Neujahrstag und den ersten Pfingsttag, ihre Zusammenkunft, und singen dabey die von jedem selbst verfertigten Probestücke ab.

Die förmliche Einladung ihre Gesänge zu hören, hatten sie auf einer Tafel an den Arkaden, dem Fischmarkte gegen über, ausgehenkt. Um ein Uhr Nachmittage waren sie hinter dem Ritterhause in einem Gasthofe auf einem Saal, der bereits viele Jahre zu gleichem Zwecke gedient hat, versammlet. Ich kam zwar mit meiner Gesellschaft etwas zu spät, sahe aber doch noch so viel, als nöthig war, mir Begriffe zu verschaffen. Vor dem Eingange zum Saale stande einer aus ihren Mitgliedern, der den Zuhörern eine Sparbüchse zu Einlegung eines freywilligen Geschenkes darreichte. In dem Saal war ein geräumlicher oben her offener Verschlag, in dem sich der Vorsteher nebst

den Mitgliedern befanden. An der Wand hieng eine kleine gelbe Krone, von anderthalb Zoll im Durchmesser. Ich will nicht verrathen, ob sie aus Gold oder Silber und nur vergoldet war, ungeachtet den Zuhöhern frey stunde sie näher zu betrachten, genug ich dachte just nicht daran, mich nach diesem für die Geschichte der Minnesinger wichtigen Umstande zu erkundigen. Ihren Urkunden nach, muß sie wohl vom Golde seyn. Ueber der Thüre des Kabinets war eine Art Thron aus grün gefärbten Bretern mit einem Lehnstuhl aufgerichtet. Er war bereits mit einem Meistersänger besetzt, da ich hineintrat, der noch an einem Liede zu Ehren Gottes und der Stadt Straßburg sang, das ungefähr so abgefaßt war, wie Hans Sachsens Dichterstücke. Da der Vorsitzer merkte, daß das Stück zu Ende seyn möchte, so rief er innerhalb seines Kabinets und ohne sichtbar zu seyn: höre er auf. Der Dichter verlies also seinen Thron ohne weitere Umstände und nach einigen Minuten kam ein anderer heraus, der mit dem vorigen auf gleiche Art gekleidet war. Er hatte ein schwarzes Kleid an, einen kurzen schwarzen Tuchmantel um, und eine Stutzperücke auf. So bald er seinen Platz auf den Thron, den der vorige

ledig

ledig gemacht, eingenommen hatte, so rief der Vorsitzende: fange er an, wenn er kann.

Nach einigem Räuspern und Husten ertönte also seine Stimme zum erstenmale: weil er aber in einem, seinem Bedünken und Gedichte nach, nicht angemessenen Ton angefangen hatte, so wählte er einen andern, indem er jede Strophe seines Gesanges bis zu Ende fortführte. Der Inhalt war wie bey dem vorigen das Lob Gottes, des Magistrats zu Straßburg, und der ganzen Bürgerschaft, Seegenswünsche für die letztern nach Veranlassung des heutigen Tages machten den Beschluß. Die Poesie war so, wie man sie von einem Schuster oder Schneider erwarten konnte, kriechend und einfältig, die Reime, wie in den ganz alten Liedern, und oft um des Reimes willen die Endung neu gemacht, und die Melodie, die eckelhafteste Monotomie eines Tenoristen. Beym Ende des Gesanges wiederholte der Vorsitzende, was er bey dem ersten lakonisch angebracht hatte, nämlich: höre er auf. Der Sänger gieng also zurück in sein Kabinet. Gleich darauf erklärte der Vorsitzende mit lauter Stimme, daß sie ihre Proben gut gemacht, und ermahnte sie ferner der edlen

Singe-

Singekunst obzuliegen. Hiermit gieng also für dieses mal die Versammlung auseinander

Die Poesie und Musikproben dieser Leute mögen auch, mit dem verglichen, was sie jetzo sind, noch so gering und im Grunde schlecht seyn, so verdienen sie doch wirklich Lob und Achtung, denn sie sind die Ueberbleibsel von dem, was unsere Vorfahren zur Verbesserung unserer Sprachen, zur Ausschmückung der Dichtkunst, und zur Erfindung der Tonkunst gethan haben. Auch bey denen, die es noch fortsetzen, gehört eine gewisse Begeisterung darzu, denn wer würde sich ohne sie wohl die Mühe geben, auf ein Lied oder einen Gesang zu denken, und ihn sogar nach einer gewissen erfundenen Melodie abzusingen. Denn andere Belohnung, als das Lob ihres Mitmeisters haben sie doch nicht, und müssen noch überdieß befürchten, daß sie dem Hohngelächter unbilliger Zuhörer ausgesetzt sind.

Inzwischen klagte doch einer der Meistersänger, daß ihre Gesellschaft in Verfall käme, und ihr nicht mehr so viele beyträten als ehedem, daß sich die Anzahl von funfzehn bis auf fünf oder sechs vermindert hätte, und daß auch diese mit ihren Stücken zuweilen

rückblieben. Wer sollte aber alles das von einem Zeitalter denken, das so fruchtbar an Poeten ist, indem sie viel häufiger gebohren werden, als sterben.

Unsere würdigen Minnesinger hatten noch zwey Bücher in Folio herausgelegt, in denen sich ihre Stiftung, ihre Einrichtung, die Gesänge ihrer Mitglieder, von Jahr zu Jahr, Nachrichten zu ihrem Lobe, und die schön ausgemahlten Wappen ihrer Glieder befanden. Der vordere Theil des einen Buchs bestand aus Pergament, der hintere aber aus starkem Papier.

Neben der Thüre des Gasthofes, wo sie versammlet waren, hiengen zwo Tafeln heraus. Damit man sich einen Begriff von ihren Versen machen kann, die doch so gar alt nicht seyn können, oder wenigstens in eine neuere Mundart übergetragen sind, will ich hier buchstäblich einrücken, was auf ihnen geschrieben stand.

Nach Christi Geburt als die Zal war
Neunhundert sechzig und vier Jahr
Daß Meister Gsang so lobesan
In guten Form und Ordnung kam
Als Kayser Otth der Erst von Macht
Und Leo Pabst zu Rom der Acht

Diese zwölf Meister wohl berühmt
Aus Teutschland nach Rom bestühmt
Ihr Dichtgesang zu hören an
Ob icht Tadel und Wandel dran.
Der Kayser und Pabst lobt die Kunst
Thett der Singekunst zu Rhum und Gunst
Verehren eine Cron von Gold
Die immer bey Ihn bleiben sollt.

Beyde Tafeln sind schwarz und die Aufschrift in goldnen Buchstaben. Auf der, worauf die obrigen Reime standen, befand sich noch diese Nachricht:

Errichtet mit zwölf Gliedern im Jahr 940 unter Pabst Leo dem achten, und Kayser Otto dem Ersten, erneuert 1490 und erneuert 1550. Bestätiget mit einer goldnen Cron. Die Tafel war erneuert im Jahr 1717. Auf der andern Tafel las man folgende Verse nebst den Namen der ersten zwölf Meistersänger:

Die Poeten aus Graecia
Ein Lorbeerkranz verehrten da,
Welche das Best thetten im singen
Cron und Cranz thetten davon pringen
Also durch die Zwölf mit Nam
Das Gsang in Teutschland aufkam

Welches

Welches so weit um ist erschollen
In viel Stätten Gott zu Gefallen
Darin man jetzt hält Singschul
Lehrt Gottes Wort auf dem Gwerbstul
Der woll mit Gnaden allezeit walten
In unserer Statt bey Jungen und Alten
Daß wir mit Gsang sein göttlich Namen
Hier und dort mögen loben. Amen.

Wer mithin diese Gesellschaft als die Nachkommen derer ansieht, die vor mehr als acht Jahrhunderten daran gedacht, der Dichtkunst und deutschen Sprache aufzuhelfen, und sie zu verbessern, muß allemal erfreut werden, diese würdigen Ueberbleibsel der ältesten Sprachverbesserer anzutreffen, sie mögen sonst mit ihren Ausarbeitungen für unsere Zeiten auch noch so weit zurück und ohne Hofnung seyn, sie jemals zu erreichen. Billig sollten sich unsere besten Dichter der Art, die jetzo überall tönenden Minnesinger und Banden, vereinigen und ihre Stelle übernehmen. Aber dann müßten sie sich auch, wie in den alten Zeiten aus allen Landen versammlen, um ihre Stärke an einen gewählten Platze hören zu lassen, eine Sache, die ich um ihrer Menge willen für sehr leicht und thunlich halte. Grüssen Sie meine

Freunde, auch die abwesenden, wenn es Gelegenheit giebt. An J—st—n werde ich nächstens selbst schreiben rc.

Siebenzehnter Brief.

Straßburg den 3. Jenner.

Es ist heute schon der dritte, lieber S—n, die Zeit meines Hierseyns muß zu Ende gehn, und ich denke darauf, das merkwürdigste, was ich noch nicht gesehen habe, nachzuholen. Der gestrige Tag, der noch Sonntag war, hat mir nicht erlaubt, weit herum zu kommen. Ich habe mich also nur noch ein wenig in der Stadt umgesehen, und bin zuletzt nach der Citadelle gegangen. Sie wissen, daß ich nichts von alle dem verstehe, was zum Kriegshandwerk gehört, und mithin auch nicht weiß, ob die Citadelle von Straßburg fest ist, oder nicht. Wenn ich es also sage, daß sie eine von den unüberwindlichsten sey, so habe ich darzu keinen andern Grund, als weil mir es Andere gesagt haben, die es besser verstehen wollen als ich, so wenig als darzu, Ihnen mit Gewißheit zu versichern, daß Ludewig der vierzehnte, welcher sie anlegen lassen, dem Rathe den Grund

darzu

darzu abgenommen, ohne ihm vorher zu sagen, worzu er angewendet werden sollte. Ob ich aber den Leuten trauen kann, weiß ich weiter nicht, da ich ihre Kunst so wenig beurtheilen kann, wie eine Festung. Ich wanderte also mit meinem Begleiter einen jungen Franzosen nach dieser den Einwohnern von Straßburg eben nicht so gar freundlichen Nachbarin ab, und erreichte ihre Thore, nachdem ich erst einen Waffenplatz, auf dem eine Menge Geschütz ohne Lavetten lag, vorbeygekommen, und auch noch einen Theil Wall, nahe bey den Kasernen vorbeygegangen war.

Sie ist zwar nicht mit den Festungswerken der Stadt verbunden, sondern vielmehr durch Gräben von ihnen abgesondert, schließt aber dem ungeachtet hart an ihre nordöstliche Seite. Der innere Umfang kann, so wie er mit den Festungswerken an Bollwerken, Wällen, Ravelinen und so weiter umgeben ist, nicht über eine achtel Meile betragen. Mehr Zeit aber bringt man zu, die doppelten Gräben zu umgehen. So wie ich sie gesehen habe, waren sie dem Augenmase nach nicht über zehn Fuß tief, und nicht über zwanzig Schritte breit, auch ohne Wasser, jedoch mitten durch, mit einen andern kleinen

Graben versehen, der voll Wasser, und vermuthlich so eingerichtet war, daß man die Hauptgräben dadurch unverzüglich füllen konnte. Das Mauerwerk ist aus einem röthlichen Sandsteine, und die Gebäude, welche in dem innern Raum liegen, von Backsteinen. Alle sind entweder Wirthschaftsgebäude, oder Wohnungen für Soldaten und Marketender, oder auch Gebäude für Kriegsbedürfnisse, alle zusammen aber, niedrig und von einem Stockwerke. Ich bin nur durch zwey Thore gekommen, davon das eine an der Stadtseite liegt, und das andere dem ersten gerade gegen über aufs Feld nach dem Rhein zugeht. Die Thore haben Zugbrücken, und man macht keine Schwierigkeiten, jeden Unverdächtigen frey ein- und ausgehen zu lassen. Inzwischen würde mir wohl nicht erlaubt worden seyn, mich genauer nach der innern Einrichtung zu erkundigen, wenn ich auch Kenntnisse bey mir gefühlt hätte, die mich darzu angelockt. Ueberhaupt wird man von dieser Citadelle, wenn man nicht schon im voraus weiß, daß sie da ist, wenig gewahr, so sehr verlieret sie sich an Straßburg.

Ungeachtet wir nur einen kleinen Spaziergang nach der Südostseite der Stadt zu machten, so war doch die Zeit schon wieder

so

so verstrichen, daß wir kaum vor der Dämmerung das Thor erreichen konnten.

Ich hatte des Kardinals Pallast noch nicht von innen gesehen und also zu dieser Beschäftigung den heutigen Vormittag ausgesetzt. Man kann hierzu gegen eine kleine Vergeltung, die man der Zimmerwärterin giebt, sehr leicht kommen. Das Gebäude ist von Quadersteinen, und einem ziemlichen Umfange, jedoch nur ein Stockwerk hoch, ganz nahe bey dem Münster. Die Staatszimmer, die den Fremden vorgezeigt werden, sind alle im Stockgeschosse. Das erstere ist ein großer Saal, der mit Marmor gepflastert ist. Man kömmt von da in einige andere Zimmer, welche zum Gebrauche für die königliche Familie ausgesetzt sind, einen fürtreflich ausgelegten Boden, rothe seidene Tapeten, mit Gold reich verbrännte Stühle, Spiegel von der Länge der halben Höhe des Zimmers, marmorne Kamine und andere reiche Verzierungen haben. In dem letzten hat der jetzige Kardinal eine Menge Büsten der römischen Kaiser aus den ersten Jahrhunderten aus weißem Marmor stehen. Ihre Namen sind an dem untern Theile hinterwärts angeschrieben. Ich muß bekennen, daß ich nicht zwo darunter gesehen, die das

Ansehn eines hohen Alters hätten, ob gleich unsere Begleiterin sie, so, wie die in dem folgenden Zimmer, für solche Originale ausgab, die auch Schöpflin dafür erkannt hätte. Sie brachte uns von da in die Bibliothek des Prinzen. Die Bücher standen zu beyden Seiten in Schränken mit Drathgittern und waren mehrentheils historische aus der weltlichen und geistlichen Geschichte der Katholiken, desgleichen Kirchenväter. Ich glaube nicht, daß sich in allem 3400 Bände, die doch alle sauber gebunden waren, hier befanden. Dem obern Theil der Bücherschränke nahmen wieder Büsten aus Marmor und große blau glasurte Vasen ein. Alles wurde vor antik ausgegeben und nichts mochte es seyn, als eine kleine anderthalb Fuß hohe Büste des Alexanders. Die Vasen waren es gewiß nicht. Den Grund des Saals verschloß eine doppelte Spiegelthür, welche in die Kapelle des Prinzen führte. Die Letztere hatte nichts besonders, und war kleiner, als alle Zimmer, die ich bisher durchgegangen war. Aber ein Bild hieng über dem Altar, das bis zum Entzücken schön ist, und an dem man immer mehr Kunst bemerkt, je länger man es betrachtet. Es stellt die Geburt Christus vor. Maria hat das kleine

Kind auf dem Schoos und dieses wirft einen Schimmer von sich, der zu schwach ist, den ganzen Raum deutlich zu erhellen, aber doch noch stark genug einen Hund, welcher in einem Winkel sitzt, so wie die Hirten die zur Thüre hineinsehen, im Finstern kenntlich zu machen. Die ganze Länge des Stücks wird etwa sechs und die Breite fünf Fuß betragen. Als eine Anekdote erzählte die Wärterin, daß der Herzog von Orleans, es mit so viel Louisd'ors erkaufen wollen, als seine Fläche bedecken könnten. Man sagte, daß es von Corregio sey.

Die übrigen Zimmer, welche man mir zeigte, waren klein und nur um der schönen Geräthschaften willen sehenswürdig. Unter andern und besonders unvergleichlich gearbeiteten Schränken, habe ich auch in einem einen Kronleuchter aus Bergkrystall gesehen, der bey einer völligen Erleuchtung des Zimmers einen unglaublichen Schimmer von sich geben muß, da die mehresten Theile daran von der Größe eines Hünereyes waren. Der Kardinal ist die mehreste Zeit, so wie auch jetzo abwesend, und die Frau Landgräfin von Rothenburg hat die obern Zimmer zuletzt bewohnt.

Die Zeit vergeht mir wie ein Traum, und ich versäume nie mehr, als wenn ich mir

vorsetze, sie recht wohl anzuwenden. So nöthig einem Reisenden die Freunde sind, so ein großer Zeitverderb können sie ihm werden.

Achtzehnter Brief.

Straßburg den 5. Jenner.

Es waren noch einige Dinge übrig, die ich nothwendig sehen mußte, ehe ich Straßburg verlasse. Ich habe also gestern die Bibliothek, die Sammlung von Alterthümern und das französische Hospital besucht. Die Raths= und Universitätsbibliothek steht auf der Metze, und hat in Absicht auf das Gebäude und den langen Saal, in dem die Bücher verwahrt sind, gar nichts Merkwürdiges. Sie ist auch nicht sonderlich groß und wird nicht über 16000 Bände halten. Manuscripte findet man daselbst nicht, doch haben sie einige Biblen vom ältesten Druck, und darunter eine, die wie es scheint, mit hölzern Lettern gedruckt ist. Die mehresten Bücher sind historischen Inhalts, und die neuere Litteratur ist etwas vernachlässigt.

Noch viel geringer würde sie seyn, wenn sie nicht durch die Schöpflinische Büchersammlung, welche, nach dem Testamente ihres

Besitzers

Besitzers ganz hieher gebracht worden ist, einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hätte. Im übrigen ist sie wohl eingerichtet und die Bücher sind in gutem Stande.

Mit der Bibliothek ist das Kabinet von Alterthümern vereiniget, das sich wiederum größtentheils vom Schöpflin herschreibt. Unten herum, wo man auf die Bibliothek geht, traf ich verschiedene Alterthümer an, die im Elsaß gefunden worden sind, und unter andern einige römische Meilensteine aus dem ersten und zweyten Jahrhundert. Diejenigen Stücke, die sich oben befinden, sind nicht sehr zahlreich, aber doch wohl mit einander ächt und ausgesucht. Ich habe einige Hetruscische Gefäße gesehen, an denen sich lernen läßt, die nachgemachten von den wahren zu unterscheiden. Nur scheinen mir die mit der blauen Glasur nicht ächt zu seyn. Es finden sich auch Proben von altem Glase da. Eine große Schaale aber die man für ein Stück von einer besondern Arbeit ausgab, weil sie auswendig glasartig und innewendig schwarz und steinartig war, schien mir nichts besonders und nur ein Geschirr, daran die äußere Fläche in der Hitze zum Theil verglaßt, das innere aber unversehrt geblieben. Ich glaube auch nicht, daß sich dieses Stück

unter die ächten Alterthümer zählen läßt. Man besitzt überdies eine Menge römische Hausgötzen von Erz, auch einige egyptische, und unter den ersten einen schönen Merkur; eine artige Venus, unter den letzten eine Isis, und andere. Ferner allerhand Opfergeräthe, römische Gewichte, Schlüssel, Siegel, Hausgeräthe und Spielsachen, theils von Erz, theils von Eisen. Unter dem Hausgeräthe finden sich allerley Arten und Gestalten von Lichtern, die zum Theil die Form unserer alten Grubenlichter haben. Außerdem was Schöpflin von seinem Kabinete bekannt gemacht, hat auch Herr Oberlin eine Beschreibung verschiedener von diesen Alterthümern gegeben. Der ganze Vorrath wird in ein paar einander gegen überstehenden Glasschränken aufbehalten.

Den Nachmittag habe ich im französischen Hospital zugebracht. Es liegt dieses weitläuftige Gebäude in dem südwestlichen Theile der Stadt. Es ist ganz von Stein mit einem Stockwerk aufgebaut, und schließt einen doppelten Hof ein. In Ansehung seiner Einrichtung, der Reinlichkeit die in allen Sälen herrscht, und des äußern Anblicks, ist das Bürgerhospital gar nicht damit zu vergleichen. Die Säle sind sehr geräumlich

und hoch, und ungeachtet sie keine andere Ventilatore, als etwa kleine Räder in den Fenstern haben, so ist doch die Luft nicht unrein, da die Säle nicht zu voll sind. Jeder Kranke hat sein eigen Bette nebst einer guten wollenen Decke. Diejenigen so an hitzigen Fiebern krank liegen, sind von den andern ganz abgesondert; die, so äußerliche Krankheiten haben, liegen ebenfals in einem besondern Saale und diejenigen, welche eine unreine Krankheit leiden, sind wieder so abgetheilt, wie es der stärkere, oder schwächere Grad der Kur erfordert. Es ist leicht zu vermuthen, daß ich die letztern Säle, von denen die Rede ist, nicht leer werde angetroffen haben. Das Hospital hat überdies eine große Küche in der die für die Kranken nöthigen Speisen und Brühen verfertigt werden, desgleichen eine eigne Beckerey und Kapelle. Man hat mich auch in eine Anatomiestube geführt, in der sich die französische bey dem Hospital stehenden Wundärzte üben, und wo auch andere Lernende Privatunterricht für eben den Preiß erhalten können, wie bey der Universitätsanatomie. Allein ungeachtet es nicht an Leichen fehlt, so ist doch die Anzahl derer, welche die Anatomie hier treiben sehr geringe, vermuthlich

weil

weil die Anweisung nicht ist, was sie unter Herr Lobstein ist. Zur Bequemlichkeit der Kranken halten sich beständig zween Wundärzte in einem Zimmer am Eingang des Gebäudes auf, die nach gethaner Wache von eben so viel andern abgelößt werden. Die Soldaten sollen in Ansehung der Kost gut verpflegt seyn; inzwischen könnte man Klagen genug hören, daß des Königs Wille hierinnen nicht befolgt werde, und so gar ihr Brod nicht sey, was es seyn sollte. Daß es so gehen müsse, kann da nicht fehlen, wo alles den Pächtern und Entrepreneurs überlassen ist.

Heute hätte ich nun noch das Stückbohren und die Stückgießerey sehen sollen, um so vielmehr, da man diese Fabrik nicht aller Orten sehen kann und darf, und mir doch besondere Erlaubniß von dem Oberaufseher dazu gegeben war. Allein zu meinem Unfall habe ich gestern Abend noch eine Anwandlung von einem leichten Schnupfenfieber bekommen, das mich bis jetzt zu Bette zu liegen genöthigt hat, kaum daß ich Ihnen noch vor meiner Morgen früh festgesetzten Abreise nach Paris Nachricht geben, und meine Sachen in Ordnung bringen kann. Man trift in Straßburg verschiedene Gelegenheiten an, in

die

die Hauptstadt zu kommen. Es hat aber die eine immer etwas vor der andern voraus. Die wohlfeilste Art zu reisen ist mit der ordentlichen Postkutsche, oder der Landkutsche, die wöchentlich einmal, nämlich den Freytag nach Paris geht. Ungeachtet aber der Wagen einen ordentlichen Kasten, der in Ketten hångt, wie andere Wagen hat, und innewendig ausgepolstert ist, so ist er zwar viel besser, als die deutschen Postwågen, aber noch immer ein elendes Fuhrwerk. Er hat eine ovale Form und ist hinten und vorne von einem großen Behåltniß aus geflochtenen Weiden so eingeschlossen, daß man den Kutschkasten beynahe nur von der Seite sehen kann. Alles das hätte nun auf den Reisenden eben keinen so gar großen Einfluß; allein da das Fuhrwerk wohlfeil ist, so versammlet sich alles hinein, und man trift Personen darinnen an, mit denen es unausstehlich ist, nur Viertelstunden, geschweige ganze Tage, zuzubringen. Vornehme Bettler, Mönche, Huren, Künstler, Cammermådgen, Bedienten, alles steckt in dieser Arche Noåh. Da er acht bis zehn Personen halten kann, die in einer Ellipse zusammensitzen, und um des vielen Gepåckes willen sehr schwer ist, so müssen sie oft acht

Pferde

Pferde vorspannen, und legen täglich doch nicht mehr, als zehn Stunden zurück. Mithin bringt man bis Paris eilf volle Tage zu.

Eine viel geschwindere Art zu reisen, und wo man in acht und vierzig Stunden anlangen kann, ist mit dem Courier. Eigentlich sollen diese Leute ganz allein reisen, allein da sie einen Platz übrig haben, so nehmen sie gegen eine mäsige Bezahlung leicht einen Reisenden auf, den sie zugleich mit Unterhalt versorgen. Die Chaise steht auf zwey Rädern, sie ist vorne offen, und hat zwey Pferde, die alle Stationen abwechseln. Allein diese Art zu reisen hat auch ihre Unbequemlichkeiten. Denn erstlich muß man Tag und Nacht fort, man sitzt bey schlechtem Wetter in einen von forne offenen Wagen, und darf noch überdies weder etwas Gepäcke mit sich nehmen, noch sich nur eine Viertelstunde verweilen. Doch kann man es so einrichten, daß man mit den Courir nur so weit geht, als man will, und mit dem folgenden seine Reise weiter fortsetzt, weil er, wo ich nicht irre, alle Tage, die Mittewoche ausgenommen, abfährt. Freylich ist es am bequemsten mit Postpferden zu reisen. Man bekommt dazu eine kleine Chaise wie der Courir, und bezahlt für jedes

Pferd

Pferd auf den ordentlichen Straßen einen Livre die französische Meile, oder für jede Stunde. Da aber diese Art etwas kostbarer ist, so hat man noch eine vierte, die, wenn es eben trift, daß eine gute Gesellschaft zusammen kommt, bequem, angenehm und billig, auf alle Fälle aber doch der Landkutsche vorzuziehen ist. Es giebt nämlich in Straßburg so genannte Hauerer, oder Lohnkutscher, welche die Reise mit einem guten viersitzigen Wagen und vier Pferden im Winter in neun Tagen, und im Sommer noch ehe machen. Man bezahlt für alles zehn bis zwölf Louisd'or, und jede Person insbesondere giebt dem Kutscher sechs Livres Trinkgeld, hat aber nachmals für nichts weiter, als die Kost zu sorgen. Die ganze Gesellschaft theilt nachmals die Zahlung des Kutschers unter sich. Ich habe einen solchen Wagen zu meiner Reise genommen, und hoffe sie glücklich damit zu endigen, rathe aber einem Jeden, der sie ebenfalls wählt, so vorsichtig in Schließung seines Contracts zu seyn, wie es möglich ist. Die Miethkutscher sind ganz gute und meistens bescheidene Leute, allein alle Aufmerksamkeit muß man haben, damit man nicht von ihnen übernommen und sonst hintergangen wird,

oder wenn man zu späte drauf denkt, sich gegen ihren feinen und arglistigen Betrügereyen in Sicherheit zu setzen, so hat man einigen Zank. Es ist immer gut ein wenig grob gegen ein Volk zu seyn, das nur aus Verstellung und Gewinnsucht höflich ist. Auch sind sie im Stande, einen Reisenden Wochen lang aufzuhalten, wenn man es ihnen überläßt, die Gesellschaft zusammen zu bringen, oder sie raffen in der Eile, um nur fortzukommen, auf, was ihnen aufstößt. Auch darauf muß man also Acht geben. Man hat mich versichert, daß in kurzen auch von Straßburg aus wie von Metz eine Diligence nach Paris gehen werde, und nunmehro wirklich gehen muß. Da sie noch einmal so geschwind und fast eben so bequem, wie eine Miethkutsche reißt, so wird dieses den Preis der letztern vielleicht noch etwas heruntersetzen, und die Eigenthümer und Hauerer zahmer machen.

Mein Fieber hat mich an Kräften erschöpft, und da ich auch nichts besonders mehr zu schreiben habe, so will ich nur noch beyfügen, daß ich Sie herzlich liebe und bin rc.

Frank-

Frankreich.

Neunzehnter Brief.

Blamont den 7. Jenner.

Am Donnerstage frühe habe ich Straßburg verlassen und bis hieher eine Strecke von achtzehn Stunden oder französischen Lieues zurückgelegt. Es ist mir nichts besonders begegnet, da ich eine Gesellschaft habe, die sich ziemlich ruhig und gleichgültig gegen alles verhält, was ihr aufstößt. Sie besteht aus einem frommen Mahler und einem Frauenzimmer, die gewiß nach Paris reißt, um da ihr Glück zu machen. So viel ich heraus-

bringen können, so hat sie im Haram zu L—g in Schwaben gedienet, und hieraus können Sie auch urtheilen, daß sie jung seyn und nicht schlecht aussehen muß. Was man von uns zusammen denken mag, will ich nicht wissen. Der Mahler ist doch ein guter Mensch, wirklich ein recht ehrlicher Mensch, er hat sogar schon verschiedene Angriffe auf meinen Glauben gethan, und ich bekenne, wenn ich noch tausend Stunden mit ihm zu reisen hätte, er würde mich wohl gar katholisch machen. Es hat mir sehr wohl, und besser, in Straßburg, als in irgend einer andern Stadt, die ich noch zur Zeit gesehen habe, gefallen, und es hat mir wehe gethan, daß ich es verlassen mußte, so oft ich mich gestern früh um- und etwas weiter davon entfernt sah. Das Erdreich ist auf der nordwestlichen Seite der Stadt schwärzlich brauner Thon, das ich gut genug sehen konnte, ungeachtet die Erde dünne mit Schnee bedeckt war. Alles Land, das in einer Ebne besteht, wird zum Ackerbau genutzt, und nur erst in einer Entfernung, wo es sich ein wenig hebt, fangen die Weinberge an.

Der Weg ist eine gute Chaussee zu beyden Seiten mit Obst und Nußbäumen, jedoch unterbrochen besetzt. Nach einer Stunde erreich-

erreichten wir das erste Dorf von der Stadt aus, Hußheim. Die Dörfer haben nichts unterscheidendes von denen, die an dem östlichen Ufer des Rhein liegen. Die Häuser sind aus Holz, ausgekleibt, mit Ziegeldächern und von abwechselnder Größe. Sie stehen mehr zerstreut, als in einer Reihe. Der Horizont ist ziemlich groß, und der Weg ohne einen ordentlichen Berg; nur dann und wann kommen kleine Hügel vor, gegen Mittag ist alles frey, gegen Norden aber in einiger Entfernung etwas Kiefernwald. Gut sieht es aus, wo eine Chaussee die andre schneidet, welches hier sehr oft geschiehet. Weinberge sind zwischen den Dörfern am Wege. Es ist die Landesart, die Stöcke mit Pfählen, die nicht unter fünf Fuß hoch sind, zu versehen. Wir kamen auf einen guten Wege noch durch vier Dörfer: nämlich Stetten, Offenau, Bibersheim und Schesserstedt, die zum Theil eine Stunde, zum Theil nur eine halbe Stunde von einander liegen, und sich in Ansehung des Aeußern völlig gleichen. Auch der Boden, Acker- und Weinbau sind überall dieselbigen, so wie die Verzäunungen und Bäume an den Wegen nichts besonderes haben. Inzwischen nahm doch die Ebne mehr ab, und die Hü-

gel wurden häufiger. Nach zehn Uhr trafen wir in Wilten ein, das vier Stunden von Straßburg abliegt und ein Dorf ist, wie die ich bereits gesehen hatte, aber doch ein erträgliches Wirthshaus hat, weil hier eine Post und die ordentliche Landstraße nach Saverne ist.

Der Kutscher mußte sich eine halbe Stunde aufhalten, und dieses gab uns Gelegenheit nochmals zu frühstücken. Die Sitten werden schon ziemlich französisch, ungeachtet man noch im Elsaß ist. Man trinkt frühe Wein, anstatt eines warmen Getränkes, und wärmt sich beym Kamine, anstatt des Ofens. Die deutsche Sprache verliert sich auch mehr und mehr. Doch spricht man ein französisch, das einem Fremden verständlich und besser ist, als Patois. Von da bis Saverne, oder Zabern, hatten wir noch zwo kleine Stunden. Der Weg ist immer gute Chaussee, wie vorhero, und der Acker- und Weinbau vermischt, auch der Letztere sparsamer, als unten in der Tiefe nach Osten zu. Man kommt von Wilten aus auch mehr Berg an, und sieht nun, wenn man Landersheim, ein den vorigen ähnliches Dorf erreicht hat, das nahe Vogesische Gebürge. Von da bis Mehlsheim hatten wir abermals auf einem gleichen Wege eine halbe

Stunde,

Stunde, und über Hügel, die mit der Fläche in einem röthlichen Sand und Thonboden abwechselten, noch eine halbe Stunde bis Saverne oder Elsaßzabern, wo wir um ein Uhr anlangten. Es ist ein kleiner unhaltbarer Ort, am Fuße des nordlichen Endes des Wasgauischen Gebürges und ein Paß über dasselbe. So wie ich es ganz übersehen habe, denn es liegt in einer Vertiefung an einem kleinen Fluße, mag es ungefähr 650 Häuser haben, die mehrentheils erträglich gebaut sind.

Unser Fuhrmann fütterte hier seine Pferde, allein da ich noch nicht völlig von meinem Schnupfenfieber befreyt war, so wurde ich gehindert, nähere Kenntniß von dem Orte einzuziehen. Gegen drey Uhr begaben wir uns auf die Reise über den Paß. Hinter der Stadt kommt man in einen hohlen Weg, der jedoch wegen der guten Chaussee wohl zu bereisen ist. Der am Tage liegende Theil des Gebürges ist rother Thon mit röthlichem Thon und Sandsteinen vermischt. Die Berge sind im Perpendikul keine 500 Fuß hoch, und mit Waldung von Eichen und Buchen besetzt. Mit diesem hohlen Wege fängt sich die im ganzen Elsaß berühmte Zabernsche Straße an. Ihr Vorzug besteht darinnen, daß

man auf einem gepflasterten Wege, der so breit ist, daß drey Wagen geräumlich neben einander gehen können, etliche seitwärts hinter einander liegende Berge bequem hinauffährt. Der Weg ist um deswillen schlangenförmig fortgeführt, und an verschiedenen Orten durch den Berg durchgetrieben, über die Schlünde zwischen den Anhöhen aber verdeckte Brücken geführt. Von der Stadt bis auf den obersten Berg, wo man einen Springbrunnen zur Viehtränke angelegt hat, bringt man nicht gar dreyviertel Stunden zu. Von diesem Wege aus übersieht man nach Zurücklegung einer kleinen halben Stunde Saverne unten im Thale gänzlich, bey einer Aussicht, die überdies noch weit zurück ins Land geht, und sehr reitzend ist. So bald man den obersten Gipfel der Berge erreicht hat, und bey der Viehtränke vorbey ist, so bald hört auch die Waldung zugleich mit dem Elsaß auf, und das lothringische Gebiete fängt sich an. Das Erdreich ist steinigt, mit röthlichem Thone vermischt, und zu Schafweiden und dem Ackerbau genutzt.

Die Chaussee läuft in einem mehrentheils hohlen Wege zwischen Ackerfeldern durch und Berg ein. Es fieng schon an dämmerig zu werden, da wir den Berg herauf waren,

nach

nach Verlauf einer Stunde erreichten wir ein Dorf dessen Namen mir entfallen, und nach zwo kleinen Stunden kamen wir in die erste Lothringische Stadt Pfalzburg. Ungeachtet man uns zu einem Thore hinein gelassen, so hatte man doch bereits das andere, ehe wir hinauszukommen es erreichen konnten, schon gesperrt, und da es für niemand, als den Courir, ohne viele Weitläuftigkeiten und Bitten bey dem Major, wieder geöfnet werden durfte, so mußten wir uns gefallen lassen unser Nachtlager hier zu nehmen. Pfalzburg ist ein kleines Städtgen, das eine Art Festung ist, und Mauern und Thore nebst einer kleinen Besatzung hat. Es liegt zwar auf der Westseite des Vogesischen Gebürges, allein nicht so tief wie Zabern an der Ostseite. Die Häuser sind niedrig von einem Stocke aus Holz und Leim gebauet, und von Ackerleuten und Handwerkern bewohnet. Man bedient sich der Kamine mehr, als der Oefen, und trägt sich und lebt ganz französisch. Nur die Stallknechte und Hausbedienten sprechen noch etwas deutsch, die Eingebohrnen aber beynahe nichts als französisch. Man sperrete uns in ein großes getäfeltes Zimmer mit einem Kamine und setzte uns eine Mahlzeit völlig in französischem Geschmacke

schmacke, nebst einem schlechten rothen Land-wein auf. Meinem Mahler, der gut fränkisch zu leben gewohnt war, stunde die ganze Einrichtung und besonders das nicht an, daß er sich nicht vor einem heisen Ofen braten konnte; inzwischen genossen wir doch auf einen kalten Tag eine ruhige Nacht.

Die Besorgung der Apotheken scheint hier dem Frauenzimmer obzuliegen. Ich war etwas Opium benöthigt und ließ mich in die Apotheke bringen. Ein junger Mensch, der alt genug war einen guten Apothekergesellen zu machen und dem ich es abforderte, mußte erst ein Frauenzimmer rufen und sich bey ihr befragen, ob sie so was hätte, und wie man es verkaufte. Die Waare war so gut, daß ich mir getrauet hätte ein halb Pfund davon ohne Schaden einzunehmen. Wir verließen Pfalzburg um sieben Uhr hatten aber sogleich Anhöhen zu befahren, die bey einem stürmischen und unfreundlichen Wetter unsere Reise ungemein unterbrachen. Der Boden war überall ein grau brauner Thon mit Sand vermischt, und mehr zum Ackerbau, als zu Weinbergen verwendet. Hergegen bleiben die Wege immer gute Chaussee. Lothringen ist, wie bekannt, eine Provinz, die bey weiten nicht so viele geseegnete Ebnen hat, wie Elsas und

voller

voller Berge und Wälder ist; wir waren jetzo in einem Theile dieses Landes, von dem es vorzüglich gilt. Inzwischen gieng doch unsere Straße im Freyen fort, bis wir nach Saarburg kamen, das nur drey starke Stunden von Pfalzburg abliegt. Die schlechte Witterung nöthigte uns in diesem Städtgen zu bleiben. Saarburg ist ein kleiner unebenliegender Ort an der Saare mit einer Post, noch halb so groß, wie Pfalzburg, aber nicht so Festungsmäsig angelegt, voll Handwerks- und Ackerleute. Ungeachtet die Küche schon mit unter die Zimmer gerechnet wird, so trafen wir doch noch einen Ofen in der Wirthsstube an. Man baut und speißt hier eine ungeheure Menge Zwiebeln, wovon unsers Wirths Küche und Wände so voll hingen, daß wer den abscheulichen Zwiebelgestank nicht gewohnt war, leicht in eine Ohnmacht hätte fallen können. Ich weiß nicht, was ein Volk, dem die Güte seines Erdreichs hundert andere Arten von Früchten darbiethet, für einen Geschmack an dieser ungesunden Speise findet. Vermuthlich macht sie den sauren Wein angenehmer und hilft das trockne Brod dem armen Landmanne besser verschlucken; denn hier nimmt die Dürftigkeit unter den Einwohnern, die nichts

desto=

destoweniger sich glücklich achten, wenn sie nur ein rothes Strumpfband unter dem Knie, nebst einem zerlumpten weißen Rocke tragen können, schon merklich zu. Nach einem Aufenthalte von ein paar Stunden setzten wir unsere Reise bey anhaltendem schlechten Wetter weiter fort. Es ist hier viel kälter, als in dem Rheinthale des benachbarten Elsas. Die Felder waren überall mit Schnee bedeckt, es schiene das Land viel nackender zu seyn, als anders wo, und der Weinbau weniger im Schwange. Inzwischen hatten wir einen guten gepflasterten Weg, und von Zeit zu Zeit ein Dorf, das unsere Reise noch unterhaltend machte, auf der ich jetzo bey einer langweiligen Gesellschaft leicht verdrüßlich hätte werden können.

Nach Zurücklegung eines Weges von acht Stunden kamen wir bey finsterer Nacht in Blamont an. Von diesem Städtgen, welches an der Vesance einem sehr kleinen Flusse liegt, weiß ich Ihnen gar nichts zu sagen, als daß wir einen Gasthof, eine recht artige Mahlzeit, gute Betten und Kamine, nebst einer Bedienung völlig im französischen Geschmacke da antrafen. Ein junger Kaufmann aus Amiens, der sich die Erlaubniß ausgebeten hatte in unserer Gesellschaft zu speisen, machte mir

für diesen Abend noch einige lustige Augenblicke. Er hatte unserer Gefährtin lange mit der größten Achtung begegnet, bis er erfuhr, daß sie weder dem Einen, noch dem Andern von uns etwas angieng, überließ sich aber hernach lauter Thorheiten, zum Beweiß, daß auch junge nicht ganz verwilderte Leute noch einige Scheu haben können. Ich bin über die Nachrichten, welche ich kurz vor meiner Abreiße von Straßburg erhielt sehr erfreut, und danke Ihnen lebhaft für Ihre Bemühungen um meine Zufriedenheit ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Nancy den 9. Jennet.

Die ersten dreyßig Stunden sind nun gemacht. Eine ruhige Nacht ließ mich alle den Tag über auf der Reise gehabten Unannehmlichkeiten vergessen und noch vor Anbruch des Morgens setzte ich meinen Weg hieher fort. So bald man die Gegend von Blamont verlassen hat, wird das Thal immer breiter, und man kommt, in Verglei-

chung mit den Anhöhen um Pfalzburg und Saarburg, tiefer ins Land. Das Erdreich ist ein bräunlicher Thon, wird aber in der Folge sandicht, und diese Beschaffenheit des Bodens dauert über vier Stunden lang, an dem südlichen Ufer der in der Nähe der Chaussee fließenden Vesance fort. Der Ackerbau ist in dem weiten und vorwärts gegen Abend beständig breitern Thale mehr im Betriebe, als der Weinbau. Wir hatten etliche Dörfer zu passiren, und ich wurde hier zuerst einigen merklichen Unterschied in ihrer Anlage und der Bauart der Häuser gewahr. Ueberhaupt sind die mehresten überaus klein und die Gebäude zerstreuet. Die Letzten sind aus Stein mit wenigem Holze aufgeführt. Die Dächer sind überaus flach und der Vortertheil derselben viel breiter, als der hintere, der ganz kurz abgeschnitten ist. Sie bestehen aus dünnen, flachen und kleinen Ziegeln, die wir Ochsenzungen nennen, oder auch aus kleinen rautenförmigen Ziegeln. Die mehresten Häuser haben ein Stockwerk und kleine mit Glasscheiben versehene Fenster, sind aber immer noch keine ansehnliche Wohnungen.

Der Weg ist in dieser Fläche lange nicht so gut, wie bis nach Blamont; an vielen

Orten trift man keine Chaussee an, und der Boden läßt bey feuchtem Wetter die Räder überall einsinken, wenn man nicht zu Zeiten an sandigte Stellen kommt. Wir erreichten Handonviller bald, und trafen um eilf Uhr in Luneville ein, welches eine Stunde von dem letztern Dorfe und sechs von Blamont liegt.

Wenn fürchterliche Mauern und Gräben, Wälle und Festungswerke eine Stadt ausmachen, so ist dieser Ort keine, denn er hat nichts von alle dem. Hingegen findet man in Luneville schöne steinerne Häuser von zwey bis drey Stockwerk hoch, gerade, breite und gut gepflasterte Straßen, eine Menge Einwohner und eine Besatzung von Gensd'armes. Es war vor wenig Jahren die ordentliche Residenz des verstorbenen Königs Stanislaus, der hier sein Leben geendiget hat. Er verliert aber sehr viel von seinem guten Ansehen, und würde noch mehr verlieren, wenn nicht viele wohlhabende Kaufleute, die mit allerhand Arten wollenen Zeugen, als: Kamelotten, Plüschen, Tamis und so weiter handeln, hier wohnten; wie die ungewöhnlich großen Buchstaben und Aufschriften über den Thüren, womit sie ihre Gewerbe andeuten, beweisen.

Da noch einige Augenblicke vor dem Mittagsessen übrig blieben, so suchte ich sie darauf zu verwenden, Luneville ein wenig kennen zu lernen. Ich gieng also zuerst nach dem Palais des verstorbenen Königes. Es liegt an der nördlichen Seite des Orts auf einer kleinen Erhöhung, wenigstens muß man eine Lähne hinaufsteigen, um durch den Schloßhof auf das Gebäude selbst zu kommen. Es ist aus grauen Steinen aufgeführt, und ein Stockwerk hoch. Der mittlere Theil ist gegen Süden gerichtet. Die beyden Flügel laufen an den Seiten herunter, und schließen den Schloßhof ein. Die Länge des Hauptgebäudes mag ungefähr achtzig Schritte, und der Nebenflügel nicht viel weniger betragen. Es hat innewendig eine gute einmal gebrochene steinerne Treppe und hohe geräumliche Säle. Allein, da die französische Regierung seit dem Tode des Königs alles Geräthe wegschaffen, oder verkaufen, und die Tapeten abnehmen lassen, so giebt es jetzt von innen einen traurigen Anblick von sich. Hinter dem Schlosse befindet sich ein hübscher Garten mit Alleen und geschnittenen Hecken, aus Nadel- und Laubhölzern, die noch überdies mit Statuen und zwar in holländischem Geschmacke ausgeputzt ist.

Ich besuchte nachher noch die Schloßkirche, welche dem Palais gegen über, an der entgegen gesetzten Seite der Straße liegt. Sie ist nicht groß, hat aber doch ein marmornes Chor, und hinter demselben einen mit einem Gemählde ausgezierten Grund. Was mich in dieser Kirche vorzüglich aufmerksam machte, war eine stark vergoldete Platte, die gleich neben der Kanzel eingemauert war. Ich weiß nicht, und konnte es auch nicht untersuchen, da sie zu hoch von mir abstand, ob es Metall, oder Stein ist. Sie stellete in fein ausgearbeitetem Basrelief eine Person in Lebensgröße in französischer Tracht vor, die ziemlich gut und in allen Theilen des Körpers verhältnismäßig aussahe; mit einer Aufschrift in lateinischer Sprache, die ich dem wesentlichen Inhalte nach, hersetzen will.

NICOLAVS FERRI LOTHARINGVS E VICO DE PLAN. NAT. MDCCXLI. DENAT. MDCCLXIV. LONG. XXVI. POLL. FRANCIC. POND. LIBR. VII. ET VNCIAE III. (*)

(*) So habe ich in meine Schreibtafel geschrieben, allein das Gewicht scheint mir gar zu geringe.

Diesem war noch beygefügt, daß man sein Gerippe zu Nancy auf der königlichen Bibliothek aufbewahre. So war der, den die Natur zu klein gebaut, und dem sie das Ansehn, das uns die Größe giebt, entzogen hatte, durch ein Ungefähr zur Gnade eines Königes, einem bequemen Leben, der Aufmerksamkeit eines ganzen Hofes, einer Grabstelle in einer Kirche und sogar zu einem Denkmal gekommen, der, wenn er die Länge und das Ansehn der andern Bauerkerle in seinem Dorfe gehabt hätte, mit ihnen gleiche Lasten hätte tragen müssen, und der, wenn ihm sein böses Herz im Wege gewesen, wohl nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erhalten. Man hat mir in Luneville erzählt, daß er zwar ganz munter, aber ohne besondere Seelenkräfte, und mehr zum Bösen, als Guten aufgelegt gewesen. Um seinetwillen sahe sich der König genöthigt, eine Dame vom Hofe zu entfernen, in die der Zwerg verliebt wurde, so, daß keine Züchtigung seinen Trieben Einhalt thun konnte.

Die Zeit war mir über der Betrachtung dieses kleinen Geschöpfs so verstrichen, daß ich zurück nach dem Gasthofe mußte. Ich traf daselbst einen Troupp Officiere von den Gensd'armes an, die bey allen ihren sehr gu-

ten

ten Manieren einen lächerlichen Beweiß der französischen Allwissenheit ablegen mußten. Der Wirth hatte über dem Kamin ein Bild von einem deutschen Prinzen hängen, in einer gut frisirten Perucke und einer Kleidung, wie sich insgemein solche Herren mahlen lassen, oder von den Mahlern vorgestellt werden. Der eine sahe es eine Zeitlang an, und fragte endlich die übrigen, die ebenfalls wie Bildsäulen da gestanden, und es angestaunt hatten, wer das wohl sey. Den Augenblick war einer davon fertig, mit der dreustesten Miene herauszusagen, daß es das Bild eines Römers wäre, und die übrigen schienen sich was darauf zu Gute zu thun, daß ihr Landsmann ein so großer Kenner alter Denkmäler war. Von keinem Ausländer würde mir die Antwort so auffallend gewesen seyn. Hergegen fand ich doch einen von der Nation hier, der sich wünschte deutsch zu können, fragte, nach dem was er nicht wußte, mit Lehrbegierde, und der sogar, um besser fortzukommen, sich einen deutschen Bedienten hielte.

Mit der Gesellschaft verließ ich nach ein Uhr Luneville. Die Chaussee ist auf der westlichen Seite wieder gut und läuft anfänglich an dem Abhange der Hügel, die da

herumliegen fort. Bey alle dem hat man einen begränzten Horizont. Der Boden ist überall bräunlicher und schwärzlicher Thon ohne Steine. Der Weinbau aber mehr im Betriebe, als ich zeithero anzumerken Gelegenheit gefunden. Die Hecken sind sparsam und dünne. Rosen und Brombeeren waren die Sträuche, die ich noch bey der jetzigen Jahreszeit unterscheiden konnte. Ungeachtet unser Weg abwechselnd, über kleine Anhöhen und Vertiefungen fortlief, so spürte man doch, daß wir mehr Berg ein reißten, bis wir nach Zurücklegung eines Weges von drey Stunden nach St. Nicolas kamen, das ein kleiner Ort ist, völlig nach lothringischer Bauart angelegt, doch so, daß er wenigstens eine ordentliche Straße hat, die mit der Chaussee fortlauft. Er liegt in einer Vertiefung, und ist mit schönen Wiesen umgeben. Wir giengen hinter St. Nicolas über eine steinerne Brücke, welche über die Meurtre, einen Fluß gebaut ist, der wegen des, bey der gelinden und regenhaften Witterung schmelzenden Schnees, sehr angelaufen war, und setzten unsern Weg wie zuvor in einer sich immer gleichenden Landschaft fort. Wir waren noch nirgends so sehr von Bettlern verfolgt worden, wie jetzt,

da wir durch die, der Hauptstadt am nächsten gelegnen Dörfer fuhren. Es ist doch recht unangenehm, wenn der Wagen eines Reisenden alle Augenblicke einmal von einem Schwarme solches hungrigen Gesindels umzingelt und begleitet wird, die hier zu Lande klärlich beweisen, daß man auch in dem Falle allen sonst so fest anklebenden Nationalstolz vergessen könne.

Nach fünf Stunden erreichten wir eine Anhöhe, und zugleich, so bald es wieder etwas Berg ein gieng, die eingedruckte Fläche in der Nancy liegt, wo wir bey eingetretner Nacht anlangten. Ich vermuthe, daß mir der Ort, wo ich jetzt bin, einige Merkwürdigkeiten darbieten wird. Diese sollen Sie in meinem nächsten Briefe erfahren. Jetzo —

Ein und zwanzigster Brief.

Voye den 9. Jenner.

Heute Vormittage sind wir von Nancy abgereißt und nun in Toul. Weil ich noch ein paar Stunden hier bleibe, so weiß ich sie nicht besser anzuwenden, als wenn ich Ihnen einen Besuch mache.

Nancy ist die Hauptstadt von Lothringen, ungeachtet sie an den westlichen Gränzen, funfzehn Meilen von Straßburg abliegt. Bey derselben fließt eben der Fluß, den wir oben bey St. Nicolas passirt sind, von Süden nach Norden, mit vielen Krümmungen vorbey. Sie theilt sich in die Altstadt und in die Neustadt, hat ungefähr eine Stunde im Umfange und gegen 17000 Einwohner.

Die Altstadt ist zwar größtentheils von Steinen gebaut, allein sie hat weder regelmäßige Häuser, noch breite und gerade Straßen. Hergegen kann man nichts prächtigers, als die Neustadt sehen. Die Straßen gehen alle eben und schnurgerade fort und theilen die Stadt in Quadrate ein. Sie sind gegen fünf und zwanzig Schritte breit, mit kleinen viereckigten Steinen gepflastert und mit schwebend hangenden Laternen zur Nachtzeit erleuchtet. Die Gebäude sind aus grauen Quadersteinen, von einem, oder zwey Stockwerken, und laufen unter einem Dache fort; besonders zeichnet sich vor andern ein Platz, den man la Place royale nennt, nebst einer darzugehörigen Pforte la Porte royale, und die auf letztere stoßende Straße aus. Alles was darzu gehört könnte nicht schöner seyn, so gar die Fußbänke vor den Häusern sind

mit

mit breiten Steinen belegt. Längst derselben läuft ein mit Linden besetzter Spaziergang herunter, der ihr Ansehn noch mehr verzieret. Ich weiß nicht, ob es in Frankreich eine schönere Stadt giebt, aber das weiß ich gewiß, daß es die schönste von denen ist, die ich bis hieher gesehen, und Manheim weit übertrift. Auf der Place royale steht eine Statue von Ludwig dem Funfzehnten aus Erz auf einem marmornen Piedestal, die ihm nach dem Aachner Frieden errichtet worden ist, mit so vielen pralenden Unterschriften, die man in diesem Lande der Eitelkeit gewohnt werden muß. Die schönsten Gebäude sind entweder auf Kosten des Königs Stanislaus, oder doch auf seine Veranlassung aufgeführt worden.

So befindet sich an der einen Seite der Place royale noch ein Springbrunnen aus Marmor, von dem das Wasser in ein großes Becken stürzt, das mit schönen Statuen und Groupen besetzt ist. Ueberhaupt hat man nichts gespart, diesen öffentlichen Platz, auf dem noch das Stadthaus steht, und wo die Versammlungen der Stände gehalten werden, recht ansehnlich zu machen. Alles das Schöne, was ich Ihnen von der Stadt melde, in der ich mich heute noch befande,

 bin

bin ich erst den Morgen nach meiner Ankunft gewahr worden. Den Abend zuvor wußte ich weiter nichts zu thun, als noch in die Comödie zu gehen, und einen Brief zu schreiben. Sie haben hier ein Theater, das nicht groß, aber recht sehr artig ist. Es ist in zwo Gallerien, den Balkon und das Parterre abgetheilt; allein wehe denen, die in dem letzten sind, sie müssen sich gefallen lassen zu stehen, ob sie gleich keine Gefahr laufen, erdrückt zu werden. Aus der ganzen Einrichtung sieht man wohl, daß es nicht thunlich gewesen ist, es anders anzulegen. Der Plafond ist schön gemahlt, und die Gallerien mit Schnitzwerk versehen, weiß und blau angestrichen, und sauber vergoldet. Man führte eine komische Oper auf, bey der die Musik, so wie die Spieler, nicht übel waren. In der Erwartung, eine so schöne Stadt mit ihren vornehmsten Merkwürdigkeiten zu sehen, habe ich mich einen halben Tag aufgehalten, nur Schade, daß Regengüsse, als ob der Himmel herunter fallen wollte, mich verhindert haben, mit gnugsamer Bequemlichkeit meine Absichten auszuführen.

Der erste Ort, wo man mich heute frühe hinführte, war die erwähnte Maison de ville auf der Place royale. Es ist ein ansehnliches

ches steinernes Gebäude von zwey Stock hoch. Man läutete der Hausvoigtin mit Anziehung einer Glocke, die drauf gleich zum Vorschein kam und mich in die Zimmer der verschiedenen Gerichtshöfe brachte. Ich kann eben nicht sagen, daß ich in denselben was anders gesehn hätte, als Bänke, Tische, Stühle, darunter einige zuweilen einen erhabnern Platz einnahm, als andere, oder etwa grün beschlagen waren, und Schranken, die einige darunter besonders einschlossen. In einer eignen Kammer wurde mir das Mausoleum des verstorbnen Königs im Modell gezeigt, und das war auch beynahe das wichtigste, was ich antraf. Mir deucht, die weinende Statue, die das leidtragende Lothringen vorstellte, sey am besten, ihren Empfindungen nach, ausgedruckt gewesen. Irre ich mich nicht, so steht die Ausführung davon in Marmor in einer Kirche haussen in der Vorstadt gegen Morgen, die mir die Kürze der Zeit und das unablässige Regenwetter zu besuchen, nicht gestattet hat. Die Hausvoigtin hatte außer ihrem Aemtgen noch einen Freyheitsbrief, die von ihr als ein Geheimniß verfertigten Boules martiales zu verkaufen. Ich glaube aber, wer ihrer bedarf, braucht sie nicht in Nancy holen zu

lassen,

lassen, er wird das geheime Mittel wohl in jeder Apotheke finden, wo man ihn auch willig mit einem Gebrauchszettel versehen wird.

Sobald ich noch einige Staatssäle und in ihnen nebst den kostbaren Gerätschaften an Seide, Tapeten und Gold, auch verschiedene Gemählde von der königlichen Familie, und besonders dem Könige gesehen hatte und ihr äußerte, daß ich auch gern die Bibliothek und alles übrige noch rückständige sehen möchte, verließ mich die Begleiterin mit dem Versprechen, mir dazu Jemand zu verschaffen, das, wie ich nachgehends bald merkte, ihr Mann war. So hatten doch Mann und Frau ihre Bedienung so klüglich unter sich getheilt, daß es keinem zu sauer wurde, und der Fremde Gelegenheit fand, seine milde Hand zweymal aufzuthun. Der Herr Hausvoigt und Bibliothekar führte mich erstlich in die Bibliothek, wo wenige aber doch durchgehends gute und zum Theil neue Bücher standen. Ihr äußeres Ansehn war, wie es sich für eine öffentliche Bibliothek schickt. Wenn zu ihrer Vermehrung jährlich nicht mehr, als siebenhundert Livres, wie der Hausvoigt sagte, ausgesetzt sind, so kann sie wohl schwerlich eine der ersten in Europa werden. Sie ist inzwischen ein Denk-

mal

mal von Stanislaus Liebe zu den Wissenschaften. Es fande sich hier auch ein Systema Copernicanum mit einem Uhrwerke, das sich von einem gemeinen Lothringer herschrieb. Ich hatte im Luneville gelesen, daß des Ferri Gerippe auf diesem Büchersaale aufbehalten würde, und nun war es das erste, wornach ich mich erkundigte. Ich war voll von Erwartung, allein ich mußte zu meinem Verdrusse erfahren, daß der König seine Beerdigung befohlen, und ich ihm mithin bereits ziemlich nahe gewesen war, ohne es zu sehen. Wer also in Luneville die Aufschrift der Platte ließt, und neugierig ist ein Zwerggerippe zu sehen, lasse sich um deswillen ja nicht nach Nancy sprengen. Anstatt des gesuchten Wunderdings zeigte mir der Herr Bibliothekar die Stelle in der Wand den Fenstern gegen über, die zu seiner Aufnahme bestimmt gewesen, einem kleinen Schranke ohne Thüre ähnlich sahe, und grün getäfelt war. Um doch wenigstens etwas an die Stelle des Zwergs zu setzen, hatte man den Kupferstich des berühmten französischen Geschichtschreibers Hainault, den seine Verwandten hieher geschenkt hatten, vor den leeren Raum gehenkt. Ein großer Abschlag von einem bösgesitteten Zwerg bis

herunter

herunter auf einen Hainault. Vermuthlich war es eine Idee des witzigen Bibliothekars.

König Stanislaus hat zu Nancy eine gelehrte Gesellschaft zum Vortheil der Künste und des Ackerbaues errichtet. Mein Führer brachte mich in den Saal, wo sie ihre Versammlungen zu halten pflegte. Er hatte weiter nichts merkwürdiges, als daß er schwerlich jemals mit Künstlern vom ersten Range wird können ausgefüllt werden. Inzwischen waren doch die Wände von Mahlern aus der Akademie mit vier der vorsitzenden Gottheiten bemahlt, mithin auch Mercurius nicht vergessen. Ich bekenne aufrichtig, daß mir das Gebäude von außen besser, als von innen gefallen hat.

Außerhalb der Porte royale brachte man mich in ein gutes Gebäude, das zu Aufbehaltung der Gefangenen und zu Hegung der peinlichen Gerichte bestimmt war. Nachdem ich mit meiner Führerin, denn in Nancy scheint der Posten der Schweitzer den Weibern überlassen zu seyn, einige darzu eingerichtete Zimmer durchgegangen wär, führte sie mich noch in eines, wo sie mir sogar unter einer langen Tafel einen runden Sessel ohne Lehne hervorzog, mit der Erklärung, daß es derjenige sey, worauf die Bösewichter

ter das Todesurtheil anhören mußten. Hier hörte meine Geduld, Zeit zu verlieren, auch auf. Ich bat also, mich wo anders hinzubringen, und man führte mich in die Kapelle eines Franciscanerklosters, wo die Herzoge von Lothringen ihre Begräbnisse haben. Es ist ein kleiner runder Tempel, in dem man schöne Grabmäler aus schwarzen Marmor antreffen wird, über deren einzelne Vorzüge aber ich mich nicht weiter herauslassen kann. Unter die öffentlichen und sehr ansehnlichen Gebäude zu Nancy gehören auch die Casernen. Sie sind ins Viereck auf drey Stockwerk hoch aufgebaut und schließen einen schönen Hof ein.

Mein Frühstück, das ich in einem öffentlichen Caffeehause, nachdem ich überall herumgelaufen war, einnahm, ließ mich noch eine und die andere Bemerkung machen. Die Tische waren von einem schön gefleckten Marmor, die Wände grün getäfelt, das Leistenwerk vorgoldet, und der längliche Saal rings herum mit langen Spiegeln behängt. Alles dieses gab dem Hause, die Wand und Kronenleuchter mit darzugenommen, ein prächtiges Ansehen. Und so war auch der Gasthof l'Hotel de Londres, in dem ich eingekehrt bin, sowohl von außen, als innen, ein

sehr in die Augen fallendes Gebäude, das dem Wirthe seinem Vorgeben nach 80000 Livres zu stehen kommt, worüber ich mich nicht wunderte, wenn ich die eingelegten Fußböden, die großen Spiegel, marmorne Kamine, das saubere Hausgeräthe und so weiter ansahe. Aber es scheint, wenn man die Gebäude der Einwohner von außen und innen in einer solchen Pracht sieht, daß auch dieses den großen Theil ihrer Reichthümer ausmache. Die übrige Verfassung erlaubt den gemeinen Bürgern nicht, wenn das Glück nicht etwa noch einen Kaufmann darzu aussersieht, sich viel Reichthümer zu erwerben, da alles Vermögen in die Hände der Generalpächter und der begüterten Edelleute fließen muß. Man spührt unter den Einwohnern alle nur ersinnliche Artigkeit des französischen Volks, besonders gegen das andere Geschlecht, sogar, daß ich mit meinen Ohren gehört, wie eine Magd im Hause einen Obersten im Beyseyn anderer Officiere, der mit ihr scherzte, Monsieur le Morveux nennte, ohne daß er es übel genommen hätte. Für diesen Ehrentittel würde sich ein ernsthafter deutscher Oberster, es möchte im Scherze, oder Ernst seyn, gewiß bedanken. Doch sey es ferne von mir, hieraus eine Probe dessen zu nehmen,

was ich kurz vorher anführte. Ich möchte keinen Stalljungen zu Nancy, aller sonst zu erwartenden Höflichkeit ungeachtet, geschweige einen Officier, mit diesem Titel anreden.

Seitdem ich aus dem Elsaß, und vorzüglich vom Rheine weg bin, habe ich die Bildungen der Gesichter nicht mehr so schön gefunden, der Wuchs der übrigen Theile und ihr Verhältniß hat den Inwohnern des ersten Landes außerdem auch noch so sehr gleichen mögen. Unter den Lothringern trift man mehr Bauerleute mit schwarzen Augen an, als andere. Wein und Weitzen wird von Luneville bis hieher sehr viel gebaut, auch scheint mir die Luft, besonders gegen Osten, gemäsigter zu seyn, als nach dem Vogesischen Gebürge hin. Inzwischen ist doch der gewöhnliche rothe Landwein nicht so stark und kräftig, wie der Elsaßer. Unter den Fleischspeisen sind die wilden Kaninchen sehr im Gebrauche, ohngeachtet es der Gegend nicht an allerhand andern und gewiß recht wohl schmeckenden Fleischarten fehlt.

Die gangbaren Münzen sind zwar die gewöhnlichen französischen Gold- und Silbermünzen; allein die geringern Sorten und Scheidemünzen machen 29$\frac{1}{6}$ Procent weniger, so, daß der Schildlouisd'or, mit diesem Gelde

verglichen sieben Livres mehr, als in Paris kostet. Inzwischen kommt mir es nicht vor, als ob dabey der Preiß der Lebensmittel und anderer dergleichen Dinge eine Veränderung litte. So viel ich wenigstens in der kurzen Zeit, da ich da gewesen bin, wahrnehmen können, ist es völlig wie in Elsaß. Die Kürze der Zeit und die entsetzlichen Regengüsse erlaubten mir nicht mehr in Nancy zu sehen, und weil ich auch glaubte, daß ich das wichtigste durchgelaufen hätte, so setzte ich meine Reise um Mittag weiter fort.

Hinter der Stadt gehen nach Westen zu Berge an, welche viel höher sind, als die Hügel nach Luneville zu, und diese hatten wir nun, durch die, in einer Art von Thal sich hinaufziehende Chaussee, zu besteigen. Die Hügel, die gegen Norden neben der Heerstraße liegen bleiben, sind mit Weinbergen und Gartenhäusern bedeckt, und geben eine gute Aussicht, die alsdann noch schöner wird, wenn man die ersten Berge bereits hinauf ist, und nun in die Tiefe hinunter sehen kann. Nancy stellt sich von hier aus mit seinen Flüssen dem Auge auf die reitzendeste Art in einer eingedruckten Ebene dar.

Ungeachtet aber die Anhöhen und Berge dieses westlichen Theils von Lothringen in

Rücksicht

Rücksicht auf die vogesischen Gebürge etwas niedriger liegen, und man im Grunde von der Viehtränke, oder dem Brunnen, auf der Zabernschen Straße, Berg ein gereißt ist, so liegen sie doch höher, in Vergleichung mit denen Nord- West- und Südwärts gelegenen Flächen. Denn hier herum giebt es Bäche, die in alle drey benannte Gegenden fortfließen und die Flüsse bilden helfen, wie etwa die ersten Bäche der Mosel und Maas gegen Norden, die Saone gegen Süden, und die nächst zu erwähnenden Flüsse, als die Marne und Orney gegen Westen.

Weil aber die ersten Ursprünge aller, besonders der westlichen und nördlichen, über nicht allzu steile Flächen fließen, so sind auch ihre Ströme eben nicht reissend und gehen ziemlich gemach fort. Ungefähr drey viertel Stunden von der Stadt auf den Bergen, fängt sich ein Wald an, der, so viel ich jetzt noch sehen konnte, aus Eichen und Buchen bestand, doch so, daß die Anzahl der alten starken Bäume gering und das mehreste Reißholz war. Das Erdreich ist überall auf den Hügeln ein bräunlicher Thon mit Sand oder Steinen vermischt, nachdem die Erdfläche hoch, oder tief liegt.

Etwa eine Viertelstunde weiter hin, stößt man auf eine Ausbauung des Weges, die der ehrwürdige alte König Stanislaus hat unternehmen lassen. Zween sehr steile Hügel von ungefähr achtzig bis neunzig rheinischen Füßen ließen einen Abgrund zwischen sich, der gewiß eben so breit, und noch breiter war; da man auf solche Art den Weg unmöglich gerade zu verfolgen konnte, so mußte man einen ziemlichen Umweg in die Tiefe, und so hernach aus derselben wieder herauf machen. Der König befahl also, den Abgrund so weit auszufüllen, als es nöthig war, die Spitzen beyder Hügel mit einander zu verbinden, damit alles zusammen eine Ebne wurde, über welche die mit einem Geländer versehne Chaussee jetzo hinläuft. Man fährt also über die Spitze eines Berges fort, und sieht zu beyden Seiten in den Abgrund hinunter. An dem nördlichen Rande des künstlichen Berges, dicht an der Heerstraße, ist zum Andenken ein Gasthaus angelegt. Ein paar tausend Schritte weiter hin ist der nämliche Vortheil, den Weg gerade fortzuführen, nochmals angebracht. Er fällt aber nicht sehr in die Augen, da der Abgrund weder tief, noch breit ist. Durch solche Unternehmungen, und die Auszierungen von Nancy

und Luneville, und hundert andere große und rühmliche Thaten, hat dieser Fürst sich das Lob und die Achtung erworben, die man ihm willig erzeigt hat, und was könnte auch ein großer Herr Bessers thun, als sein Land so einrichten, daß seine Einwohner und Unterthanen allen möglichen Vortheil daraus ziehen.

Der Weg ist wieder vor der Thür, und ich muß fort, ohne daß ich den Brief schließen kann. Die noch übrigen wenigen Zeilen will ich den Abend zusetzen. Die Chaussee lauft nun durch den Wald, der hier und da durch Aecker unterbrochen ist, in einer Ebne fort, bis es wieder Berg ein geht, welches ungefähr nach drey Stunden geschieht, und zugleich kommt man in ein neues Thal, das sich von Mittag nach Mitternacht zieht. Weinberge sieht man nicht ehe wieder, als bis man weiter herunter in das Freye kommt, wo die Waldungen gänzlich aufhören. Endlich erreichten wir auch die Gränzen vom Herzogthum Lothringen und zugleich das Bißthum Toul, welches eines von denen in dieser Landschaft gelegnen drey Bißthümern ist, und wovon die andern Metz und Verdun heissen. Der Hauptort gleiches Namens, der vier Stunden von Nancy entfernt ist,

hat eine sehr angenehme Lage, in dem breiten Thal, durch das die Mosel fließt, und dichte bey der Stadt eine kleine Insel macht. Da es ganz frey liegt und einen hübschen Thurm hat, so bekommt die an sich kleine Stadt ein gutes Ansehn. Sie ist gut gepflastert, hat aber enge Straßen und einen sehr mittelmäsigen Gasthof. Wir speißten zu Mittage da, und reißten nach drey Uhr weiter auf Voye zu, nachdem wir die Maas, und also in einem Nachmittage zween, um ihres Namens willen, berühmte und ansehnliche Flüsse passirt hatten. Der letzte kleine, doch mit einem erträglichen Gasthofe versehne Ort, liegt ungefähr acht starke Stunden von Nancy, und sieben und dreyßig von Straßburg. Die den Tag über von Wind und Wetter erlittenen Strapatzen hatten mich so ermüdet, daß ich froh war, nur nicht beym Abendessen im Kauen einzuschlafen. Eben diese Krankheit hindert mich im Schreiben fortzufahren, gesetzt auch, es fehlte mir noch nicht an Stoff darzu ꝛc.

Zwey

Zwey und zwanzigster Brief.

St. Diziers den 10. Jenner.

Nun habe ich auch die Gränzen des geseegneten Champagne betreten. Gestern Abend war ich so erschöpft, daß ich beynahe nicht weiß, wie ich nach Voye und wieder von da weg gekommen bin. Die Landweine in dieser Gegend sind nicht reich, aber doch nicht ohne Schärfe und Geist, wie der zu Voye, der dem gemeinen rothen Champagner nicht nur gleich ist, und doch nur acht Sols das Maas kostet. Es war heute, da ich den Ort mit meiner Gesellschaft verließ, noch finstere Nacht, und unsere Abreise verzögert, da wir mit dem Wagen in ein Loch geriethen, jedoch ohne den geringsten Schaden, denn wir waren bald wieder heraus gebracht. Der Ort, wo wir zu Mittage seyn wollten, war Bar le Duc, welches sechs und drey viertel Stunden weiter liegt. So bald man aus den Feldern von Voye ist, kommt man aus dem Bißthum Toul, in das Herzogthum Bar und in die Baillage Bar le Duc. Der Hauptweg, welcher ganz gut ist, geht über wenig erhöhte

höhte Ackerfelder nach Vigne la Horgne, ein Dorf, das eine und eine halbe Stunde von Voye abliegt.

Dieser Ort verschafte mir Gelegenheit, zum erstenmal eine Wand an einem Bauerhause zu sehen, die, wie in Lothringen, aus Steinen aufgebaut, aber deswegen nicht ansehnlicher, als hölzerne Bauerhäuser sind, die mit Eppich bekleidet war.

Das Erdreich ist bräunlich gelber Thon, mit etwas Sand und Steinen vermischt, und die Chaussee, die hinter dem Dorfe an der Lähne eines südlichen Hügels Berg an geht, von Ackerfeldern begleitet, und mit Obstbäumen besetzt. Die Pferde sind in den hiesigen Gegenden kleine elende Geschöpfe, von denen vier kaum hinreichend seyn werden, einen Pflug zu ziehen. Man fährt noch weiter hin, in einer immer sich ähnlichen Landschaft über Anhöhen, und kommt endlich von Menil nach St. Aubin, das anderthalb Stunde von dem letzten Dorfe abliegt. Es war diesen Morgen frisch und ziemlich helle, welches mir den Vortheil verschafte, zuweilen eine halbe Stunde zu Fuße zu gehn. Wir hatten von dem letzten Dorfe noch eine Stunde bis Ligny en Barrois, einem Marktflecken an der Orney, wo wir zugleich den Fluß passirten,

ten, und ihn zur Rechten hatten, da er uns vorher mehr gegen Süden floß. Nunmehro waren wir aber auch auf eine Erdfläche gekommen, die gewiß tiefer lag, als alle vorhergehenden, und die ihren Wasservorrath mit einander nach dem Kanal schickt. Nahe bey diesem Marktflecken liegt noch ein unerhebliches Dorf, Vivier. Schon von St. Aubin aus waren wir herunter und allmählich ins Thal gekommen, das wir jetzo weiter nach Westen zu verfolgten, nachdem wir Ligny und Vivier zurück hatten.

Das erstere lange Dorf, das wir erreichten, hieß Plaine und lag drey viertel Stunden von Ligny ab. Die Häuser waren die gewöhnlichen immer elender werdenden Hütten. Aber was mir vorzüglich merkwürdig schien, war die ungeheure Menge weiße Bohnen, die man baut, und welche die Bauern, um sie mit dem Stroh zu trocknen, so um ihre Häuser hängen, wie man an andern Orten in Deutschland, mit dem Toback zu thun, gewohnt ist. Das Thal läuft ziemlich enge zusammen, und das Erdreich war nichts anders, als Thon, der mit vielen Sand und Steinen vermischt war. Weiter hinunter, in einer Entfernung von einer halben Stunde, kamen wir nach Tronche-

villiers, das eben so, wie das vorige, mit Bohnen tapeziert aussahe. Das Erdreich blieb noch in der Folge unverändert, wie zuvor, bräunlicher Thon mit Steinen und Sand vermengt, zumal dasjenige, was uns zur Rechten lag, und aus Wiesen und Ackerfeldern bestand. Die Orney lief bisher immer auf der nordlichen Seite, allein da wir nunmehro über eine steinerne Brücke giengen, die über sie bey dem letzten Orte geführt ist, so war sie uns wieder zur Linken, und mehr südwestwärts. Nach einem Wege von dem letzten Dorfe an, von drey viertel Stunden waren wir in Longueville, einem dem vorigen völlig gleichen Bohnendorfe. Diesseit demselben wurde das Land mehr hüglich und steinigt, das Erdreich war aber doch gelber Thon, den man um der Hügel willen unvergleichlich zum Weinbau zu verwenden wußte, ungeachtet die gebürgichte Gegend es eben nicht zu begünstigen schien.

Wir reißten mithin noch weiter in einer immer sich gleichenden Landschaft, auf einer guten Chaussee an dem südlichen Ufer des Flusses, bis wir nach einem Wege von drey viertel Stunden um ein Uhr in Bar le Duc anlangten. Der Gasthof, wo ich einkehrte, befande sich nahe an der Brücke vor dem Ort,

der

der eine kleine Stadt, mit einem Schlosse in dem östlichen Theile, und voller Fabrikanten in wollenen Waaren ist. Die Häuser sind alle von Stein, eben nicht groß, aber ganz gut gebaut, sie hat auch eine Post. Diese Hauptstadt des Herzogthums Bar liegt ziemlich von Bergen eingeschlossen, die aber doch von keiner besondern Höhe sind.

Schon nach einer Stunde gieng ich wieder von da ab. Die Chaussee lief gleich hinter der letzten Stadt Berg an, in einem braunen und rothgelben etwas thonigten Boden mit untermischten Steinen. Wir hatten zur Linken Waldung, die doch weder sehr stark war, noch lange anhielt. Mehrentheils Ackerland, etwas Wiesen und keine Weinberge. Auf solche Art brachte uns die Straße abwechselnd über Hügel und Vertiefungen nach einer kleinen Stunde in ein Dorf Boillon. Ein anderer Ort, der auf diesen folgte, und auch eine Stunde davon ablag, war Sotry, der letztere in diesem Herzogthume. Hier giengen wir zugleich über einen kleinen Fluß. Der Boden blieb noch immer der nämliche, nur daß er nicht mehr steinigt war. Eben die mit Flächen abwechselnden Hügel, hatten wir noch weiter hinter dem Dorfe, bis nach Chancenay, dem ersten in Champagne gelege=

gelegenen Dorfe, das eine Stunde von Sotry und drey kleine Stunden von Bar le Duc entfernt ist. Alles was mir die eintretende Nacht zu bemerken verstattete, war, daß wir öfters über andere Anhöhen und zugleich immer mehr Berg ein kamen, bis wir endlich in St. Dizier, das noch eine Stunde weiter ist, anlangten, nachdem wir heute von Voye aus, zehn und drey viertel Stunden zurückgelegt hatten. Dieses ist der Ort, wo ich ihnen den gegenwärtigen Brief schreibe, ehe ich mich nach einem überstandenen kalten Tag habe zur Ruhe legen können.

St. Dizier ist ein kleiner unbedeutender Ort an der Marne, und liegt in einer ziemlich vertieften Ebene. Er ist aber merkwürdig, weil er die erste Stadt und zugleich ein Gränzort in Champagne ist. Ungeachtet man von Bar aus, in diese Provinz eines Herrn Land bereißt, so scheint es doch, in Rücksicht auf die contrebanden Waaren just das Gegentheil; es sey nun, daß die verschiedenen Pächter, die hier ihre Buden haben aufschlagen lassen, oder die verschiedentlich zusammen stoßenden Straßen Schuld daran sind. Genug, wer aus Bar nach Champagne und umgekehrt reißt, kommt in Gefahr etwas Unangenehmes zu erfahren,

wenn

wenn er nicht auf seiner Hut ist. Unser Kutscher machte schon in Bar le Duc Anstalt, der Versuchung zu entgehen, und seine Sachen in Sicherheit zu bringen, und ich ließ es darauf ankommen, was mir begegnen würde, weil ich in aller Absicht mit einem sehr ruhigen Gewissen reißte. Kaum waren wir ausgestiegen, so fanden sich die Herrn Visitatoren ein, und verlangten die Oefnung des Gepäckes.

Man konnte leicht aus ihrer ganzen Aufführung schließen, daß ihnen mehr daran lag, sich zu bereichern, als ihrer Herren Vortheil zu mehren. Wenigstens bewegte sie ein vier und zwanzig Solsstück, das ihnen die Person gab, von allem weitern Nachsuchen abzustehen, und die mitgeführten Sachen für erlaubt zu erklären, zumal da sie hörten, daß wir keine Kaufleute wären, auf die man immer noch ein wachsameres Auge hat. Das Lächerlichste war, daß ihnen der Kutscher die verbotene Waaren, die er bey sich hatte, in die Hände gab, und sie aufzuheben bath, bis er ihnen das Gepäcke der Reisenden hätte aufmachen können. Die Untersuchung war also noch weniger scharf, und mehr auf den Vortheil der Visitatoren eingerichtet, als zu Straßburg. Mir deucht,

wer

wer auf diesem Passe bey seinem contrebanden Gute, wenn er es nur nicht gar zu plump anfängt, eine dreuste Miene und ein vier und zwanzig Solsstück zeigt, kann ruhig mit sich nehmen, was ihm ansteht. Will er den Kerlen, die sich mit dem Titel Commis beehren lassen, noch mehr geben, so ist er seiner Sicherheit desto gewisser.

St. Dizier, ob es gleich ein unbeträchtliches Landstädtgen ist, das aus Bauern und einigen Handwerksleuten besteht, hat doch, da es an der Heerstraße liegt, einen ganz erträglichen Gasthof. Der Champagner Wein, der hier gebaut wird, ist nicht so stark und gut, wie der Barer Wein, und der, den man mir in Voye vorsetzte; er ist roth von Farbe, und hat noch überdieß einen bitterlichen Nachgeschmack; so, daß er sich doch von den übrigen Weinen der östlichen Berge unterscheiden läßt. Ueberhaupt muß man in diesen obern Gegenden, von dem an der Marne gelegenen Champagne, noch nicht die edlen Weine erwarten, die man tiefer im Lande antrift. Die guten sind sehr theuer, da der gewöhnliche Tischwein nicht über acht bis neun Sols das Maas kostet. Ich finde überhaupt den Preiß der Lebensmittel in diesen Gegenden von Lothringen und Bar sehr mäsig und

leidlicher,

leidlicher, als in Deutschland. Man hat für das Drittel eines Laubthalers eine Abendmahlzeit aus verschiedenen Schüsseln und einen artigen Nachtisch, nebst einen halben Maas Wein und ein französisches gutes Bette, Holz und Licht, auch wohl noch eine Tasse Caffee zum Frühstück, so bald die Gesellschaft nur aus ein paar Personen besteht. Ich habe Ihnen viele Kleinigkeiten geschrieben, die am Ende nur Jemand nützlich seyn könnten, der in diese Gegenden kommt; thun Sie, als ob Sie bey Lesung meines Briefes da wären. Ich im Gegentheil will Anstalt machen, für die künftigen Tage meiner Reise neue Kräfte zu sammlen. Ich bin 2c.

Drey und zwanzigster Brief.

Dormond den 12. Jenner.

Ich bin bereits gestern den Dienstag in aller Frühe von St. Dizier abgereißt, das man von Straßburg aus nach Paris für den halben Weg rechnet, ungeachtet es weiter ist, weil es über 48 Stunden von dem

erstern

erstern Orte abliegt. Die Heerstraße läuft über Anhöhen und Vertiefungen fort, bis man nach zwo Stunden das erste Dorf Halignicourt erreichte. Man hat nunmehro die Marne in einiger Entfernung zur Linken, gegen Süden. Die Felder bestehen auf eben der Seite abwechselnd aus Wiesen und Aeckern, und Nordwärts, oder zur Rechten ebenfals, und endlich wird der Weg von einem Holze begleitet. Das Dorf das uns jetzt aufstieß, und wo mir recht ist Vouliere heißt, lag an einem kleinen Flusse, und hatte schöne Saatfelder auf einem Boden aus braunem Thon mit vielem groben Sande vermengt. Was aber nunmehro die Chaussee vorzüglich gut aussehend und im Sommer höchst angenehm zu bereisen macht, sind die Alleen, welche zu beyden Seiten neben ihr fortliefen. Noch weiter hin sind neben der Straße schöne Wiesen und Aecker, auf denen das Erdreich immer ein schwarzer mit Sand vermischter Thon bleibt. Allmählich spürt man schon, wie gesegnet das Thal ist, in dem die Marne fließt; da die Aussichten über schöne Wiesen und weite Ackerfelder immer unbegränzter werden, ungeachtet es noch Berge genug giebt.

Die Heerstraße gieng von neuen Berg ein, und führte uns durch Wiesen und Felder mit einem erst schwärzlichen, dann braunen, und endlich gelben Thonboden. Nach zwo Stunden stießen wir auf einige einzelne Baurengüter und Wirthschaftsgebäude, wir hatten in dieser Gegend hinter den angebauten Feldern auch noch zur Rechten Holzung. Bald darnach kommt wieder ein Dorf Faremont, das ungefähr fünf Stunden von St. Dizier abliegt, und wie die vorigen viele Aecker und Wiesen in einem braungelben thonigten Boden hat. Von diesem bis zu dem nächsten Orte ist nur eine halbe Stunde. Nun gieng die Chaussee mit einer schönen Allee weiter fort Berg ein, und wurde von den besten Aeckern mit einem schwarz und gelben fetten und reinen Thon zu beyden Seiten begleitet, bis wir endlich in die Tiefe und zugleich nach Vitri le Francois kamen. Dieser Ort, der sechs Stunden von St. Dizier abliegt, ist nichts mehr, als ein kleines Städtgen, an der einen Seite mit einem Walle, das sich dem Auge gut darstellt. Die Marne fließt dichte vorbey, und überschwemmt sehr oft die ganze nahe gelegne Gegend. Es wohnen hier verschiedene Töpfer, die von dieser Waare eine große Menge verfertigen, und

in die umliegende Gegend vertreiben, besonders hielte sich ein Deutscher daselbst auf, der sich mit seinem guten Geschirre vor allen andern hervorthat.

Nun fängt sich auch ein besserer Weinbau an, und man hat ein edler Gewächs, als in den östlichen Theilen der Provinz. Sogar um die Häuser, in den Gärten, und hinter denselben sind Weinberge in einem graubräunlichen mit Steinen vermischten Boden angepflanzt. Die Stöcke werden einander sehr nahe gesetzt, und mit überaus kurzen Pfählen unterstützt. Es ist ein guter blaßrother Wein, der hier gekeltert wird, der aber freylich auch theuer gnug ist: da man die bessern Sorten nicht unter 45 Sols die Maasbouteille verkauft. Hergegen ist der gemeine Tischwein so wohlfeil wie in Lothringen und Bar, und dabey doch etwas feuriger, als jener, obgleich nicht so genährt. Um ein Uhr setzte ich meine Reise weiter fort, und gieng unter der letzten Stadt über einen Fluß, der aus der Vereinigung der Saur und der Viere entsteht, und sich in die Marne, die sehr ausgetreten war, ergießt, und den man ebenfalls in seine Ufer zurück zu bringen suchte. Die Straße lauft sogleich wieder Berg an, zwischen Aeckern

und

und Weinbergen durch, und ist zu beyden Seiten mit Bäumen besetzt. Auf den Hügeln, die an der linken Seite nach der Marne zu lagen, wuchsen Haselbüsche, und überall standen noch Gerippe vom Heydnischen Wundkraut (*) und Waldendivien (**). Das Erdreich war ein bräunlicher mit Kalksteinen vermischter Boden, und nun zeigten sich die ersten Spuren von Kreide, die mir bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Ich kam sogar nach einer halben Viertelstunde an einen Kreidenbruch, der am Wege lag. Das obere Erdlager war Dammerde und darunter Thon, worauf sogleich unmittelbar etwa in der Tiefe von anderthalb Fuß derbe Kreide folgte, die etliche Lachter mächtig war.

So bald man auf die Anhöhe gekommen ist, hört die Allee auf, man sieht auch keine Weinberge mehr, und die weisse Chaussee lauft allein zwischen Ackerfeldern fort. Von der Marne wird man nichts mehr gewahr, ungeachtet der Horizont auf der Anhöhe, die verschiedene Stunden lang fortlauft, ziemlich weit ist. Die beträchtlichsten Oerter, durch die wir den Nachmittag über, bey einem beständigen Wechsel von Flächen und

(*) Solidago Virga aurea.
(**) Hieracium Intybus.

Vertiefungen in einem guten Ackerboden kamen, war la Chaussee und Ponier. An dem letztern Orte ist eine Poststation. Es war bereits Nacht, da wir in Chalons eintrafen, und mithin diesen Nachmittag sieben Stunden zurückgelegt hatten: denn so weit ist es von Vitril le Francois bis dahin. Die ganze Tagereise hergegen, die wir von St. Dizier aus gemacht hatten, war dreyzehn Stunden.

Der Gasthof, wo ich einkehrte, und dessen Namen ich nicht einmal erfragt habe, sahe zwar ziemlich antik aus, inzwischen fand ich doch zu meiner Verwunderung seidne Betten und Stühle, ausgelegte Möbeln und silbernes Tischgeräthe, nebst einer guten Bewirthung, ohne daß ich mich über eine Uebertheurung zu beschweren Ursache gehabt hätte. Es ist in diesen Gegenden so hergebracht, daß sich der Reisende, wenn es ihm sonst anständig ist, mit dem Gastwirth über den Preiß, für den er bey ihm bleiben will, vorher vergleicht, und es wird weder dem einen Theil für Kargheit ausgelegt, noch von dem Wirthe übel genommen, und beynahe ist es rathsam, dem Gebrauche zu folgen, sobald man sich keinen vergeblichen Aufwand machen will. Unterläßt man es, so kann der

Wirth leicht in die Versuchung gerathen, den Reisenden ein wenig zu plündern, entweder, weil er merkt, daß er in den Sitten unerfahren, oder ihm an dem Gelde nichts gelegen ist. Ueberhaupt wird es in ganz Champagne so gehalten, daß der Wirth seinem Gaste die Mahlzeit anrechnet, und dabey Quartier, Holz und Licht mit drein gehen läßt, wie ich bereits vom Herzogthum Bar ein gleiches angeführt habe. Seltsam kommt es einem vor, daß auf dem ganzen Wege der Wirth seine Fremden allein von Weibsleuten bedienen läßt, und nicht wie unter uns, in den Gasthöfen Aufwärter und Keller sind.

Chalons ist ein sehr weitläuftiger Ort, an dem nordwestlichen Ufer der Marne, in einer weiten Ebne, die Hauptstadt eines Amtes, und mit Festungswerken versehen. Allein es ist auch ein altväterisch gebauter Ort mit engen krummen Straßen, und Häusern, die ziemlich geräuchert aussehen. Es wohnen hier viele Fabrikanten in seidnen und wollnen Waaren, desgleichen treibt man auch starken Weinhandel. Daß es nicht an Kirchen und Klöstern fehlen müsse, läßt sich leicht vermuthen. Inzwischen habe ich doch in dieser Provinz, desgleichen auch in Lo-

thringen überall nicht so viele Heiligenbilder ausgesetzt gesehen, und so eine unausstehliche Bigoterie angemerkt, wie an andern Orten, ungeachtet mir die Wirthin in Blamont viele Schwierigkeiten machte, ehe sie etwas Fleisch hergeben wollte, weil es just Freytag war.

Heute früh um sechs Uhr habe ich auch Chalons verlassen, und bin an dem südwestlichen Theile der Stadt über die Marne, die einen Arm um sie giebt und ein ziemlich großer und schiffbarer Fluß ist, gegangen. Der gepflasterte Weg lief in der Ebene zwischen Ackerfeldern fort, und nach zwo Stunden kam ich nach Chalong einem Dorfe, das vor den andern, weder an Größe, noch sonst etwas, voraus hat. Die ganze Gegend besteht aus Ebenen mit unvergleichlichen Ackerfeldern. Das Erdreich ist Thon, der mit etwas Sand vermischt ist, und in Ansehung seiner Farben oft abwechselt, denn bald ist er grau, dann braun, und wiederum graubraun. Hergegen bleibt die Chaussee allemal weiß, da sie mit weißen Kalksteinen und Kreide, die in allen Bergen und Hügeln gemein ist, überfahren wird. Noch drey viertel Stunden weiter kommt man auf ein Dorf, das Madouc heißt. Dieser Ort liegt

tief,

tief, und in einer morastigen Gegend, die ein schwarzes schwammichtes Erdreich hat. Es giebt hier viele mit Gräben durchzogene Wiesen. Weiter hin aber wird das Land trocken, und das Erdreich ein bräunlicher Thon, der mit anderm grauen und gelben abwechselt. Alles ist zum Ackerbau verwendet. Von diesem Dorfe bis Jalong, hat man abermals drey viertel Stunden, einem etwas größern Dorfe, wo mir die ersten ganz aus Kreide erbauten Mauern und Häuser aufstießen. Die Kreide wird gleich anfänglich in die Form unserer gebrannten Backsteine geschnitten, und diese Stücke bey dem Bauen mit Kalk unter einander verbunden.

An diesem Orte ist zugleich eine Post. Die Alleen gehen wieder an und sind zum Theil von Castanien- Nüssen- und Mandelbäumen, mehrentheils aber, so viel ich aus dem Reißholz urtheilen können, aus Ulmen. Von Jalong bis Atis einem auch aus Kreide erbauten Dorfe, ist nur drey viertel Stunden. Diesseit demselben hat man noch eine Viertelstunde bis Plivot. Das Erdreich ist bräunlicher Thon mit Kreide vermischt. Die Länder werden zum Ackerbau genutzt, die ganze Gegend liegt in einem flachen Thal, und man reißt immer so fort auf einer guten

Chaussee, bis man Choulli erreicht hat, das ein von Plivot eine Stunde abliegendes Dorf ist. Von da aus gieng die Landstraße an der südlichen Seite der Marne, der man sich nun wieder nähert, zwischen Aeckern, die fast ganz aus Kreide bestehen Berg ein, und nach einer halben Stunde kam ich von Choulli nach Epernais, das auf solche Art von Chalons sechs starke Stunden abliegt.

Epernais ist ein kleiner unbeträchtlicher Marktflecken, an dem südlichen Ufer der Marne in einem Thal. Wenn dieser Ort auch weiter gar nichts eigenes hat, als daß hier die besten Weine gebauet werden, so ist er schon um deswillen für die Ausländer, und alle diejenigen, welche die Vorzüge des ächten Champagnerweines zu schätzen wissen, merkwürdig. Denn auf etliche Stunden um Epernais werden die besten Sorten von weißen brausenden Champagner angetroffen, und der Ort selbst treibt damit einen starken Handel.

Der gemeine Tischwein ist zwar ein bloß rother Wein, man hat aber auch einen weißen, der so ziemlich scharf schmeckt, da jener außerdem auch noch etwas herbes hat; beyde aber sind nicht sehr genährt. Man besitzt in dem glücklichen Lande außer dem

Weine,

Weine, auch noch sehr gutes Schöpsenfleisch und schmackhaftes Geflügel, sehr gutes Obst, besonders Aepfel, Nüsse, Castanien und Mandeln, nebst dem besten Weitzenbrode, da der Weitzen die vornehmste Getreideart ist, die hier, so wie in der ganzen Provinz und in Lothringen gebaut wird. An der Güte ihrer Trauben kann wohl Niemand zweifeln. Bey allen diesen Glückseeligkeiten, die ein fruchtbares Erdreich und eine gemäsigte, aber doch schon ziemlich warme Himmelsgegend hervorbringt, sind die Einwohner elend und dürftig. Es scheint so gar, als ob das Land um deswillen ergiebig sey, damit ihnen dadurch nur desto mehrere Arbeit zuwachse, und damit sie den Ueberfluß täglich vor Augen sehen, den sie zu ihrer eigenen Bequemlichkeit nicht nutzen können und dürfen. Die besten Güter gehören Personen, die ihre davon zu ziehenden Einkünfte in ganz andern Gegenden verthun, und ein jeder Unterthan ist mit so vielen Abgaben beschwert, daß er darauf denken muß, alles was ihm das Land bringt zu Geld zu machen, und sich im Gegentheil an Bohnen, Zwiebeln etwas Speck und Wasser zu begnügen. Man beschuldigt die Champagner, daß sie ein wenig dumm und nicht so lebhaft wie die

andern Franzosen wären. Wenn es andem ist, so setze ich dieses mit unter die glückseeligen Eigenschaften dieser Provinz, daß sie ihren Einwohnern bey dem zufälligen Mangel und der erzwungenen Dürftigkeit, die Empfindung und das Gefühl sie gewahr zu werden, entzieht.

Das Erdreich in diesen Gegenden ist ein bräunlicher mit Kiesel- Feuer- und Kalksteinen auch etwas Kreide vermischter Thon, die Hügel an denen die besten Reben stehen, sind obenher meistens Steine und Kreide, untenherum und an ihren Füßen aber, ein braungelber Lehmen. Da die Weinstöcke unter den Steinen nicht fortkommen würden, und die Wurzeln verbrennen müßten, so schaffen die Bauern die gute Erde von den Füßen der Hügel auf ihre Gehänge und Gipfel, und füllen damit die Gruben aus, in welche die Weinstöcke gelegt werden. Zu dieser beschwerlichen Arbeit braucht man die Weiber und Esel, oder kleine Pferde, die noch elender, als die letztern aussehen. Ein solches Thier hat zu beyden Seiten einen kleinen Korb hängen, in dem es seine Last fortträgt. Zugleich müssen Weinberge, die was Gutes liefern sollen, auch mit Dung versehen werden, und den schleppen wieder die

Weiber in Gesellschaft der Esel auf die Berge, so wie die Erde. Die der Sonne am meisten ausgesetzten Anhöhen, die mehrentheils nur aus Kreide, Kiesel und Feuersteinen bestehen, haben die besten Berge. Von der Art sind hauptsächlich die am nördlichen Ufer der Marne zwischen Epernais und Port Binson la Cave gegen über, als um Hautevilliers und um die nahe gelegenen Dörfer, wo man unstreitig den stärksten und besten weißen Champagner zieht. Die Furchen zwischen den Stöcken sind mehrentheils einen Fuß tief, und der Erdboden eben so hoch um den Fuß der Stöcke aufgehäuft. Die Pfähle, an denen die Reben stehen, sind nicht über drittehalb Fuß hoch und etwa zween Fuß ins Gevierte von einander entfernt. Wenigstens habe ich die Weinberge um Epernais auf diese Art angelegt gefunden. Ich verließ den letzten Ort gleich nach Mittag. Die Straße geht in einer Höhle auf die Anhöhen fort, und ist anfänglich durch Kreidenberge durchgetrieben. Ueberall war das Gras noch grün und die Erde ganz von Schnee und Eis befreyt, so, daß die Bauern in ihren Weinbergen wie mitten im Sommer arbeiteten, ungeachtet es heute der eilfte Jenner war, eine Zeit, wo bey uns alles von

Schnee

Schnee und Eis erstarrt, und auch vor etlichen Tagen in Elsas, Lothringen und Bar Schnee genug lag. Ein klarer Beweiß, wie warm das an der Marne gelegene Thal seyn müsse. Ja in den Weinbergen blühte gar die große Ringelblume (*), so wie bey uns im August. Noch um Vitril le François war es viel kälter, und die Erde stark gefrohren. Indem man an der Lähne der südlichen Anhöhen, über welche die Chaussee wegläuft, nach la Cave zu reißt, so hat man unstreitig die angenehmste Aussicht, die sich nur denken läßt. Gegen Süden sind die mit Weinbergen bedeckten Anhöhen, unterhalb der Chaussee die fruchtbarsten Aecker, in einem tiefen Thal zur Rechten unter den nördlichen Anhöhen, wo die herrlichen Weinberge sind, fließt die Marne durch die grasreichsten Auen, indem zugleich hier und da ein Dorf, oder ein kleines Städtgen lieget. Wenigstens bilde ich mir ein, daß ich nirgends eine reizendere Gegend gesehen habe.

Ich hatte auf diesem Wege noch einige Gasthäuser zur Linken, und kam in der Folge nach la Cave, das zwo Stunden von Epernais abliegt. Das Land ist überall voller Hügel, und der Boden bräunlicher mit Steinen

(*) Calendula arvensis.

nen und etwas Kreide vermischter Thon. Besonders ist es doch, daß nicht selten in den Kreidenbrüchen und Hügeln, da wo sie zu Tage ausgeht, ganze Nester guter Ocker, wie ich es um Epernais angemerkt, gefunden werden. Es sey nun, daß sich der Letztere allmählich in die Erstern verwandelt, oder die Erste in den Letztern. Eine Stunde weiter stießen wir auf ein Dorf Portbinson. Es ist von hier noch eine Stunde bis auf das dritte an der Straße von Epernais aus liegende Dorf Tresse, und noch eben so weit bis Dormond, wo wir mit einbrechender Nacht anlangten, nachdem wir wiederum eilf Stunden von Chalons aus zurückgelegt hatten.

Dormond ist ein Marktflecken in der Gegend der Marne in einem Thale, wo zwar nicht so guter Wein wächßt, als weiter gegen Morgen, weil der Boden schon wieder etwas kälter ist, der aber doch dem vor Vitri le franzois sehr gleicht. Der Gasthof in diesem Orte ist klein, und so wie er sich in den mehresten Marktflecken und kleinen Landstädtgen, wenn sie gleich an der Straße liegen, erwarten läßt; nichts desto weniger hielten sich gute Wirthsleute in ihm auf, so, daß ich die andern Ungemächlichkeiten leicht

darüber

darüber vergessen konnte. Ja er war noch immer unendlich besser, als die Gasthöfe in Deutschland an ähnlichen Orten zu seyn pflegen.

Man könnte sich wundern, warum der rauschende Champagnerwein, wenn er anders recht ächt und gut ist, selbst im Lande, wo er doch so zu reden vor den Thüren wächßt, wie zu Epernais, zu Chalons und in den übrigen zu nächst gelegenen Orten so theuer sey, daß man jede Maasbouteille mit einem kleinen Thaler und wohl noch etwas theurer bezahlen muß. Ich gestehe, daß es mir selbst etwas unbegreiflich vorkam, wenn ich die ungeheuren mit Weinbergen angefüllten Gehänge und Anhöhen ansahe, mit denen eine Provinz auf wenigstens funfzehn deutsche Meilen in der Länge bedeckt ist, und noch überdies dazu nahm, daß man einen recht sehr guten, aber nicht brausenden, weißen Wein für 30 Sols, oder einen Viertellaubthaler haben kann. Allein die Ursachen, die mir davon angegeben wurden, haben mir gnugsames Licht verschaft, und meine Zweifel aus dem Wege geräumt. Erstlich muß man nicht glauben, als ob ein jeder Weinberg Trauben liefere, die den guten Most geben, der sich zu einem starken

brausen=

brausenden Wein schickt. Es sind nur kleine Districte damit versehen, wo das Erdreich, die Lage und die übrigen wirthschaftlichen Umstände just darzu passen, wie etwa zu Hautevilliers und in den nächsten Dörfern. Ja sogar an diesen Orten sind nur einige Berge, wo man ein solches edles Gewächs hat, davon noch überdies die mehresten sehr reichen Privatpersonen in Paris, oder gar den Generalpächtern gehören, die alles, was ihre gute Berge liefern, für ihre Haushaltungen behalten, und die zum Verkauf außerdem zu verfertigende Menge damit verringern. Es kann nicht fehlen, daß nicht zu Zeiten Mißjahre einfallen sollten, und alsdann wird der feile Vorrath noch geringer. Hierzu kommt ferner, daß man ihn, wenn nun die Trauben auch wirklich gut gerathen, nur aus solchen Bergen zieht, wo alle Stöcke auf einmal geblüht, die Beeren auf einmal zur Zeitigung gekommen, und alle von gleicher Größe sind, wodurch auch die Menge noch mehr vermindert wird. Hat man aber einen Weinberg mit durchaus zeitigen Trauben, so giebt man sich alle nur ersinnliche Mühe, mit ihnen so vorsichtig bey der Lese umzugehen, als es nur seyn kann, damit die sehr reifen Beeren nicht zer-

drückt

drückt und mithin faulich oder modericht werden. Durch diese Mühe vermehrt sich der Aufwand den der Eigenthümer bey dem Einsammlen hat, um des Zeitverlustes und um der mehrern Arbeiter willen, denn alle Trauben werden behutsam und vorsichtig abgeschnitten. Ferner werden die mit so vieler Sorgfalt gesammelten Beeren nicht erst gekeltert, wie die, woraus der gemeine Wein verfertigt wird, sondern gleich in die Presse gebracht, aber auch hier nicht scharf gepreßt; sondern nur der Saft genommen, der bey dem ersten Zuziehen abläuft.

Mithin gewinnt man nicht einmal viel Most aus diesen wenigen Bergen. Hierzu kommt ferner ein neuer Unfall, der die Menge weiter vermindert. Wie bekannt, läßt man den Most nicht auf den Fässern ausgähren, sondern er wird, so bald er sich aufgeklärt hat, auf die Bouteillen gefüllt und stark verwahrt. Da er nun auf den Flaschen seine erste Gährung endigt und dabey alles in die stärkste Bewegung geräth, so kann es nicht fehlen, daß nicht von einer jeden Anzahl Flaschen, eine gewisse Menge zerspringen sollte. Den Verlust, welchen der Eigner dadurch hat, kann er schwerlich über sich ergehen lassen, und muß mithin

denselben, so wie einen gehabten Aufwand, beym Verkauf in Anschlag bringen, der ungeheuren Auflagen nicht zu gedenken, welche die Besitzer der Berge an die Krone bezahlen müssen. Ich glaube, daß diese Gründe so beschaffen sind, daß man bey weiterm Nachdenken gar vermuthen muß, daß wohlfeiler Champagnerwein, ein durch allerhand Kunststücke in den Kellern der Weinbrauer verfertigtes Getränke sey, das nie auf dem Grund und Boden dieser Provinz gewesen ist: da sich nämlich alles, was ein Product rar und sparsam machen kann, vereiniget. Kurz die kleine Anzahl guter Berge, die Arbeit, Mühe und Kosten bey ihrem Bau, die Misjahre, die Wahl mit der man die Trauben sammlet, die Sorgfalt mit der man sie preßt, der Unfall des Zerspringens der Flaschen, und endlich die ansehnlichen Auflagen, sind Ursachen genug, warum der Preiß des brausenden ächten Weines schon an seinem Geburtsorte so beträchtlich ist.

Ungeachtet Paris noch beynahe drey Tagereisen weiter liegt, so merkt man doch an der Anzahl von Reisenden, die aus den Provinzen kommen, und sich auf den Heerstraßen gegen einen Mittelpunkt stärker zusammenziehen, daß man sich der Hauptstadt

des Reichs mehr und mehr nähert. Es ist fast unglaublich, was für eine ungeheure Menge von Geflügel auf diesen Straßen verspeißt wird, und nichts destoweniger kann man es doch um einen leidlichen Preiß und im Ueberfluß haben. Die Wirthin setzte uns zum Nachtisch Trauben auf, die noch so vollkommen und gut aussahen, als ob sie erst vom Stocke gebrochen wären, ob es gleich jetzt die Mitte des Jenners war. Der vortrefliche süße mit etwas Gewürzhaften verbundene Geschmack der Beeren, die nicht größer, als eine kleine Vogelkirsche und braungelb sind, läßt so gleich auf den guten Wein, den sie geben müssen, schließen. Der ganze Kunstgriff die Trauben, die nur ungefähr Fingerslang sind, bis auf Ostern gut zu erhalten, besteht darinn, daß sie die besten auslesen und sie auf Horden legen, die aus Weiden geflochten sind, ohne sie jedoch über einander zu häufen. Die Horden werden an solche Orte gesetzt, wo die Luft durchstreicht, ohne daß der Frost einige Gewalt auf die Trauben haben kann. Zu dieser Absicht wählt man warm gelegene Kammern, oder man bewahrt auch eine große Menge davon in den Küchen auf, indem man die Horden auf nahe an der Decke angebrachte Ge-

stelle

stelle aus Lattenwerk schiebt. Mir deucht, daß diese Art die Trauben aufzubewahren, vor allen andern den Vorzug verdiene, und daß sie sich auch bey andern Arten einer solchen saftigen Frucht mit kleinen Veränderungen gut anbringen lasse.

Was wäre die ganze Strecke, welche ich seit gestern durchgereißt bin, für ein glückseeliges Land, wenn die Unterthanen mehrerer Freyheit genössen, und den Ueberfluß, der vor ihren Augen wird, herzhaft nutzen könnten ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

Meaux den 13. Jenner.

Noch vor Anbruch des Tages verließ ich Dormond. Man hat von da aus sogleich neue Anhöhen und Tiefen zu bereißen, und kommt nach Zurücklegung der ersten Stunde Weges in ein Dorf Courtizi, das ebenfalls in einer Höhle liegt. Zugleich fangen sich Wälder an, und die wärmere Gegend von Champagne, die sich bereits um Vitril le Françpis gezeigt hatte, nimmt wieder Abschied. Die Landstraße läuft in hoh-

len Wegen im Holze weiter Berg auf. Das Erdreich besteht dabey aus einem gelben mit vielem Sande und Steinen vermischten Thon, und so dauert der Weg, so bald man die obere Fläche der Anhöhe selbst erreicht hat, im Holze noch ungefähr anderthalb Stunden fort. Von hier aus entdeckt man die zur Rechten in der Tiefe im Thal fließende Marne. Ungeachtet jetzo wenig von Florens Reich zu sehen war, so bemerkte ich doch in dem Gebüsche, Sinngrün, Ephen, Hundsweitzen, Aron und gelbe taube Nesseln, nebst noch andern gemeinen Waldkräutern. Da, wo es wieder Berg ein geht, der Boden weiß wird, und aus Kreide, Steinen und Sand besteht, trift man auch, besonders an der Südseite der Straße, wieder Weinberge an, die mit der Waldung zu Zeiten etwas abwechseln. Der Weg geht eine ganze halbe Stunde Berg ein, bis man zuletzt nach Parois kommt. Dieses Dorf, das zugleich eine Post hat, liegt zwo Stunden von Courtizi und drey Stunden von Dormond am Fuße des Berges in einer Höhle. Es ist zwar aus Steinen erbaut, aber doch nicht besser, als alle andere Dörfer, die man auf der ganzen Route antrift.

Von Parois aus geht die Straße wieder Berg an, und man ist nach einer halben Stunde in einem Dorfe Cressanci. Es giebt hier herum viele Waldung, die neben der Landstraße oft mit Ackerfeldern abwechselt. Von da geht der Weg wieder Berg ein. Das Erdreich ist überall brauner, oder gelber, mit etwas Sand vermischter Thon. Die ganze Gegend ist mit Hügeln angefüllt, und diese sind mit Weinbergen bepflanzt. Eine halbe Stunde weiter liegt ein Dorf Faussois, der Boden ist in dieser, dem Weinbaue ganz gewidmeten Gegend, schwarz mit weißen Steinen vermischt. Von dem letzten Dorfe an, das in der Tiefe liegt, wird das Land weiß und sandigt, und die Ackerfelder nehmen nun die Stelle der Weinberge ein, bis man auf Chivri, und von da nach Chateau Thiery kommt, das von Chivri nur noch eine Viertelstunde entfernt ist. Bis dahin trift man einen weißen Sandboden an, der mit Thon etwas fett und zusammenhängend gemacht ist. Das Land ist ganz zu Aeckern verwendet, und die Chaussee läuft durch eine Allee, wie mir deucht, von Ulmenbäumen, wenigstens sehen die entlaubten Aeste diesen am ähnlichsten. Vor sich sieht man zugleich die Marne in einem tiefen und engen Thal

langsam fortfließen. Weinberge kommen hergegen sehr wenig zum Vorschein.

Chateau Thiery ist ein kleines Städtgen mit einem ansehnlichen Schlosse, das die Residenz des Herzogs von Bouillon ist, dem zugleich der Ort selbst zugehört. Die Gebäude sind zwar von Steinen, aber doch klein, und so, wie man sie in einem Landstädtgen erwarten und vermuthen kann. Hergegen haben die Straßen ein sehr gutes Pflaster, nur Schade, daß sie um der Lage des Orts willen, so hüglich und ungleich seyn müssen. Es liegt fünf kleine Stunden von Dormond und hat eine Post. Neben der Stadt theilt sich die Marne in verschiedene Arme, und hier giengen wir zugleich über diesen Fluß. Der Boden in dem Thal jenseit der Stadt war eine Thonart, schwärzer, als ich sie jemals anderswo gesehen habe, besonders in denen Feldern, wo man Obst- und Küchengärten angelegt hatte, und wo es jetzo schon so gelinde war, daß die Leute sich beschäftigten, sie zurecht zu machen. Gleich bey der Stadt fängt der Wald wieder an, und man reißt einen gut ausgebesserten Weg hinauf, der durch einen braungelben und rothen thonigten Boden lauft, bis man auf der Anhöhe eine ziemliche Ebne erreicht

hat.

hat. In diesem Theil der Provinz und von Dormond aus, sind die Wege, um der vielen Berge und Thäler willen, die man in kurzen nach einander passiren muß, nicht mehr so bequem und gut. Auch fehlte an vielen Orten die Chaussee, wenn gleich die Straße außerdem zur Noth aufgeräumt und die Löcher ausgefüllt waren. Nach einer Stunde Wegs kamen wir, über Anhöhen und Tiefen, endlich nach St. Veaux, und von da in einem gleichen Wege nach zwo kleinen Stunden nach Montreuil, das drey Stunden von Chateau Thiery abliegt. Die ganze Gegend von dem letzten Städtgen an ist mit Waldung bedeckt, und nur zu Zeiten sieht man einige leere Plätze, wo man Ackerfelder hat. Montreuil ist ein elendes Dorf, inzwischen hat es doch eine Kirche und einen Gasthof an der Straße, der aber der armseligste auf dem ganzen Wege, von Straßburg bis hieher, ist. Wir mußten uns so gut behelfen, wie es an einem Orte seyn konnte, wo Wein und Brod nichts taugt, bis wir nach einem Aufenthalte von ein paar Stunden wieder abreißten. Die Begräbnisse scheinen in dieser Gegend ohne großes Gepränge vor sich zu gehen, just, da wir den Ort verließen, läutete man auf der

Kirche, und zugleich brachte ein starker Kerl, der noch dazu wie der Vater selber aussahe, ein todtes Kind von ungefähr neun Jahren, wie ein Schaf unter dem Arm, und schleppte es so nach dem Kirchhofe, der dichte am Weg lag.

Das Land ist von dem Dorfe aus noch waldicht und unfreundlich, voller Hügel und kleinen Thäler, bis man herunter nach la Ferte kommt, das drittelhalb Stunden von Montreuil abliegt. Zwischen diesem Städtgen und dem vorgenannten Dorfe endigt sich Champagne, und nun geht die Landschaft Brie bey St. Alide an. Die Chaussee ist von la Ferte aus, wo wir über die Marne giengen, sehr bequem, so wie das Städtgen selbst gute Häuser und Straßen hat. Das Land ist nun in dem breiten Thal, in dem die Marne fließt, überall eben, und voll von Wiesen und guten Ackerfeldern. Jetzo waren wir in der Provinz, in welcher so eine ungeheure Menge kleiner glatter und weißer Käse verfertiget werden, welche die gemeinste Sorte ist, deren man sich besonders in Paris bey Tische bedient. Das erste Dorf, auf welches wir kamen, war Saimeron, ganz nahe bey la Ferte. Zunächst bey diesem kleinen Dorfe lag St. Jean, eine

eine Stunde von Saimeron, das ebenfalls ein unerheblicher Ort, aber doch noch ein Marktflecken, größer als dieses, und kleiner als jenes ist. Die Heerstraße läuft von da in der Ebne zwischen Ackerfeldern noch eine halbe Stunde fort, bis man an der Mittagsseite in der Nähe einer kleinen Waldung vorüberfährt, die aber auch schon aufhört, ehe man nach Trileport, das drey Viertelstunden von St. Jean abliegt, erreicht hat. Es war bereits Nacht, und mir also die Gelegenheit etwas weiteres zu bemerken, entzogen. Wir giengen wieder über die Marne, welche jetzo zur Linken floß, auf einer überall von Ackerfeldern umgebnen Chaussee fort, und kamen nach einer Stunde hier in Meaux en Brie an.

Ich werde wenig von diesem Orte sehen, da ich in der Nacht angelangt bin, und ihn vor Tages Anbruch wieder verlassen werde, inzwischen weiß ich doch, daß es die Hauptstadt des Amtes Meaux in der Provinz Brie ist.

Ich habe auch so viel gewahr werden können, daß es ziemliche Straßen und ganz gute aus Steinen erbaute Häuser hat. Inzwischen ist der Gasthof, welches der beste in der Stadt seyn soll, ungeachtet des guten An-

sehens, das er noch von Außen hat, es in der That nicht. Doch die Nacht wird hingehen, da ich müde bin, und auf ein nothdürftig gutes Bette Rechnung mache. Wir haben heute von Dormond aus dreyzehn starke Stunden über Berge und Thäler zurückgelegt, die kein Ende nehmen wollten. Meine Reise von Nancy bis hieher, so wie man sie Ihnen vollständig wird mitgetheilt haben, muß Ihnen eben so langweilig vorkommen, als sie mir es geworden ist. Ich habe nur noch neun Stunden bis zu dem Ort, wo ich mich einige Zeit aufzuhalten gedenke, und bevor ich da angelangt bin, sollen Sie auch nicht weiter mit Nachrichten von meinen Schicksalen belästiget werden. Leben Sie wohl.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris den 14. Jenner.

Ich würde übel zurecht kommen, wenn ich nicht eher an Sie schreiben wollte, bis ich eine Antwort von Ihnen erhalten hätte. Froh will ich seyn, wenn Sie mir nur

nur alle Vierteljahre einmal wissen lassen, daß Ihnen meine Briefe willkommen gewesen. Seit heute Nachmittage drey Uhr bin nun in Paris, und aus Furcht, daß ich auf einmal alles vergesse, da mir zuweilen heute geworden ist, als ob ich in eine andere Welt versetzt sey, so will ich Ihnen noch mit wenigen sagen, wie ich endlich hieher gekommen bin. Der Gasthof in Meaux war nicht ein Haar besser, als ich ihn erwartet hatte, und wie es scheint, so werden die öffentlichen Häuser für Fremde immer schlechter, je mehr man sich der Hauptstadt nähert. Ueberhaupt haben die französischen Wirthshäuser zwar Etwas das mir gefällt, aber auch wieder manches andere, das mir sehr mißfällt. Besser sind freylich die in den größern Städten, Nancy und Chalons, was aber die Einrichtung der Feurung und des Bettes anbetrift, an denen beyden einem müden Reisenden oft mehr gelegen ist, als an der besten Mahlzeit, so muß ich gestehen, daß ich daran manches aussetzen möchte. Von Pfalzburg bis Paris nirgends ein Ofen, überall Kamine, wie ein Thorweg. Will man zu der Küche seine Zuflucht nehmen, die in den Gasthöfen insgemein das ist, was in Deutschland die Wirthsstube vorstellet, und

die

die ebenfalls kein ander Feuer, als das in dem Kamine hat; so muß man sich gefallen lassen, das ewige Husten, Schneutzen und Spucken des Gesindes, der Fuhrleute und so weiter mit anzuhören, und den Gestank von allem Unflath, den sie da zusammen tragen, verschlucken. Zuweilen paßt die eiserne Platte im Kamine, welche die hintere Wand vorstellt, auf der einen Seite in ein an die Küche stoßendes Zimmer, und erwärmt es wie ein Ofen, aber alsdann zieht sich auch alles dahin, wie die Fliegen in eine warme und schmutzige Baurenstube, und man ist übler aufgehoben, als in der Küche. Kurz, man muß sich in dem Zimmer, das man angewiesen bekommt, so gut zu erwärmen suchen, wie es gehen will. Insgemein aber brät man auf der einen Seite, indem die andere von Nässe und Kälte erstarrt; und ein Deutscher, der daran nicht gewohnt ist, empfindet den Gebrauch auf die unangenehmste Weise, wenn das Gesinde auf einmal einen Bündel Holz ins Kamin wirft und eine Flamme macht, die einen blenden könnte. Eben so unbequem, wie die vom Kamine mehr erleuchteten, als erwärmten Zimmer, finde ich ihre Betten. Hart möchten sie immer seyn, aber so flach

wie

wie ein Bogen Papier, und nichts unter dem Kopf, als ein Ding, das einem mit Federn ausgestopften Cylinder ähnlich sieht, und wofür unsere Sprache kein Wort hat, weil man es zum Glück bey uns nicht kennt, und endlich eine dünne Decke, unter der man sich niemalen erwärmen kann. Ach alles das erschöpft noch mehr, als die Reise, und kaum kann man in sechs Stunden so viel ausruhen, wie in Deutschland in drey Stunden.

Das, was das Land an eßbaren Sachen hervorbringt, ist herrlich, und die Zubereitung auch schmackhaft und gut, so lange es die Zwiebeln nicht verderben. Aber man muß nicht zusehen, wenn es zurecht gemacht wird. Da in den Küchen der Feuerheerd fehlt, und alles in eben dem Kamin an der Erde gekocht und gebraten wird, um welches, nebst dem Koch, das ganze Haus sich zu erwärmen lieget, und alles nach dem Feuer zu hustet und spuckt, so geht es nothwendig nicht selten darneben, und auf den am Spies steckenden Braten, oder in die Pfanne, in der das Fricassee gekocht wird; nicht zu gedenken, daß sich gleich neben dem Spies auch die Füße der Bauern und Fuhrleute erwärmen, oder ihre stinkenden Kleider um die Geschirre herum hängen. Müßte man sich

nicht

nicht bey Tisch, auch in den besten Gasthöfen, nach einem Messer, der Himmel weiß, warum sie solche den Fremden versagen, fast heiser schreyen, so möchte es da noch am besten seyn. Wem endlich dran liegt seine Kleider reinlich zu erhalten, dem rathe ich, einen Abtritt mit sich herum zu führen. Hier haben Sie einen treuen Abriß von den französischen Landwirthshäusern und Küchen, in denen nichts destoweniger alles von polierten kupfern, zinnern und zuweilen gar silbern Geschirren blitzt, wie sie in ganz Lothringen, Bar, Champagne und der Provinz Bar sind, ob es mit den in andern Gegenden eben so beschaffen ist, wird mich die Zeit lehren. Hergegen sind die Wirthe überall ziemlich bescheiden und höflich und ihre Rechnung auf dieser Straße, so bald man ihnen die Gelegenheit zum Gegentheil nicht aufnöthiget, billig und unübertrieben. Die Hauptstraße läuft von Meaux, wo wir frühe um sechs Uhr abgiengen, in der Ebene und nur über geringe Anhöhen fort. Sie ist an den Seiten mit einer schönen Allee ausgeputzt, und überall mit Ackerfeldern umgeben. Der Boden ist bräunlich mit weiß vermischt, und scheint eine Art Mergel zu seyn. Nach viertehalb Stunden kamen wir

nach

nach Claye einem Marktflecken. Die Straße geht von hier aus Berg ein, und hat außer den Hauptalleen auch noch zu beyden Seiten eine Nebenallee für Fußgänger, so, daß jetzo die Bäume in vier Gliedern stehen. Diese Linden- und Ulmenbaumalleen, die nun in der Nähe der Hauptstadt, bey den mehr auf einander zu laufenden Landstraßen viel häufiger werden, geben der ganzen Gegend das Ansehen eines in lange Reihen laufenden Waldes. Eine Stunde weiter von Claye liegt Ville parisis, ein Dorf an der Landstraße, das mit Aeckern und Wiesen umgeben ist. Das angesehenste Wirthshaus war schlechter, als viele andere und bestätigt meinem Argwohn, daß in der Nähe einer Hauptstadt nicht allemal die besten Gasthöfe sind, weil weder beym Ab- noch Zureisen die Entfernung groß genug ist, daß man sich lange da aufhält. Die Leute hatten seidene zerrissene Betten und Vorhänge, an deren Statt ganze leinene, oder wollene, besser würden gestanden haben. Aber was mich am mehresten in Verwunderung gesetzt hat, ist, daß ich hier, und in den nächst folgenden Dörfern Häuser mit elenden Strohdächern angetroffen, die ich, seitdem ich die Gegend von Fridberg verlassen, nicht mehr bemerkt habe.

Gleich

Gleich hinter Ville parisis geht in einem sumpfichten Boden eine Waldung an, die zu beyden Seiten der Landstraße etwa eine gute Stunde fortdauret, und mehr aus Schlagreisig, als Bäumen besteht. Da, wo das Holz gegen das Ende hin freyer war, kamen wir zu einem entsetzlichen Auflauf, der uns wichtige Vorfälle verkündigte. Wir hörten das Blasen der Jagdhörner, und geriethen unter einen Trupp von mehr, als siebenzig Hunden, die wiederum eine Anzahl Jäger begleitete, oder von ihnen begleitet wurde. Einer von diesen Herren hatte die mehresten Hunde bey sich, und unterschied sich von den übrigen durch eine sehr gute Kleidung und ein schönes englisches Pferd. Man sagte mir auf mein Nachfragen, daß ein französischer Herzog, ich glaube der Herzog von Orleans jage, und daß sich ein Haase in dem Gebüsche unsichtbar gemacht habe. Diese wichtige Begebenheit eräugnete sich um Livri, das zwo Stunden von Ville parisis und eine von Vergelas, das sich zwischen dem letztern und ersten Dorfe befindet, und ebenfalls nicht besser, oder gar noch schlechter ist, abliegt. Der Boden diesseit Livri war eine schwarze fette Gartenerde mit Thon vermischt, besonders um Bonand, das noch

eine

eine Stunde weiter liegt, und ebenfalls ein Dorf ist. Das Land ist tief, flach und zur Gärtnerey verwendet, alles war voll Zwiebeln, Wirsching, Kohl und einige Wurzeln, und die Leute bey der gelinden Jahreszeit in voller Arbeit begriffen. Eben so war es auch von Bonand bis Pantin, einem ähnlichen eine Stunde weiter gelegnen und dem letzten Dorfe mit Strohdächern. Von hier aus erblickte ich die Thürme von Paris zum erstenmal, dessen Annäherung ich überdieß aus den mit Menschen, Pferden, Wägen, Dreckkarren, Vieh und dergleichen bedeckten Straßen vermuthen konnte. Nach einer kleinen Stunde trafen wir endlich an den Barrieren von Paris vor dem Thor St. Martin ein. Nachdem wir in acht und dreyviertel Tagen eine Reise von 95 Stunden zurückgelegt hatten. In einem Augenblicke versammlete sich ein Schwarm von Visitatoren um den Wagen, und ich muß sagen, daß man mit mehrerer Strenge, als ich noch irgend gemerkt hatte, zu Werke gienge. Inzwischen glaube ich doch, daß Vorsicht einen großen Theil unerlaubter Waaren, wohin sonderlich der Tobak gehört, einzuführen verstattet. Wenigstens thate der Kutscher mit seinem Contreband, was er in St. Dizier

gethan hatte, nämlich er legte ihn dem Zollbedienten ganz getrost vor die Augen, und diese wurden durch die Unverschämtheit glücklich hintergangen. Ich bin im Gasthofe le petit Martin Rue St. Martin abgetreten, aber heute, weil die Nacht vor der Thür ist, nicht im Stande, mir ein ander Quartier zu suchen. Meine Zeit bringe ich mit Ausruhen, großer Verwunderung über das Getöse, so mich umgiebt, und mit schreiben zu, worunter mir das die angenehmsten Zeilen sind, die ich an Sie, mein lieber S—n als ein Zeichen der Liebe richte, mit der ich jederzeit bin rc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris den 19. Jenner.

Da ich nunmehro in Paris bin und S—n davon schon in meinem vorigen Briefe benachrichtiget habe, so muß ich Ihnen auch wissen lassen, wie ich da bin, und dieses kann ich nicht anders thun, als wenn ich von Zeit zu Zeit melde, was ich sehe und höre.

Alle

Alle Welt weiß, daß die Hauptstadt Frankreichs von der Seine, die eine starke Stunde überhalb Paris die Marne in sich nimmt, in zwo Hälften getheilt werde, und davon die eine die südliche, und die andere die nordliche ist, beyde aber längst den Ufern des Flusses herunter laufen, und beynahe länger, als breit sind. Denn man giebt für jene 3325 Toisen und für diese 2400 an. Der ungeheure Raum ist größtentheils mit Gebäuden aus einem weißlichen Sandsteine besetzt, und die leeren Plätze sind entweder öffentliche Spatziergänge, oder große Gärten, oder auch öffentliche zu gewissen Absichten und einer besondern Zierde der Stadt angelegte Plätze. Die öffentlichen Gebäude wechseln mit den Privathäusern ab, und beyde stehn vermengt durch einander. Die Letztern sind in den vornehmsten Straßen drey, vier und fünf Stockwerk hoch, in den kleinern aber und in den Vorstädten trift man auch Gebäude an, die nur zwey oder gar ein Stockwerk haben. Unter den öffentlichen fallen um ihrer ungeheuren Größe willen vorzüglich der alte und neue Louvre, das Palais royal, der Luxembourg, das Invalidenhospital, die Carthause, Ecole militaire, das Hotel de Dieu, die Salpetriere, die

Collise, die Kirche de notre Dame, die Bastille, das Palais de Bourbon, das Palais, die Kirche de St. Sulpice, die Abtey St. Germain de Pres, die neue Kirche der heiligen Genevieve, die königliche Bibliothek, le Palais de Thuilleries, und andere sehr prächtige, aber in Vergleichung mit jenen nur kleinere Gebäude in die Augen. Wenigstens kann kein Fremder, der sich in Paris umsieht, umhin, die erwähnten in nähern Augenschein zu nehmen. So wie diese Plätze zur Wohnung und zum beständigen Aufenthalte gewisser Personen bestimmet sind, so bedient man sich anderer bey öffentlichen Lustbarkeiten und zum Spatzieren. Hieher rechne ich wieder als die ansehnlichsten, die Thuillerien, den Garten im Palais royal in Luxembourg, den Garten beym Arsenal, den königlichen Garten. Noch andere machen einen Theil der Zierden der Stadt aus, wie die Plätze, wo man den Königen zu Ehren Statuen aufgerichtet hat: als Place de Louis le Grand, oder Place de Vendome, la Place de Louis Quinze, la Place de Louis Treize, la Place de Victoire. Noch einen Theil des großen Raumes nehmen die Brücken nebst dem Flusse und seinen Inseln ein, die man aber immer wie festes Land betrach-

ten

ten kann, da man um der Brücken willen fast nicht gewahr wird, daß sie die Arme der Seine angeben. Die vornehmsten darunter sind Pont royal, Pont neuf, Pont de notre Dame, Pont St. Michel, und Pont de Change, die übrigen, deren noch fünf seyn können, die hölzern nicht mit gerechnet, sind von minderer Erheblichkeit.

Man hat die ganze Stadt der Policey wegen in zwanzig Quartiere abgetheilt. Allein im gemeinen Leben behält man den alten Unterschied bey, daß man den nördlichen Theil, welcher der größere ist, gerade weg die Stadt, und den größten Theil des südlichen Faurbourg St. Germain nennt. Es weiß alsdann ein jeder in welchem Theile der Stadt einer aufgesucht werden soll, nachdem man ihn nach der Stadt, oder der Faurbourg St. Germain weißt. Ueberhaupt ist es gegenwärtig so hergebracht, daß Fremde, Gelehrte und dergleichen Leute sich mehr in der letztern aufhalten, da im Gegentheil die eckle Stadt mit der Universität und der Cité voll von Kaufleuten, oder wie es jetzo etwas vornehmer heißt, Negotianten, Künstlern, Handwerkern, Wechslern und und so weiter ist. Ungeachtet Paris an einigen Orten, wie an dem östlichen Theile der Stadt einen Wall

und Gräben, nebst der Bastille hat: so würde es doch in aller Absicht übel unter die Vestungen gerechnet werden, denn daß es unter die Städte gehört, kommt wohl nicht daher, weil es Thore zum Staat, wo man darneben weggehen kann, wenn man will, Vorstädte und Alleen, oder eine Art vom bedeckten Wege hat. Ueberhaupt sehen solche unermeßliche Oerter den Dörfern im äusern Umfange ähnlicher, als sonst etwas. Es ist meine Absicht nicht, Ihnen von dieser Welt im Kleinen eine vollständige Beschreibung zu geben. Hierzu kann ich mich nicht lange genug aufhalten, es erfordert das Leben mehr, als eines Menschen, und einen Ueberfluß von Hülfsmitteln, der wiederum einzelnen Personen meistens fehlt. Um deswillen kann man auch noch immer alle Beschreibungen, die man von diesem und andern großen Orten hat, bald mehr, bald weniger für unzulänglich und unvollständig erklären; Da jeder Tag, wie Haller sagt:

ein neues Ungeheuer zeiget.

Inzwischen bin ich doch überzeugt, daß von tausend Fremden, die Paris sehen, jeder zuweilen etwas anders sehen, wahrnehmen und erfahren kann, ohne daß es der Wahrheit, was ein anderer gesehen hat, im

geringsten Eintrag thut. Da ich mich also mit so vielen andern in gleichem Falle befinde: so will ich Ihnen wenigstens wöchentlich einmal schreiben, was mir vorgekommen, das meine Sinnen vorzüglich gerührt hat. Bey dieser Gelegenheit muß ich zuweilen Brücken, Thore, Spatziergänge, Gärten, Paläste und so weiter nennen, damit Sie also die Namen nicht unerwartet vorkommen, so habe ich ihrer im Voraus erwähnt.

Ungeachtet Paris in allen Straßen wenigstens ein prächtiges, ansehnliches, oder gar majestätisches Gebäude hat, so stellt sich doch die Stadt im Ganzen zwar groß, königlich und ehrwürdig dar, aber sie ist bey alle dem nicht schön. Beynahe nicht eine einzige Straße die helle, breit, regelmäßig und so wäre, daß man immer von neuem angelockt würde, sie zu sehen, oder sich an ihr nicht satt sehen könnte, wie schöne Gegenstände sonst diese Wirkung thun, und wovon ein Theil von Nancy so ein unleugbares Beyspiel ist. Die angesehensten und prächtigsten Straßen Rue Dauphine, St. Honore, St. Antoine, Grenelle, Faurbourg St. Germain, St. Denis, St. Martin sind ungleich, an den mehresten Stellen

unproportionirlich, enge, krumm und zuweilen gar finster, und doch geht man nicht hundert Schritte ohne auf einem Pallast, oder ein anderes prächtiges Gebäude zu stoßen. Von den kleinen Straßen um Pont de notre Dame, und der Cité, desgleichen denen wo die geringe Sorte von Einwohnern sich aufhält, will ich gar nicht gedenken. Eben diese Enge der Straßen, die mit den öffentlichen Plätzen, welche so herrlich aussehen, in keinem Verhältnisse steht, macht das Gehen zu Fuß höchst unbequem, und alle Augenblicke ist man entweder genöthigt außer Athem in ein Haus hinein zu springen, oder sich von den Rädern der rollenden Wagen den Kopf zerschmettern zu lassen. Denn ungeachtet die Straßen aller Orten ganz gut gepflastert sind, so sind doch keine Fußplatten für die Fußgänger, und die Fahrzeuge gehen so nahe an den Häusern, daß man einen sehr dünnen Bauch haben muß, wenn die Axe des vorbey gehenden Rades ihn nicht aufreißen soll: da die hier und da gesetzten Pfosten es nicht einmal hindern können, und man vergeblich hinter sie tritt. Es ist auch bekannt, wie oft die Leute, aller Sorgfalt der Policey ungeachtet, krumm und lahm, oder gar todt gefahren werden. Auch hat das

Pflaster das unangenehme, daß man, so bald es ein wenig naß auf den Straßen wird, nicht zween Schritte thun kann, ohne einmal auszugleiten: weil die kleinen viereckichten keinen Fuß großen Wacken hüglich abgeschliffen sind, und mit dem zart getretnen Kothe beschmiert, fett, und wie Spiegel glatt werden.

Ungeachtet die ganze Stadt so gebaut ist, daß eine große Feuersbrunst, wenn auch sonst keine feuertilgenden Anstalten vorhanden wären, ganz unmöglich scheint; so machen doch die ungeheuren großen, und mit dem abnehmenden Dache eckicht eingeschnittenen Brandmauern, nebst der unzählbaren Menge großer und kleinerer Feueröſſen auf das Auge des Fremden eben so einen unangenehmen Eindruck, wie die langen Stangen, welche die Wäscherin über die Straßen hinweg voll aufgehängter Wäsche oft an den angesehensten Orten zu den Fenstern herausstecken. Ein Uebelstand, den man in einer kleinen Stadt gewiß von Policey wegen untersagen würde. Ich habe mir ein Quartier in Faurbourg St. Germain in der Rue des Cordeliers genommen. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß die Straßen, die hier herum liegen, und besonders Rue du Colom-

hier, so wie Rue St. Jacques die besten Häuser für Fremde haben, und man sich mithin bemühen muß, da vorzüglich unter zu kommen, wenn man in dem südlichen Theile der Stadt bleiben will. Denn die eigentlichen Gasthöfe sind für einen Fremden ohne hin zu nichts weiter, als da abzusteigen. Zum Aufenthalt dienen die unzählbaren Hotels, die in allen Hauptstraßen zerstreut liegen, und durch Ueberschriften kenntlich gemacht sind. Die Eigenthümer oder Miethsleute solcher Häuser, haben einzelne und mehrere Zimmer in allen Stockwerken für 16 bis zu 24 — 30 — 40 Livres und weiter monatlich, nachdem man ein gutes, oder mehrere Zimmer hat. Für 40 Livres bekommt man schon monatlich eine artig ausmöblirte Stube und Kammer im andern Stockwerk, und die man auch, wenn man es nicht anders ausmacht, immer einen vollen Monat bezahlen muß. Zuweilen haben die Eigner solcher Hotels auch einen öffentlichen Tisch, so daß man zugleich da speisen kann, außerdem ist nichts leichter, als alle Tage zweymal von ein Uhr bis um drey Uhr, und Abends um neun Uhr in allen Straßen gedeckte Tische von verschiedener Güte und Preißen zu finden, oder sich auch die Speisen

sen auf sein Zimmer bringen zu lassen, da man sich wenigstens in 2000 Küchen beschäftigt, für Gäste Speisen zuzurichten. Für 36 Sols hat man eine Mahlzeit von sechs Schüsseln, die Beygerichte, den Nachtisch, und eine halbe Maasbouteille, nicht schlechten weißen oder rothen Landwein mit eingerechnet. Für 24 Sols vier Gerichte mit eben so viel Wein, und einen kleinen Nachtisch, die so beschaffen sind, daß sich überall Ritter mit dem Ludwigskreutz um sie versammlen, ob ich gleich eben nicht sagen kann, daß dieses ein so gar triftiger Beweiß ihrer Güte sey, da mancher Ritter sich auch mit dem Tisch für 15 Sols, seines rothen Bändgens und zerfetzten Rückens ungeachtet, begnügen muß. Manche Tische sind von einer geschlossenen Anzahl, doch ist es nicht schwer, sich da mit einzudingen; an andern aber kann man speisen, so oft man will. Die ersten sind insgemein die theuresten, aber auch die, wo sich die beste Gesellschaft einfindet. Ich hoffe Gelegenheit zu finden, Ihnen mehreres von der französischen Küche zu sagen, da ich mir Mühe geben will, sie an verschiedenen Orten kennen zu lernen.

Eine große Bequemlichkeit für Einheimische und Fremde, ist in Paris die Sorte von Menschen, die man Savoyards nennt. Vermuthlich sind die ersten allein Leute aus dieser Gegend gewesen, jetzo begreift man alles darunter, was man in der Geschwindigkeit zu gewissen häuslichen Arbeiten braucht; es mag nun aus Savoyen, oder aus Lionnois, oder einer nähern Provinz, oder gar aus der Hauptstadt selbst seyn. Genug der ist ein Savoyard, der in einem bräunlichen Kamisol an den Ecken der Hauptstraßen, auf öffentlichen Plätzen, an den Brunnen, in den Wirthshäusern, und so weiter, darauf lauert, daß man ihm was zu thun gebe. Sie dienen als Lastträger, sie geben Boten ab, sie sind Wegweiser, sie leuchten bey dem Nachhausgehen aus den öffentlichen Schauspielen, sie reinigen die Geschirre in den Küchen, sie tragen Wasser zum Verkauf herum, ja sie spalten Holz, sie lassen sich auch wohl zu allerhand Spitzbübereien und andern leichtfertigen Händeln brauchen. Ihre Anzahl erstreckt sich leicht auf 15000 und ein Auflauf von ihnen könnte gefährliche Folgen haben, zumal da viele darunter verheyrathet sind. Unterdessen sind sie der Policey alle wohl bekannt, und sie

hat

hat ein wachsames Auge auf sie und ihre Aufführung. Aus dieser niedern Sorte Menschen sind auch die Schuhputzer, die man vor allen großen Pallästen, auf den Hauptbrücken, in allen großen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen mit einem Bänkgen antrift, und die für zween Liards einem jeden seine Schuhe und Schnallen putzen. Eine Bequemlichkeit, die in einer Stadt, wo man mit beschmutzten Schuhen in kein reinliches Haus kommen darf, und wo man sich doch alle funfzig Schritte einmal unsauber macht, höchst nöthig und sehr groß ist. Auch lauren sie überall bey Nacht und bey Tage mit Regenschirmen auf, wenn man ungefähr von einem Regenguß überrascht wird. Aber wer auch mit diesen so nützlichen Geschöpfen zu thun hat, der brauche ja um des Friedens willen die Vorsicht, und bedinge ihnen zuvor was er bezahlen will. Hinter her sind sie im Fordern die unverschämtesten Kerle. Einige von ihnen haben mit Schuhputzen und Hunde kuriren großes Glück gemacht, und es lebt noch einer da, dem das Hundepuls fühlen, und die Klystire die er den Schooshunden gegeben, einen Wagen erworben, und mehr eingetragen haben, als manchem andern, der Menschen kurirt, oder tödtet.

Unglück=

Unglücklich würde ein Fremder an einem solchen Orte seyn, wenn er alle Wege zu Fuße machen sollte, und sich oft einen Zeitverlust zuziehen, den nichts in der Welt wieder ersetzen kann. Man hat Mittel diesem Uebel abzuhelfen, da auf Verordnung der Policey 1200 Miethwagen unterhalten werden, deren Anzahl nicht festgesetzt ist, und zuweilen höher steigt, oder auch minder herunter fällt. Man trift sie zu allen Stunden des Tages und der Nacht, besonders aber Frühe und Abends in einer Reihe neben den großen Hauptstraßen an, wie zum Exempel auch Rue St. Antoine, vor dem Palais royal, neben der Rue Dauphine, in der Rue Mazarine, und so weiter. Die Policey hat ihnen diesen Tax gemacht, daß sie 24 Sols für jeden Weg erhalten, er sey auch nur von etlichen Minuten. Ist der Weg unter einer Stunde, so bekommt der Kutscher eben so viel, braucht man ihn aber über eine Stunde, so bekommt er für die erste 24 Sols, und für jede folgende Stunde einen Livres. Dieses gilt aber nur, so lange er nicht angehalten wird außerhalb den Barrieren zu gehen. Denn so bald er die letztere überschreiten muß, so bald hängt es von ihm ab, wie viel er fordern und sich bezahlen lassen will;

will; da man ihn im ersten Falle nöthigen kann mit seinen 24 Sols und so weiter, zufrieden zu seyn. Allein man ist mit diesem Volke geplagt, man mache es auch wie man wolle. Dingt man sie Stunde weise, so fahren sie, als ob sie mit Eseln führen, und richten es so ein, daß ein kleiner Weg gleich in die zwote Stunde fallen muß, mithin hat man Zeit und Geldverlust, und man kann nicht vorsichtig genug seyn ihren Chikanen aus zu weichen, wenn man sie nicht ganze Tage miethet, und auch da fangen sie lauter üble Händel an. Mir ist allezeit bange, wenn ich sie brauche. Jeder Wagen hat die Nummer an der Seite angemahlt, und nach diesem kann man den Eigner auf dem Bureau verklagen, ich rathe auch einem jedweden, daß er sich niemals in einen Wagen setze, ohne die Nummer aufzuschreiben, tausend Vorfälle können es erforderlich machen. Von außen sehen die Fiacre recht erbärmlich aus. Mit Lebensgefahr, scheint es, setzt man sich in einen solchen Kasten, der alle Augenblicke zusammen zu fallen droht, und innewendig eben so zerlumpt ist, wie auswendig. Darzu kommt noch, daß der Kutscher just so schön equipirt ist, wie sein Wagen. Ein weißlicher, oder brauner Rockelor

mit

mit tausend Lappen, ein Haarbeutel, oder Zopf, die wie eine Rübe gerade vom Kopf abstehen, ein Hut mit herunterhängenden Krampen, kurz, der vollständige Anzug eines Bettlers sind der Putz eines solchen Kerls. Darzu kommt noch, daß die Pferde so dürre sind, daß man die wurmförmige Bewegung ihrer leeren Därme im Bauche sehen kann, Pferde die oft keine Haare haben, und deren ihre Gerippe klappern, wenn sie wieder einander stoßen. Inzwischen werden sie doch noch immer so gejagt, daß sie nicht einmal Zeit haben, die Hand voll Haber und Heu, die man ihnen in einem Säckgen an den Kopf hängt, da heraus zu fressen. Wir haben diese bejammernswürdigen Thiere allezeit zur Uhr gedient, denn da ihr Kopf mit zunehmenden Tage immer weiter herunter sinkt, und des Abends mit dem Maul den Huf berührt: so beschreibt er von Frühe 8 Uhr, bis Abends um 8 einen halben Zirkel, wie der Zeiger an einer Uhr. Es ist mir vielmals unbegreiflich gewesen, wie sie noch im vollen Trabe über die harten Straßen rennen können, ohne alle Schritte zu stürzen. Ein anderes minder gebräuchliches, aber höchst sonderbares Fuhrwerk ist eine Brouette. Ich habe mich derselben noch niemals bedient,

ich

ich weiß also auch nicht wie man darinnen fährt; aber das weiß ich, daß man so bald ein ordentlicher Fiacre mit seiner Axe sich an die Brouette anhängt, sie mit samt ihrer Ladung zum Gelächter aller Vorübergehenden, über den Haufen stürzt, wie ich solches selbst am Abschuß auf Pont neuf mit angesehen. Stellen Sie sich eine Sänfte vor, die an einer Axe mit zwey niedrigen Rädern befestigt ist, und vorne heraus zween Tragbäume hat: so haben Sie eine völlige Idee von dieser Maschine. Es ist alle mal ein Savoyard, der sich mit ausgestreckten Armen, und vorwärts hängendem Kopfe in die Bäume einspannt, und mit der Brouette so geschwind wie er kann, davon läuft, auch wohl gar wenn es ihm möglich ist, sich hinten an einen Fiacre anhängt, und so mit fortschleppen läßt. Ich bin vielmal erstaunt, mit welcher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit die Leute den großen Kutschen, Kabriolets, und Lastwagen, unter Beyhülfe ihres Geschreyes ausweichen: sonst würde ihr Umsturz noch öfterer erfolgen. Sie haben gleich über dem Dache zu beyden Seiten ein kleines Fenstergen, da man nun von der Person die drinnen sitzt, nichts als den Kopf sieht, der um des Schauckelns willen, in beständiger Bewe-

gung ist, so macht dieses den Aufzug noch lächerlicher. Sie halten an den Ecken der Hauptstraßen, neben großen Brücken, und auf öffentlichen Plätzen, besonders in der Faurbourg St. Germain. Niemand bedienet sich ihrer, als alte kröppliche Leute, Abbes, Gelehrte und dergleichen Personen, die zu unvermögend zu gehen, oder ihre Lumpen schonen müssen, und zu arm sind, einen Fiacre zu bezahlen. Glücklich sind die, welche auf ihren Phäetons, oder einspännigen Kabriolets einher fliegen können, aber auch die gefährlichsten für die Fußgänger, weil es mehrentheils Petits Maitres, und junge leichtsinnige Leute sind.

Der ganze Schwarm der Lehnlaqueien ist, was er an allen Orten ist, und vielleicht sind sie besser, als sonst irgendwo in ihren erlaubten und unerlaubten Künsten abgerichtet.

Ich habe Ihnen so viel von Fiacren und Brouetten geschrieben, daß Sie wünschen werden einmal was anders zu hören, und dieses soll in meinem nächsten Briefe geschehen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris den 21. Jenner.

Gewiß lieber F — e. die Zeit wird mir hier so wenig lang, als wenn ich unter Ihnen bin und mit auf Ihre Leute acht gebe. Aber bey Ihnen gefällt mir es doch besser. Sie können leicht errathen, warum. Die ersten Tage meines Hierseyns haben mir nur einen allgemeinen Begriff von dem äußern Ansehn der Häuser und Gebäude gegeben; jetzo fange ich auch an mit ihrer innern Einrichtung etwas bekannt zu werden. Wissen Sie also, daß die Pariser sehr viel auf ein großes, hohes und helles Zimmer halten, daß ihre Fenster in guten Häusern und den Pallästen bis fast an die Erde gehen, sich mit zween Flügeln öfnen, und doch bey alle dem nur kleine Glastafeln haben. Die Zimmer sind ferner mit allerhand Arten wollener, seidener und gemahlter Tapeten behängt, an ihren Wänden sind Spiegel von der halben Wandslänge, und noch ein besonderer über dem Kamin befestigt; ihre Stühle von Seide, oder Leder, ihre Ti-

sche aus Marmor, Mahagony oder Brasilienholz, und ihre Vorhänge von Seide oder Wolle. Oefen darf man nirgends suchen, als in den Stuben und Boutiquen der Künstler, die nicht mit krummen Fingern arbeiten können, und noch überdieß auf die Ersparung des Holzes, das doch in Paris nicht sehr theuer ist, sehen müssen. Mir ist es unbegreiflich, wie man in dem kältern Theil von Frankreich sich noch immer mit einem Kamin begnügt, und sich es gefallen läßt, vor dem Feuer zu braten und bey den Fenstern zu erfrieren, oder auch alle vier Jahreszeiten zugleich um sich zu haben, ohne der Holzverschwendung zu gedenken; da ein Kamin jährlich mehr zu unterhalten kostet, als vier Oefen. Aber wie wollten sich die Herren und Damen, im Fall sie ungefähr zu Hause bleiben müssen, die Zeit vertreiben, wenn sie nicht mit dem Blasbalge und der Feuerzange im Kamine stöhren könnten. Es würde eben so unbillig und grausam seyn, als wenn man ihnen die Spiegel von ihren Wänden wegnehmen wollte. Inwischen fangen doch die wenigen Franzosen, welche die nördlichen Gegenden besucht haben, an, und lassen ein kleines Oefgen in ihren Stuben neben dem Kamin

Platz

Platz finden, ein Einfall, den ich sehr billige, da man auf solche Art alle Absichten erreichen kann.

Die Fußböden der Zimmer sind sonderbar. Sie bestehen aus kleinen rautenförmigen an einander gekütteten Ziegeln, die man roth angestrichen, mit Oelfirnis übermahlt und mit Wachs poliert hat. Sie sehen recht artig aus, so lange man darauf denkt sie recht reinlich zu halten und oft polieren zu lassen, außerdem aber nicht viel besser, als die Tenne in unsern Scheuern. Widersinnig sind ihre kleinen, schmutzigen und dumpfigen Schlafzimmer, in denen die Betten so mit Vorhängen verwahrt sind, daß man glauben sollte, jedes wünsche sich zurück in Mutterleib. Ihre Säle sind prächtig, und ihre Küchen, in denen sich mehrentheils das Gesinde aufhält, reinlich eingerichtet.

Nachdem ich die ersten vier Tage überall herum gelaufen bin meine Adressen abzugeben, um mir Bekanntschaft zu machen; so bin ich endlich vorgestern zuerst ins Hotel de Dieu gegangen. Es liegt dieses weitläuftige steinerne Gebäude von zwey Stock, mit einem gebrochenen Dache über den Petit Pont de notre Dame, zu beyden Seiten des Arms der Seine, oberhalb der Brücke.

Vor kurzem ist der Theil, der am nördlichen Ufer des Flusses zunächst an die Brücke stieß, ausgebrannt, und die Ruinen stehen noch da; aber alles andere ist, wie es seit vielen Jahren gewesen. Säle von 40 und mehr Schritten lang, und 15 bis 18 Schritten breit, sind mit vier Reihen Betten mit rothen, wollenen Vorhängen besetzt, davon jedes ein Unterbett, Kopfküssen, reines Bettuch und eine wollene Zudecke hat, an die ich aber doch nicht ohne Grausen denken kann. In jedem Bette liegen zween bis drey Kranke, ja ich habe Bettstellen gesehen, wo vier in einer lagen, so, daß sie paarweise einander die Füße zukehrten. Man kann sich leicht vorstellen, wie es da mit der Reinlichkeit der Luft, der Betten, und der Kranken selbst beschaffen seyn müsse, ungeachtet sie gut zu erhalten, da hundert und acht und funfzig fromme Schwestern des heiligen Augustins, denen die Besorgung der Kranken obliegt, keine Mühe sparen, ihren Dienst dem Willen des Herrn gemäß zu thun. Nichts ist trauriger, als durch eine Gallerie solcher Betten zu gehen, und die an ihnen angehängten Zettel, ein Sterbender, ein Beichtender, und so weiter, zu erblicken, oder die Elenden mit verschiedenen Arten Ausleerungen beschäftigt und

win=

winselnd zu sehen. Alle Kranken sind in drey und zwanzig Säle, davon aber verschiedene verbrannt sind, und 1233 Bettladen vertheilt. Jeder davon ist einem Heiligen besonders empfohlen, und führt seinen Namen. Die Kindbetterinnen, Blatterkranken, und närrischen Leute, liegen ganz oben, die am Stein operirten aber, oder von äuserlichen Krankheiten leidenden, in den mittlern Sälen. Alles nimmt man auf, was sich meldet, oder herzugeführt wird, nur die verdienen keine Barmherzigkeit im Hotel de Dieu, welche die Liebe, oder die Krätze krank gemacht hat. Selten ist die Zahl der hier liegenden Kranken unter Viertausend. Acht Aerzte und ein Oberwundarzt mit seinen hundert Gehülfen sind da, die Kranken zu bedienen, davon jeder der erstern jährlich achthundert Livres Besoldung hat. Ich habe dem Besuche eines solchen Dokters, der wie eine Schwalbe zwischen den Betten durchflog, zugesehen. Der ihm begleitende Apotheker schrieb seine Verordnungen in ein Buch, die er bey dem Schluß unterzeichnete. D. Majault mußte selbst gestehen, daß man alles nach einer Liste kurire. Besser werden die äuserlichen Uebel besorgt, ungeachtet Moreau ein wahrer Misanthrope ist.

Alles zusammen genommen will ich es glauben, wenn unpartheische Personen versichern, daß jährlich in dieser Krankenpflege beständig zwey von fünfen sterben, ob schon die Proportion in den Hospital Listen, wie eins von fünfen angegeben wird, da jährlich dreyßig tausend lebendig hinein, und vier und zwanzig tausend heraus kommen; und doch ist es ein Glück, daß der dürftigste Theil der Einwohner nicht gar verschmachten darf wenn er krank wird, da er hier wenigstens etwas Brod, Brühe, Fleisch und Wein erhält, und allenfalls seinen Vortheil absehen, und die Arzteneyen wegspucken, oder das ihm aufgenöthigte Klystier gleich wieder zurück schicken kann; aber wehe ihm, wenn es heißt Saignee, ein Wort, das doch alle Augenblicke erschallt. Unterdessen habe ich mich doch gewundert, so viele Genesende in den Blattersälen anzutreffen, darunter sogar einige Erwachsene waren, welche die Krankheit empfindlich mitgenommen hatte. Die darzu gehörige Apotheke ist wohl versorgt, und die Arzteneyen werden nicht gespart; da aber alles ins Große geht, so kann man leicht denken, daß sie nichts mit so gar besonderm Fleiße und Auswahl machen können, und ohnerachtet sieben Apothekerpursche, ohne

die

die Mägde und Handlanger, unter einem Oberapotheker arbeiteten, so beklagte man sich doch, daß die Geschäfte fast nicht zu bestreiten wären. Das Hospital selbst hat unermeßliche Einkünfte, die theils aus dem Schatze des Königes, theils von der ungewissen Freygebigkeit der Privatpersonen, theils von denen dem Hospital zuständigen Güthern eingehen. Es giebt ganze Straßen in Paris, wenn man fragt, wem gehören die Häuser, so ist die Antwort: dem Hotel de Dieu. Das Hauptverderben für das herrliche Institut ist die ganz entsetzliche Anzahl von Kranken, welche in einem engen Raum eingekerkert sind. Vierzig Betten in einem Saale ist immer die geringere Zahl, und es giebt einige mit hundert und zwölf Laden, wo mithin wenigstens dritthalb hundert Menschen beysammen stecken. Werden einstens, wie es heißt, daß es geschehen soll, die Kranken mehr von einander getrennt, und besser vertheilt, damit nicht einer dem andern an der Seite sich übergiebt, oder gar stirbt, und können die Aerzte sie unter Begünstigung größerer Muse und Bequemlichkeit, mit mehrerer Aufmerksamkeit untersuchen und besorgen, wenn dieses jemals dem Nationalcharakter möglich ist: so wird man

auch im Hotel de Dieu gut seyn, und sich der Grad der Sterblichkeit vermindern. In einem großen Körper sind immer eher große Unordnungen möglich, als in einem kleinen.

Ich habe eine besondere Art Luftzug in einem Saale St. Marthe, oder St. Augustin, wo kranke Weiber waren, angebracht gesehen, da man es sonst durchgängig auf die überall offen stehenden Zugänge ankommen läßt, daß sich die Luft reinige. Jetzo machte man noch keinen Gebrauch davon, da die Säle, wohin er gehört, zum Theil wenig, und zum Theil gar keine Kranken hatten. Es war nämlich eine aus dem Saale hinaus über das Dach gehende viereckigte, und an Weite immer abnehmende Esse. Auf dem Boden über dem Saal, und mithin in ihrer Mitte war ein viereckigtes Loch an der einen Wand angebracht, das sich in einem auf beyden Seiten aufwärts laufenden, und in die Esse öfnenden Kanal endigte. In die Oefnung legte man etwas Feuer an, und verschafte auf solche Art einen Luftzug aus dem untern und obern Saale, weil durch das Feuer in der Esse selbst beständig ein Luftleerer Raum entstand. Es steht einem jeden frey, außer den Stunden wenn die Doktors ihre Besuche machen, welches sehr frühe und

schon um fünf Uhr ist, um zehn und um vier Uhr in diese Krankensäle zu gehen. Wer große Einrichtungen kennen lernen, und zugleich sehen will, wie sich das menschliche Elend aufhäufen kann, der muß dieses Hotel nothwendig einmal besuchen.

Gestern bin ich in dem großen Findlingshause, das eben so nützlich und wichtig ist, ob es schon nicht den Umfang, wie jenes hat, gewesen. Es liegt dem Hotel de Dieu, unter dem Namen la Maison de la Couche gegen über, und hat in drey Stockwerken, nebst verschiedenen Sälen und Zimmern für die Kinder, die Officianten und die Bedienten, gleich darneben eine kleine Kirche. Neugeborne Kinder, welche ihre Aeltern ausgesetzt haben und nicht aufziehen wollen, werden ohne weitere Umstände, nur mit einer Nachricht, wo und wenn sie gefunden worden sind, nebst dem Namen der Person, die sie bringt, Nacht und Tag abgegeben. Es ist an der Thüre ein Loch mit einem eisernen beweglichen Gatter um es aufzuschieben, nebst einer Schelle und einem Klopfer, man meldet sich hier auf die eine, oder die andere Art, und bringt sein Anliegen an. Das Kind wird darauf zur Gatterthür hineingenommen, und den heiligen Schwestern zur

Pflege überreicht, es mag etwas mit bringen, oder nicht. Sobald der Wundarzt zur gewöhnlichen Stunde kommt, so werden die Kinder untersucht ob sie venerisch, sonst krank, oder gesund sind, die Letztern kommen in den großen Saal, die erstern werden sogleich, das Anstecken der Ammen zu verhüten, nach der Salpetriere gebracht, und die übrigen der Wärterin in einem Nebenzimmer übergeben. Der große Saal, der gleich über dem Bureau ist, hat ungefähr hundert und fünf und zwanzig kleine Bettstellen aus überfirnißtem Eichenholz, die an den längern Wänden und mitten durch den Saal in doppelten Reihen herunter, und so dichte an einander stehen, daß eines das andere berührt. Jedes Bett hat außer seiner Matratze und dem Kopfküssen eine wollene Decke und weiße leinene Tücher. Jede Reihe aber wird durch ein weißes Tuch, das der Länge nach über den obern Theil herunter geht, zugedeckt, um die Kinder vor dem Licht, Staub und den Fliegen in Sicherheit zu setzen, ohne ihnen doch den Zugang der Luft zu entziehen. Zwo heilige Schwestern sind beständig beschäftiget, die Reinigung und Wartung zu besorgen, und sechs, oder acht Ammen, die täglich vier Mahlzeiten halten,

geben

geben den Kindern wechselsweise die Brust. Von den Ankömmlingen aber, wird sobald wie möglich, und fast täglich, ein Transport aufs Land in die Picardie und Normandie geschaft, und unter gedingte Bauerweiber vertheilt, die ihre Nahrung, Pflege und Erziehung übernehmen, bis sie fünf Jahr alt sind, alsdann kommen sie wieder zurück, und werden in die obern Säle, jedes Geschlecht besonders, vertheilt. Hier bleiben sie unter einer guten Pflege, bis ins zwölfte, oder dreyzehnte Jahr. Man bringt sie alsdann zum Theil in die Salpetriere, oder auf Handwerke, in Dienste, in die Manufacturen und in ähnliche Versorgungen. Diejenigen, welche im ersten Hause keinen Platz finden, schaffet man ins andere Findlingshaus, das mit diesem einerley Stiftungen hat, und an der Rue du Faurbourg St. Antoine angelegt ist, und wo man keine andere, als Kinder über fünf Jahren antrift. Hier erhalten sie Unterhalt, Pflege, Unterricht und werden außerdem, wie im ersten Hause, noch zu kleinen Arbeiten, als Nähen und Stricken, angetrieben.

So wie es einem jeden Menschenfreunde ein wahres Vergnügen einflößen, und ihn rühren und begeistern muß, in allen Sälen

des

des Findlingshauses, in der Rue newe und besonders in dem Saale der Säuglinge, die größte Reinlichkeit, Ordnung, und wirklich dem Königreiche Ehre bringende Anstalten zu sehen; so werden ihn im Gegentheil viele andere Dinge aus gleichen Gründen äußerst betrüben, und sein ganzes Mitleiden rege machen. Freude hat man, in den obern Sälen, die jungen Deutschen, Engländer, Spanier und Franzosen ohne Vater und Mutter in der größten Frölichkeit ihres Herzens hüpfend und springend zu finden. Aber was für ein trauriger Anblick ist es nicht in dem Saale der immer weinenden Säuglinge, das Tuch auf ihren niedlichen Betten zurückzuschlagen. Kleine lebendige Geschöpfe von denen man nimmermehr errathen würde, zu welcher Art von Thieren sie gehörten, wenn man nicht hier Menschen vermuthete, und ihre Kleidung es merken ließ, daß sie es seyn sollen, tragen auf ihren zusammengeschrumpften Gesichtern die lebhaftesten Eindrücke des Elends, oder der herrschenden Lieblosigkeit ihrer Mütter. Ich will derer nicht gedenken, die in dem Nebenzimmer unter der Aufsicht der Krankenwärterin liegen, und winselnd Miene machen, unter tausend Zuckungen eine Welt zu verlassen,

lassen, in der sie ihren Aeltern zur Last und überflüssig waren. Ein Auftritt, den man gleichgültig anzusehen, durch nichts, als eine lange Gewohnheit in diesem Elende zu leben, hart genug werden kann.

Unterdessen sterben sie doch hier, wie alle durch die Kunst vermehrte Menschen, da sie außerdem in der Seine ihren Tod, oder ihr Grab gefunden haben würden. Diesesmal lagen achtzehn in der Krankenstube, um andern aus dem Saale durch ihre Abfahrt eiligst Platz zu machen. Die ältern Kranken werden gleich nach dem Hotel de Dieu gebracht.

Die fromme Schwester beklagte sich bitterlich über das unter der Nation zunehmende Verderben, und die täglich größer werdenden Ausschweifungen. Man hatte heute seit vier und zwanzig Stunden dreysig Kinder eingebracht. Die Zahl derselben war im vorigen Jahr auf 8000 gestiegen, und hatte sich mithin seit einem Jahr um tausend vermehrt. Zum Unglück fügte sie noch zu, wäre der größte Theil davon so von der unreinen Krankheit zernagt, daß sie schon stürben, ehe man noch die Salpetriere mit ihnen erreichen könnte. Die hergegen, welche am Leben blieben, würden die elendesten Geschöpfe, und machten eine ganz neue unkennt=

unkenntliche Sorte von Menschen aus. Nicht zu gedenken, daß die erschreckliche Anzahl eingehender Kinder selbst ihre große Einkünfte, die denen vom Hotel de Dieu ähnlich wären, vorzüglich aber aus dem Kronschatze kämen, erschöpfte. Ich selbst weiß Beyspiele, daß Schwangere aus England und Deutschland nach Paris gereißt, ihre Kinder da bekommen, und ins Findlingshaus geschickt haben. Gewiß ist es, daß wenn sich ein neues Volk aus diesen Kindern allein bildet: so wird es Menschen geben, wie Pauw, die Amerikaner haben will. Da große Anstalten in diesem Reiche insgemein den Entreprenneurs überlassen werden, so verfiel einer vor einigen Jahren darauf, die Kinder mit Brey zu erziehen, damit man nicht nöthig hätte, sie aufs Land zu verdingen. Allein die armen Geschöpfe starben wie die Fliegen vom Kobalt weg, und man mußte den klugen Einfall eiligst wieder aufgeben. Daß einreisende Laster und Elend macht es nothwendig, um noch traurigerer Folgen willen ein Findelhaus zu haben. Aber wie unersetzlich ist der Schaden nicht, den die Ausschweifung in Absicht der Verminderung der Anzahl und der Stärke der Nation thut. Also wird das öffentliche

Haus,

Haus, den Kindermord größtentheils hintertreiben, aber die Abnahme und Verringerung des ganzen Volkes, besonders in der Hauptstadt, nicht hemmen, ungeachtet man auch Kinder aus den Provinzen her schleppt.

Weil ich glaubte, daß ich bey meinem Hierseyn alle Krankenhäuser und Spitäler sehen müßte, so bin ich heute ins Hopital des Petites Maisons und des Incurables gegangen. Aber ich muß sagen, daß ich weder das eine, noch das andere für mich so wichtig gefunden, daß es mich in Absicht meines Zeitverlustes entschädiget hätte. Das letztere, das in der Rue de Seve liegt, ist ein weitläuftiges Gebäude mit acht Sälen, zum Theil an der Erde, worinnen sich alte Weiber und Männer, nach Cicero Ausspruch, für unheilbar erklären, weil sie alt sind. Jede Person hat ihr grünes Vorhangsbett und einen Stuhl. Sie scheinen so ziemlich einig und ruhig zusammen zu leben, ungeachtet der Saal nicht über sechzig Schritte lang, und ganz voll war. Ich habe aber nur einen, worinnen Weiber waren durchgesehen. Von dreyhundert Betten, die hier gestiftet sind, gehören hundert in vier Säle vertheilte abgelebten Mannspersonen. Die Bewohner des Hauses haben alles, was sie

zu ihrer Erhaltung brauchen, auch sogar die Kleidung.

Das Hopital des Petites Maisons liegt nahe darbey in eben der Straße. Es ist ein weitläuftiges, aber unansehnliches Gebäude, wo in verschiedenen Sälen dreyhundert Männer und besonders Weiber verpflegt werden, die an langwierigen Krankheiten, als der Gicht und Lähmung, darnieder liegen. Wer Lust hat allerhand Kinderspiele mit zerzupten Heiligen zu sehen, der muß den alten Weibern ein gut Wort, und einige Sols geben. Er kann sich gewiß dafür sättigen. Ungeachtet das Hospital eben nicht das ansehnlichste ist, so habe ich doch viele gute Ordnung und Anstalten in Absicht auf die Bewohner angemerkt. Bey dem Gebäude ist noch ein in fünf langen Galerien abgetheilter Hof, voll kleiner gemauerter und wie Zimmer eingerichteter Zellen, wo man zwischen sechzig und achzig wahnwitzige Manns- und Frauenspersonen aufhält. Es war so kalt, daß ich mich nicht lange in diesem betrübten Orte verweilen könnte, ungeachtet es schien, als ob es den herumgehenden Narren zu warm wäre. Alle die mir aufgestossen, befanden sich in einer ziemlichen Freyheit und Ruhe. Wer unter sie aufgenommen

men seyn will, muß entweder selbst, oder durch seine Verwandten einen medicinischen Beweiß beybringen, daß er nicht gescheut ist, und für seinen Platz hundert kleine Thaler bezahlen. Es sind mir noch andere öffentliche Armen- und Krankenhäuser übrig, von deren ihrer besondern Einrichtung ich vieles höre. Ich will sie künftig auch besuchen, und Ihnen alsdann wissen lassen, wie sie mir gefallen haben. Leben Sie wohl.

Acht und zwanzigster Brief.

Paris den 25. Jenner.

Der Anfang meines heutigen Briefes ist eigentlich für F — e. und die Folge für Sie. Ich weiß doch, daß Sie, guter J — st — n. lieber von Gesunden hören. Nun bin ich auch in der Charité gewesen, wo man Jedem sich umzusehen, erlaubt. Dieses wichtige Krankenhaus liegt in der Fauxbourg St. Germain Rue des St. Peres, und begreift das Kloster, die Kirche und die sechs Krankensäle unter sich, die zusammen im untersten Stock, doch verschiedene Stu-

sen über der Straße, liegen und an einander fort laufen. Sie sind alle funfzehn Schritte breit, ungefähr achtzehn Fuß hoch, mit großen Fenstern und einem reinlich gepflasterten Fußboden und die Wände mit Gemählden behängt. Jeder Kranke hat sein eigenes mit einem grünen Vorhange versehenes geräumliches Bette für sich allein, mit guten Matratzen, wollenen Decken und weißen Betttüchern, nebst einem grünen Oberrock und Hemden. Die Anzahl der Bettstellen beläuft sich nicht über zweyhundert und fünf, davon die im vierten Saale, ganz allein für äußerliche Krankheiten bestimmt sind. In jedem Saale sind beständig zween Brüder beschäftiget, die Kranken auf einen Wink zu bedienen, und ihnen die Arztneyen mit der größten Pünktlichkeit zu reichen. Zween Aerzte, welche die Charité besoldet, besuchen wechselsweise Quartale alle Morgen um sieben Uhr die Kranken. Außerdem hält sie auch zween Wundärzte, die sie in ihren Kuren unterstützt. Denn die Ordensgesetze bringen es so mit sich, daß sie die Kranken selbst pflegen und heilen, welches aber nur bey den äußerlichen Uebeln sein Bewenden hat. Ich habe gesehen, daß sich in der Morgenstunde eine Menge Leute mit äußer-

lichen

lichen Uebeln in der Charité einfanden, und bey dem Pater untersuchen und besorgen ließen, welches ihnen unentgeltlich geschieht. Aber in dieses Haus, wo überall Reinlichkeit, Sorgfalt, Stille, Uberfluß, und Ordnung im reichsten Maase, herrscht, kommen nur Mannspersonen und meistens solche, die besondere Empfehlungen für sich haben, und nicht venerisch sind. Wäre dieses Hospital so überlegt, wie das Hotel de Dieu, es würde bald eben so betrübt da aussehen, da hingegen jetzo sich Personen in demselben pflegen liessen, die nichts weniger, als aus der niedrigsten Sorte sind. Außerdem, daß in diesem berühmten Krankenhause Leute geheilt werden, ertheilen die heiligen Väter den Brüdern auch Unterricht in der Anatomie, Chirurgie, und Chymie mit, besonders habe ich viel Rühmens vom Pater Michel gehört. Auch Layen können Unterricht fürs Geld erhalten, und werden zugleich bey den Betten der Kranken zur Ausübung der Kunst, besonders der Chirurgie angeführt. Just so wie es im Hotel de Dieu gebräuchlich ist, wo der Oberwundarzt nie einen Stein schneidet, eine andere Operation macht, oder auch nur verbindet, ohne beständig von einem ganzen Trupp junger Leute umringet

zu seyn. Unstreitig ist die Charité eins von den besten Hospitälern in Europa, wenn von Ordnung, Reinlichkeit und guten Anstalten zur Verpflegung der Kranken die Rede ist. Sogar, daß diejenigen, welche offenbare Kennzeichen ihrer Genesung an sich haben, ehe sie völlig sich selbst überlassen werden, noch acht Tage in dem zur Charité gehörigen Hopital des Convalescens Rue du Bac bleiben müssen, wo sie unter einer guten und ausgesuchten Diät in einem Saale, der sechzehn gleich reinliche, jedem eigene Betten, und einen Zugofen hat, ihre völlige Gesundheit abzuwarten haben.

Doch für heute genug von Krankenhäusern. Ein königliches Vergnügen haben mir gestern die Säle verschaft, wo man die Haute und Basse Lisse wirkt. Die Manufaktur gehört dem Könige, und ist gewissen Entreprenneuren überlassen. Das weitläuftige Gebäude in dem die Arbeiter vertheilt sind, liegt in der Rue Mouffetard, Fauxbourg St. Marcel kaum funfzig Schritte von der Barriere ab, und hat außer den Webern auch eine eigene Färberey, in der man es sehr weit bringt, den Farben, und besonders der Scharlachfarbe, das beste Leben zu verschaffen. In den Webersälen

muß

muß man mit Erstaunen sehen, wie weit man es gebracht hat, ein vollständiges Gemählde mit der Nadel zu wirken, so genau wissen die Weber Licht und Schatten nachzumachen und auszudrucken. Die Arbeit selbst verrichten sie mit Spannen langen, spitzig zulaufenden oben nicht gar Fingersdicken Stäbgen, um deren obern mit einem kleinen Knopfe versehenen Theil, die Garne gewickelt sind, die unter dem Weben um die parallel laufenden Grundfaden, oder das was man die Kette nennt, herumgeschlungen werden. Auf den Grund ist das Dessein mit Kohlen aufgezeichnet, die Farben aber, und die Schattirung, nehmen sie von den vor sich habenden Bildern, und drucken dem zu Folge matte Farben mit wollenen, und brennende, mit seidenen oder mit metallenen Fäden aus. Die erste Erfindung dieser prächtigen Tapeten war die Basse Lisse, weil man aber fand, daß sie viel Zeit wegnahm, und so unbequem zu verfertigen war, so erfand man die Haute Lisse. Nur die besten Meister und größten Kenner sind, wie man mich versichert hat, im Stande, eine von der andern zu unterscheiden, so bald sie vom Weberstuhl genommen ist, denn während der Verfertigung

kann es ein Kind. Bey der Haute Lisse laufen die Grundfäden, oder die Kette, von den Bäumen vertical herunter, und der Arbeiter sitzt hinter dieser Wand, und wirkt in den vor sich habenden Fäden, ohne daß man ihn sehen kann. Das Original hat er neben und hinter sich. Der Arbeiter in der Basse Lisse hergegen, sitzt vor seinem Stuhl und die Fäden laufen horizontal an dem Baume vor ihm weg, so, daß er zwar mit eben solchen Stäben, aber unter sich arbeitet, ungefähr wie bey der Stickerey; oder überhaupt, der Erstere hat seinen Zettel vertical vor sich, und arbeitet auf der linken Seite, und der Letztere hat ihn horizontal vor sich und arbeitet auf der rechten Seite, beyde aber mit einerley Werkzeug, und das Stück wird auf einen Wellbaum aufgerollt. Man verfertiget nur sehr wenige Basse Lisse, und behält sie zum Andenken der kostbaren Erfindung bey. Niemand darf sich über die Theurung der Tapete wundern, wer überlegt, daß zu feinen Stücken, die besten Materialien genommen werden, und über ein einiges verschiedene Arbeiter Jahre lang zubringen.

Neben der Manufaktur der Gobelins, ist die Scharlachmanufaktur. Dieß Tuch

selbst

selbst wird auf den gewöhnlichen Stühlen gewebt, so wie andere Tücher geschoren und zur Färberey zugerichtet. Der Unterschied von andern Arten Scharlach besteht in der brennenden Farbe, in der guten Weberey, und in der Feinheit des Tuches. Die letztern würden sich aller Orten bey gleichen Materialien nachmachen lassen, welches aber bey der Farbe nicht angehen will. Man hat das Verfahren bey der Färberey lange sehr geheim gehalten, bis man endlich darhinter gekommen ist, daß man nirgends den Scharlach so schön färben kann, wenn man nicht auch zugleich Wasser aus der Bievre darzu hat. Dieser kleine nicht sechs Fuß breite Fluß, fließt in einem schlammichten schwarzen Boden hinter der Manufaktur der Gobelins und der Scharlachfärberey vorbey, und das Wasser zur Farbe für beyde wird daraus geschöpft.

Die Färber sprachen sehr offenherzig von ihrer Art zu verfahren. Ich sahe auch bey der Gelegenheit, daß zinnerne Kessel zu den hochrothen Farben, die aus der Cochenille gehen, nicht nöthig sind, wenn nur das Gut in Netze gethan wird, die aus Fingersdicken Stricken geflochten sind, und dadurch verhütet wird, daß es nicht an den Seiten des

kupfern Kessels anliegen kann. Denn alle ihre Kessel waren aus Kupfer, und nur in der Tapetenfabrik hat man einen zinnernen zum Ueberfluß.

Es ist noch eine andere berühmte Manufaktur hier, wo die großen Spiegel verfertiget werden. Ich habe sie heute gesehen, aber für mich nicht so unterhaltend gefunden, wie die Tapetenweberey. Das ganze Werk gehört dem Könige, und würde vielleicht in keiner, als einer so großen Hauptstadt, wie Paris, von Privatpersonen haben können unternommen werden. Die darzu gehörigen Gebäude liegen an dem äußersten der Faurbourg St. Antoine Rue de Rouilli. Die Art zu verfahren, bis die Spiegel mit Quecksilber belegt sind, hat gar nichts besonders, und was man nicht in allen Spiegelfabriken sehen könnte. In einem Saale der an der Erde liegt, werden die Platten geschliffen. Die untere liegt auf einem Gerüste, das einem Tische ähnlich sieht, und die obere die auf ihr herum getrieben wird, ist an eine große hölzerne Scheibe mit Handhaben an der obern Fläche angeküttet. Das erste Schleifen wird mit klarem Sand verrichtet, und in der Folge zärtere Pulver darzu genommen, die Schmergel zu seyn schienen. In einem

andern Saale beschäftigte man sich die geschliffnen Platten mit einem rothen Pulver, das mir wie Colcothar vorkam, zu poliren. Weiter wurde ich in ein Zimmer geführt, wo man Platten in einander passete, und zugleich gläserne Prismata verfertigte. Noch in einem andern Saal wurden die Platten mit Quecksilber begossen. In dem Magazine stunden gegenwärtig zum Belegen fertige Tafeln von neun Fuß in der Höhe, fünf Fuß in der Breite, und einem halben Zoll in der Dicke, aus dem reinsten Glase, welches seit der Zeit möglich ist, da man die neuen Werkzeuge die Platten zu gießen und zu walzen erfunden hat. Man hat mich versichert, daß noch höhere, und welche von siebenzehn Fuß verfertiget würden, die Platten werden vorzüglich von Cherbourg und St. Gobin hieher gebracht.

Auf dem Rückwege mußte ich bey der Bastille vorbey, und ich nahm Gelegenheit, sie so weit zu besehen, als man es einem Fremden erlaubt, da die Wachen nicht einmal einen langen Aufenthalt in dem vor der Zugbrücke und dem Wachhause befindlichen Hofe gestatten wollen. Eigentlich ist es nichts weiter, als eine alte Burg, von ungefähr dreyhundert Schritten, die ein längliches

Viereck

Viereck vorstellt. Sie hat acht runde in der Mauer stehende stumpfe Thürme, die mit dem Kastell von einerley Höhe sind. Nichts sieht trauriger aus, als die unregelmäßig zerstreuten kleinen gemauerten Fensterlöcher, die über dem Dache hervorstehenden kleinen Dächer der Wachhäuser, und die aus den Schießscharten gegen die Stadt hervorragenden Mündungen der Stücke. Das Kastell ist ringsherum mit einem senkrecht ausgemauerten Wassergraben umgeben, und wie es scheint, den Gefangenen alle Gelegenheit benommen, sich Gemeinschaft zu verschaffen. In diesem unglückseeligen Gefängniß, wo mancher sein Leben traurig beschlossen, verwahrt man Gefangene vom Range, die öffentlicher Verbrechen überführt sind, und auf Rechnung des Königs eingesteckt werden.

Das Zeughaus ist gleich neben der Bastille an der südlichen Seite und gewissermaßen ein Theil von ihr. Es war alles in Unordnung, und ich um deswillen der Gelegenheit beraubt, mir einen Zugang dahin zu verschaffen. Noch weiter Südwärts nach der Seine zu, liegt der zum Arsenal gehörige große Garten, der außer seinem Umfange nichts besonders hat, aus geschnittenen Hecken von Weisbuchen und Taxus, Alleen aus Linden

den und Rüstern, und gerade neben einander laufenden Spatziergängen besteht, und mit umgestürzten Geschütze ausgeputzt ist. Er ist immer offen, und macht für das dortige Quartier einen angenehmen Spatziergang aus.

Ich habe nicht weit von der Bastille in dem Quartier de St. Antoine einen öffentlichen Platz besehen, der dieser Gegend eine außerordentliche Zierde giebt, und überdieß noch zu einem öffentlichen Spatziergange dienet. Es ist die Place royale. Sie macht ein vollkommenes Viereck von ungefähr hundert und funfzig Schritten, das mit einem eisernen Geländer umgeben ist, und vier Hauptthore hat, davon das südliche nach der Rue St. Antoine hingeht. Die Fläche ist ein grüner Rasen, der von Spatziergängen durchschnitten wird. Der mittlere Theil erhebt sich etwas, und darauf steht ein weiß marmornes Piedestal, mit der Statue Ludwig des dreyzehnten zu Pferd aus Erz, in mehr als natürlicher Größe, die der Kardinal Richilieu 1639 errichten lassen. Die Aufschriften waren mir zu lang, sie abzuschreiben. Unterdessen haben Sie hier wenigstens etwas von einer:

Ludovico XIII. christianissimo
galliae regi et monarchae, justo,
pio, feliciti, victori,
Armandus Ludovicus Dux Richilieu
Ponendam curavit 1639.

Das Pferd wird vorzüglich an dieser Statue für gut ausgearbeitet gehalten, aber warum stellen die Künstler bey solchen Bildsäulen, die Pferde allemal in Bewegung vor, da sie doch ewig so bleiben müssen. Um die Place royale steht ein Viereck, von viermal neun prächtigen mit Arkaden versehenen Gebäuden. Allerhand Hindernisse haben mich seit etlichen Tagen abgehalten, mehreres zu sehen, daher ich jetzo abbrechen muß, doch nicht zu vergessen, daß ich bin ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris den 28. Jenner.

Ein Unfall den ich gehabt habe, hat mich einige Tage außer Stand gesetzt, zu handeln, wie ich wollte. Nun geht es wieder. Seitdem ich meinen letztern Brief an Sie geschrieben, habe ich verschiedene öffent-

liche

liche Gebäude besucht. Ich muß Ihnen doch um des Zusammenhanges willen einiges von dem, was ich gesehen habe, mittheilen. Zuerst bin ich an letzter Mittwochen im Pallast von Luxembourg gewesen.

Der Pallast von Luxembourg, ist ein unter der Regierung der Königin Maria von Medices, mithin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauter, und dem Könige zuständiger Pallast. Er liegt zu Anfang der Rue Vaugirard, auf einer kleinen Anhöhe, und schließt ein Quadrat von ungefähr zween und siebenzig Schritten ein. Er ist von einem grauen Sandsteine erbaut, aber das Hauptgebäude nur zwey und die Gallerien ein Stockwerk hoch. In der Mitte des vordern Gebäudes über dem Hauptthore, steht ein gewölbter Thurm, in dem Herr de la Lande seine Sternwarte hat. Den vordern Theil des Gebäudes verbinden die zwo Seitengallerien mit dem hintern Theil, der dem vordern gerade gegen über steht, und den viereckigten Hof mit ihm einschließt. Vor dem hintern Gebäude oder dem eigentlichen Schlosse, das etwas höher liegt, befindet sich eine Terrasse, die ein Geländer aus weißem Marmor begränzt. Die Seidengallerien haben Arkaden unter sich. Die

äußere

äußere Seite des Hauptgebäudes ist mit schönen Säulen, und obenher mit Statuen und Groupen verziert. Hinter dem Pallast ist ein sehr großer, bis an die Karthause gegen Mittag sich erstreckender Garten. Der dem Schlosse gerade gegen über liegende etwas tiefere Theil, hat Spatziergänge und Blumenbeete nach holländischer Art abgetheilt und ausgesetzt. Hergegen sind in dem westlichen und am weitesten fortlaufenden Felde, große Alleen von Lindenbäumen, die sich oben zusammenbiegen, auch hier und da, besonders an der Südseite, mit grünen Rasen ausgesetzte Ebenen und zu Wänden geschnittene Hecken. Die, nicht ohne Grund, wegen der daran angebrachten schönen Bildhauerarbeit, so sehr gerühmte Grotte, welche den im Garten, gleich vor dem Pallaste vorbeylaufenden Weg, an dem östlichen Ende schließt, dient dermalen den Spatziergängern zum Aergerniß aller Welt, zu einem förmlichen Abtritte. Man findet in diesem Garten vor und nach Tische eine anzählbare Menge Menschen, die sich der freyen Luft bedienen und promeniren. Doch sagt man, daß es eben nicht der vornehmste Theil der Einwohner sey, der hieher kommt; woran theils die von dem Mittel der Stadt entfernte

fernte Lage, theils der sich einschleichende Pöbel Schuld seyn kann.

Alles dieses aber ist mit den vortreflichen Gemählden, die im Luxembourg aufbehalten werden, nicht in Vergleich zu setzen. Denn auf der westlichen Gallerie befindet sich die von Rubens gemahlte Geschichte der Königin Maria von Medicis, der Gemahlin Heinrich des vierten, in ein und zwanzig Schildereyen in Lebensgröße. Sie sind an den vier Wänden der Gallerie, die einen Himmelblau und goldnen gekerbten Plafond hat, aufgehängt, nur zu bedauren, daß sie in diesem Saale an einem Orte sind, wo auch bey geöfneten Vorhängen nicht genugsames Licht einfällt, sie recht deutlich zu sehen, und dann, daß man um der Bequemlichkeit der Fremden willen, Windöfen in der Gallerie heizt, darüber zuweilen ein Rauch entsteht, daß man die Gemählde kaum erkennen kann, und wodurch sie nothwendig in der Folge von ihrer Schönheit verlieren müssen. Ein Schweitzer zeigt sie auf königlichen Befehl Jedermann unentgeltlich wöchentlich zweymal, nämlich Mittwochen und Sonnabend, und zwar in den Herbst- und Wintermonaten von eilf bis ein Uhr Vormittage, und im Sommer und Früh-

ling von vier bis sieben Uhr Nachmittage. Ueber dem Kamin hängt noch das Bild der Königin Maria, in Gestalt der Minerva, und zu beyden Seiten ihr Vater und ihre Mutter, nämlich der Herzog Franz von Toscana und Johanne von Oesterreich; ebenfalls in Lebensgröße. Rubens mahlte diese Stücke vom Jahr 1621 bis 1623. mithin in einem männlichen Alter, und zu einer Zeit, wo sein Geschmack völlig gebildet, seine Einbildungskraft noch nicht ermüdet, und sein Verstand scharf genug war erdichtete Schönheiten von wahren zu unterscheiden. Doch muß man wissen, daß zwar der große Meister die Grundrisse verfertiget, und die letzte Ausmahlung besorgt, die erstere aber seinen Lehrlingen überlassen habe, bis auf ein paar, die er ganz verfertigt, wie die Krönung im zehnten Stücke. Was mich an diesen Gemählden überhaupt in die größte Verwunderung gesetzt hat, ist die Lebhaftigkeit der Farben, die so zart sind, daß sie dem Auge ohne das geringste Fleck vorkommen, und überdies noch alle so frisch aussehen, als ob sie erst vor einem Jahre von der Palette abgetragen wären. Zum Beweiß, daß auch Rubens in der Farbenmischung, in ihrer Wahl in ihrem unbearbeiteten Zustande, und in der

Ver=

Verfertigung seiner Firnisse die größten Vortheile besessen haben muß. Es ist nicht möglich, daß man jemals durch ein Kupfer die Bilder so wird ausdrucken können, als wie sie sich dem Auge in Lebensgröße darstellen.

In dem ersten Gemählde das auf der Westseite des Saals neben dem Kamine hängt, ist das von den Parcen gesponnene Schicksal der künftigen Königin geschildert, denen Jupiter und Juno zusehen. Auf dem andern gleich darneben stehenden Stück, ist die Geburt der Prinzessin vorgestellt, welche die Stadt Florenz in der Gestalt einer Dame in römischer Tracht, aus den Händen der Juno empfängt. Mehr Vergnügen, als die beyden vorher genannten Stücke, hat mir das dritte Gemählde gemacht. Die junge Prinzessin steht, vor der sie unterrichtenden Minerva, vorwärts gebückt, mit Minen, die nichts als Lehrbegierde zeigen. Unvergleichlich ist die Gestalt, Farbe und Stellung an denen zur Seite stehenden größtentheils Grazien. So verdienen sie den Namen in der That.

Auf dem vierten Bilde, wo Heinrich der Vierte sich zur Wahl der jungen Maria entschließt, ist der König, so wie es zu erwarten

steht, kenntlich, und seine Augen sind starr auf das ihm vom Hymen vorgehaltene Bild geheftet. Im fünften Stück sieht man die Trauungsceremonie, wo die königliche Braut bey einem majestätischen Ansehen lauter Zärtlichkeit in ihrem Gesichte zeigt.

Sehr zusammengesetzt, und mit vielen ins Perspectiv gemahlten Gegenständen, ist auf der sechsten Vorstellung die Ausschiffung der neuen Königin zu Marseille. Die siebende Schilderey ist mehr um des Gemähldes und der Ausführung, als um der Erfindung willen, schön, und stellt die Stadt Lion vor, welche die Neuvermälten, als Juno und Jupiter in den Wolken, betrachtet. Noch mehr als das dritte Stück frappirt das achte, das die Geburt des jungen Prinzen Ludwig des dreyzehnten vorstellt, und das ich bey meinem Hierseyn noch mehr, als einmal ansehen mußte. Einmüthig wird es von Jedermann für eins der größten Meisterstücke gehalten, und kann die Einbildungskraft eines Mahlers stärker in Bewegung gebracht worden seyn? Man sollte wahrhaftig glauben, Rubens müsse die Königin bey der Geburt gesehen haben, da es außerdem unmöglich scheint, daß er Schmerz und Freude so lebhaft in ihr von Gefühl erhitztes Gesicht, indem sie sich

von

von dem Polster seitwärts, und etwas zurück beugt, um ihr kleines Kind zu sehen, habe bringen können. Alles ist aufs natürlichste an dieser von der Entbindung freyen Frau ausgedruckt. Selbst der fast ausgestoßene Pantoffel unter ihrem Fuße, erhöht das Leben des Gemähldes. Unter die vorzüglich schönen Stücke möchte ich auch das neunte Bild setzen, wo der König seiner Gemahlin die Regierung übergiebt, und der junge Dauphin zwischen ihnen steht, und voll Aufmerksamkeit zuzuhören scheint. Ganz vortreflich ist auch das zehnte Stück, das die Krönungsceremonie der Königin vorstellt. Hierbey fällt ihre in gewissermaße demüthige Stellung gut ins Gesicht, und nach dem sie so, wie in der Vorstellung als Minerva, zeigt, daß Sie eine sehr schöne Frau gewesen ist. Das eilfte Stück nimmt die ganze untere Wand der Gallerie ein, und ist unter allen das größte. An der Westseite, oder zur Linken, wird der ermordete König im Himmel aufgenommen, wo besonders seine gemachte Aufhebung in dem Glanz der Wolken etwas rührendes hat, ob man gleich nicht weiß, wie er gestorben ist, da die auffahrende Schlange, es nur zweydeutig anzeigt. Eben so ist auch die andere Hälfte gleich neben der

Thür, wo die Königin in Trauer auf dem Throne sitzt. Die folgenden Stücke finden sich auf der Ostseite der Gallerie, der vorigen gegen über, und gleich an der Thüre im zwölften. Die Regierung der Königin in einem Sinnbild vorgestellt, in dem die angespannten Tauben das angenehmste sind.

Das dreyzehnte Stück liefert die nach Pont de Cé gehende Königin. Sehr artig ist auch die im vierzehnten Stück vorgestellte Auswechselung der beyden Prinzessin, Isabelle von Bourbon und Anne von Oesterreich. Wiederum größtentheils emblematisch ist das funfzehnte Gemählde, das die glückliche Regierungsform der Maria schildert. Auf dem sechzehnten Gemählde übergiebt die Königin das Reich Ludwig dem dreyzehnten. Sehr rührend ist das siebenzehnte Stück, worauf die Flucht der Maria von Blois vorgestellt wird. Mit dem größten Nachdruck, sind auf dem achtzehnten Bilde die Affecten in den Gesichtern der Kardinäle, besonders ein Ueberfluß von Arglist in den Mienen des Kardinals de la Valette ausgedruckt. Im neunzehnten Stück ist der Friedensschluß vorgestellt; im zwanzigsten, wie er im Himmel bestätiget wird; und im letzten Stück, wie die Zeit die Ur-

sachen des Mißverständnisses entdeckt und der Wahrheit Platz macht. Man muß sich bey diesen herrlichen Gemählden nicht irre machen lassen, daß so vieles in Sinnbildern und durch heidnische Gottheiten ausgedruckt wird: da es nach dem Geschmack der damaligen Zeiten war, und ohne ähnliche Erfindungen, die an sich merkwürdige und rührende Lebensgeschichte dieser Königin trocken würde geworden seyn. Gelehrte können sich durch ihr Betrachten just in die Lage aller Umstände setzen, die damals vorgegangen sind, Künstler aber den Geschmack des Meisters zu ihrem Vortheil und seine Manieren im Ausdruck, Licht und Schatten, so kennen lernen, daß es ihnen an andern Orten nicht schwer fällt, seine ächten Stücke von Kopien zu unterscheiden. Man unternimmt zu Zeiten sie auszuputzen, wie eben jetzo. Zu wünschen ist, daß nicht plumpe Hände darüber kommen.

Ungeachtet dieses nur eigentlich die Hauptgemählde sind, um derentwillen man den Pallast von Luxembourg besucht, so findet sich doch, auf der östlichen Gallerie in vier Zimmern, noch eine Sammlung von kostbaren, dem Könige zuständigen Bildern, die sich von verschiedenen Künstlern, aus

verschiedenen Schulen des sechzehnten und nächst verflossenen Jahrhunderts herschreiben. Es wird einem jeden Fremden, der Zugang zu denselben in Beyseyn eines Schweitzers in den nämlichen Stunden und Tagen verstattet. Ich übergehe die Auszierungen der Zimmer mit schönen Tapeten, Spiegeln und marmornen Tischen, da es eigentlich die Gemählde sind, welche einen, sie zu besuchen, antreiben können. Die Anzahl aller Stücke beläuft sich auf mehr, als hundert und dreyzehn, die zum Theil auf Holz, auf Kupfer, auf Leinwand, oder auch mit Pastellfarben gemahlt sind. Wenige darunter stellen die Gegenstände in Lebensgröße vor, und sind daher für mich nicht so reizend, wie sie außerdem seyn würden. Zu dem kommt noch, daß die Stücke sehr in einander hängen, weil die Zimmer klein sind; und durch die Dunkelheit der zween mittlern Säle verliert ihr Ansehn noch mehr. In der kleinen Gallerie finden sich auch einige sehr hochgeschätzte Stücke, die schon an und für sich nicht viel Licht haben, wie Num. 28. eine Sündfluth von Poussin, und Adam und Eve im Paradiese von eben demselben, ob gleich das letztere lichter ist, als das erste.

Mir deucht, die angenehmsten und künstlichsten Stücke befänden sich in der großen Gallerie, wo zum Exempel Num. 110, das größte unter allen, mitten im Zimmer auf einem Gestell ausgesetzt ist, und die aus dem Tempel vertriebenen Verkäufer vorstellt. Die Flucht der Verjagten ist sehr gut ausgedruckt, aber lächerlich, daß eine alte Frau mit der Brille auf der Nase, der Begebenheit mit Erstaunen zusieht. Man findet oft in den Gemählden der größten Meister solche chronologische Fehler, die man aber, um des übrigen Guten willen, leicht übersehen kann. Das Bild ist von Jakob Jordans 9 Fuß hoch und $13\frac{1}{2}$ Fuß breit. In dem ersten Zimmer steht gleich beym Fenster eine von Rubens gemahlte Kreutzigung Christi, die, wie mir deucht, besonders in Absicht auf die Farbe des Gekreutzigten, sehr gut ausgeführt ist. Auch die vom Weinen rothen Augen und Wangen der zu Füßen liegenden Magdalene, schienen mir unverbesserlich ausgedruckt zu seyn. Noch ist in eben dem Zimmer, dem vorigen gerade gegen über, neben der Thüre ein Gemählde, das vom Holze abgenommen und auf Leinwand getragen worden. Es stellt eine Frau vor, die sich mit der Nahrung und Erziehung ihrer

Kinder abgiebt. Andre del Sarte hat es gemahlt, und ob es gleich an sich so außerordentlich nicht ist, so wird es um des Kunststücks willen, daß es vom Holze auf Leinwand gebracht worden, geschätzt.

Ungemein schön ist auch, das Begräbniß Christi vom Titian mit Num. 101. bezeichnet. Mir deucht, man könnte einem todten Körper nicht natürlicher in Absicht auf die Schlaffheit seiner Muskeln, und die graugelbe Todtenfarbe abbilden. Le Sueur hat Christi Geiselung geschildert, sie ist mit Num. 40. bezeichnet und gleichfalls mit vielem Leben gemahlt. Eine Mutter Gottes mit dem Kinde und dem heiligen Johannes auf Holz $3\frac{2}{3}$ Fuß hoch und $2\frac{1}{2}\frac{1}{2}$ Fuß breit, ist ebenfalls ein schönes Stück vom Raphael. Sehr wohl hat mir auch Num. 85. gefallen, wo die vom Jupiter im Schlafe betrachtete Antiope sehr schön ausgedruckt ist. Die Stellung einer schlafenden Person kann nicht natürlicher vorgestellt werden. Das Bild ist $5\frac{3}{4}$ Fuß hoch und $3\frac{1}{4}$ Fuß breit, und vom Corregio gemahlt. Num. 83. stellt den heiligen Bruno vor, ist ebenfalls eins von den besten, und rührt vom Mole her. Esther vor dem König Ahasverus, vom Coypel auf einem Gemählde von $3\frac{1}{4}$ Fuß Höhe

und

und $4\frac{1}{4}$ Fuß Breite, ist ebenfalls sehr rührend vorgestellt. Doch ich muß mich hierbey nicht zu lange verweilen. Ich würde, ohne ein dickes Buch davon zu machen, die auf den übrigen Stücken gemahlten Gegenstände nicht genau angeben können, und doch nicht im Stande seyn, bey Ihnen das lebhafte Gefühl zu erregen, das man bey Anschauung verschiedener hier ausgestellten Gemählde erhält. Ehe man sich daran macht diese Gallerie insbesondere durchzugehen, so muß man sich nothwendig von dem Schweitzer ein Verzeichniß der vorhandenen Stücke geben lassen, das eine Büchelgen von 48 Seiten in Octav ausmacht, und wofür man ihm etwa 24 Sols bezahlt. Man hat dafür noch den Vortheil, daß die Aufseher etwas williger sind, das noch zu erläutern, wovon das Werkchen schweigt.

Gestern habe ich vorzüglich zugebracht, den Louvre von allen Seiten zu besehen, nebst seinen Abtheilungen, in so weit sie von außen bemerkt werden können. Da ich aber weder der Baukunst, noch der nöthigen Kunstwörter mächtig bin, so müssen sie mit einer sehr unvollkommenen Beschreibung verlieb nehmen. Ungeachtet er nicht vollkommen fertig ist; so sieht man doch wohl, daß es die

Woh-

Wohnung einer Person seyn soll, die über ein großes Volk herrscht. Das Gebäude ist ein Viereck von ungefähr 76 Toisen, oder 456 Fuß, nahe an der Seine auf der nördlichen Seite zwischen dem Pont neuf, und dem Pont royal, davon der westliche Theil der alte, und der östliche der neue Louvre genannt wird. Diejenigen, die der Baukunst kundig sind, gestehen einmüthig, daß es ein sehr schönes, und der Nation Ehre bringendes Gebäude sey. Besonders bewundert man an dem neuen Louvre die über dem Hauptthore zu beyden Seiten fortlaufenden acht und zwanzig ausgekehlten Säulen mit ihren Architraven. Durch Beyhülfe der Seitengebäude, davon das südliche dem Flusse gegen über steht, schließen die beyden Hauptgebäude einen völlig viereckigten Hof ein, von drey und sechzig Toisen, oder hundert acht und funfzig Schritten. Zierrathen von Bildhauerarbeit sind überall an den Capitälen in der größten Vollkommenheit und in Menge angebracht, besonders schätzt man eine Auslegung mit Gold an der südlichen und östlichen Seite des westlichen Theiles des Louvre, zunächst am südlichen Seitengebäude gleich unter dem Dache, sehr hoch. Doch deucht mir das Metall davon das wichtigste zu seyn.

Die Erbauung des alten Louvre hat schon im Jahr 1528 unter Franz dem ersten ihren Anfang genommen; Ludwig der Vierzehnte, aber den Hauptheil des neuen Louvre zugesetzt. Man bauet gegenwärtig wieder an diesem unvollendeten Werke, und vermuthet, daß einer von des Dauphins Brüdern seine Residenz hier nehmen werde. Außerdem sind die gegenwärtig bewohnbaren Zimmer, theils großen Künstlern in der Mahlerey und Bildhauerkunst, theils einigen geistlichen Personen von Range, angewiesen, theils dienen sie zur Zusammenkunft der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und der Innschriften. So, wie in den untern Sälen des eigentlichen alten Louvre, zur Bildhauerkunst gehörige Stücke aufbehalten werden. Den Platz vor dem Hauptthor nach dem Pont neuf zu, oder den östlichen, beschäftigt man sich gegenwärtig aufzuräumen, da er mit Schutt angefüllt, hügelicht und ungleich ist, und den an der hintern Seite des alten Louvre, wenn er fertig und gepflastert seyn wird, an Schönheit und Größe übertreffen muß.

Ich bin heute in eine Halle des westlichen Louvre im Schloßhofe geführt worden, wo eine große Anzahl Modelle aus Gips von

solchen Statuen stehen, die in dem königlichen Garten zu Versailles, und in den Thuillerien in Marmor, oder Erz ausgeführt sind. Was ich am vortreflichsten da angetroffen habe, ist die von Coustou für den König von Preussen nach Sanssouci verfertigte Venus. Ein Künstler, der mich begleitete, sagte zwar, sie käme der Mediceischen nicht bey; allein es war der nicht, der dieses schöne Stück ausgearbeitet hatte. Außerdem stand noch eine Diane, ein Kastor und Pollux, ein Milon, der den Baum nicht zerrisse, und von einem Löwen darüber gefressen wurde, und andere da, zum Beyspiele, eine mediceische Venus, ein Jupiter und ein Bacchus, die aber zum Theil zerstümmelt und unscheinbar sind. In dem Theile des Louvre der außer dem Hofe steht, und an den südlichen anschließt, sind die Säle, wo die königliche Mahlerakademie ihre Stücke jährlich einmal, und wo ich mich nicht irre, am St. Ludwigs Tage, aussetzt. Eben daselbst verwahrt man in zween an einander stoßenden Sälen eine große Menge neuer Gemählde von Künstlern dieses Jahrhunderts, desgleichen verschiedene Statuen und Groupen aus Marmor, die nicht schlecht sind. Ich habe, die ganze Sammlung so flüchtig durchgehen müssen, daß ich mich in keine

weitere

weitere Anmerkungen einzulassen getraue. Neben den Bildersälen ist die Schule, wo sich junge Künstler in der Zeichen- und Bildhauerkunst üben. Ich bin den Abend von sieben bis acht Uhr ebenfalls zugegen gewesen, und habe diesem Geschäfte zugesehen. Der nakende Mann stand in der Mitte, und ringsherum befanden sich mehr als hundert junge Leute, die ihn zum Theil in Thon nachformten, theils abzeichneten. Da ihn Jeder in einer andern Stellung und Gestalt sahe, so konnte auch keine dieser Nachahmungen der andern gleichen, so lange der Zeichner allemal den nämlichen Ort einnahm, welches er natürlich bis zu Endigung seines Stücks thun muß. Der Kerl war wohl ausgesucht, und stark von Gliedern und Fleisch, fast wie der sterbende Fechter. Die Zeichner hatten ihre Sitze auf einer Art von um ihn herumlaufenden Orchester. So wie ihre Stücke gut gerathen, werden sie von den übrigen ausgesucht, und zur weitern und sorgfältigern Unterweisung aufgenommen. Unter diesen wird wieder eine Auswahl gemacht, und unter denen diejenigen, die sich am besten zeigen, auf königliche Kosten nach Italien, besonders nach Rom geschickt, wo sie einige Jahre bleiben müssen, bis sie sich in ihrer

Kunst

Kunst vollends ausgebildet haben. Die Belohnungen, welche auf die jungen Künstler warten, und die gewisse Hofnung in dieser Hauptstadt für gute Stücke Lob davon zu tragen, feuert sie an, und macht, daß immer einer den andern zu übertreffen sucht. Auch so gar diejenigen, denen die Natur die Kräfte, etwas zu leisten, versagt hat, und die von den obern Uebungen ausgeschlossen werden, geben noch in ihrer Art gute Steinmetzen und erträgliche Tapetenmahler ab, so, daß man auch durch diese königliche Veranstaltung etwas besseres und vollkommeneres im Kleinen hat, als in vielen andern Orten. Durch diesen Vorzug in der Unterweisung gelangen sie auch frühzeitig zu einer ungemeinen Fertigkeit ein gesünderes Urtheil über Stücke aus der Mahlerey und Bildhauerkunst zu fällen; als alle unsere hochgelehrten Schriftsteller, die von nichts, als bildenden Künsten, und Werken der Kunst reden, und davon die wenigsten in ihren Leben einen nackenden Menschen gesehen haben. Schränkte die französische Nation ihr Eigenlob auf solche Dinge ein, wo jedermann ihre Vorzüge einsehen und erkennen muß, so würde man ihr mit weniger Eckel zuhören, als es außerdem unvermeidlich ist. Der Aufseher

her über das Bilderkabinet begnügt sich mit drey oder vier Livres, wenn er einem Fremden außer der Zeit die Säle sehen lassen soll. Ich habe mich diesen Abend noch müder geschrieben, nachdem ich heute vom Sehen bereits ziemlich erschöpft worden war. Ich will also die Ruhe suchen, da ich gewiß im Voraus sehe, daß mir der morgende Tag neue reizende Gegenstände zu betrachten verschaffen wird. Leben Sie wohl, und wünschen Sie eben das unsern Freunden in meinem Namen.

Dreysigster Brief.

Paris den 31. Jenner.

Sie schrieben mir, daß ich nicht vergessen sollte, die Wachsarbeiten der Mademoiselle Biron aufzusuchen; allein ob sie gleich noch lebt, auf der Estrapade wohnt, und sie auch vorzeigt, so spricht man doch nicht viel mehr von dieser Wachsanatomie der Jungfer Biron; ungeachtet ihre Arbeit das größte Lob verdienet, da sie ganz nach den Zeichnungen gemacht ist, die sie bey ei-

ner Mählerey im königlichen Garten verfertigen sehen. Ich bin auch deswegen nicht zu ihr gegangen. Hergegen habe ich am Sonnabend ein Kabinet von Theilen des menschlichen Leibes in Wachs verfertiget durchgegangen, das mir völlige Genugthuung gegeben hat. Herr Pinçon ein junger Wundarzt, den der Marquis von Courtenveaux, ein Gelehrter, besonders die Astronomie und Physik liebender Herr, bey sich unterhält, hat sie verfertiget. Er hat auch die Entwickelung des Hühngens im Eye durch alle seine Stufen auf die nämliche Art ausgearbeitet. Die Schönheit seiner Stücke erhält er mehr durch seinen unermüdeten Fleiß, als durch besondere Geheimnisse, doch sucht er zu seiner Arbeit immer das beste und härteste Wachs aus. Die Farben giebt er demselben ohne große Vortheile, die Arbeiten selbst verrichtet er größtentheils mit einer Nadel. Er hatte auch einen schönen Hahn, und einen geschundenen in der Gestalt des fallenden Fechters, den er aus einer Menge Leichen in der Charité genommen. Die Eingeweide des Unterleibes waren in einer seiner Wachsfiguren ins Große, nebst den Blutgefäßen aus der Pfortader, über alle Erwartung schön ausgedruckt.

Monsieur Pinçon führte mich zum Herrn Fracquenard, der ehedem bey der Vieharzteneyschule zu Charenton, als Zergliederer gestanden hat, aber nun von diesem Orte abgekommen ist; weil er zu viel für ein solches Geschäfte verstanden hat, und jetzo von ein paar hundert Livres Pension in seinem Kabinet lebt. Es besteht aus einer Menge von Menschen und Thieren, besonders von ihm selbst verfertigten Präparaten. Er hat eine Menge schöner Ausspritzungen, wovon die Adern selbst durch die Fäulniß weggenommen worden, und der Einguß stehen geblieben ist, welches vorzüglich von den Eingeweiden gilt. Ich habe bey ihm meine Augen weiden können, und muß gestehen, daß er viele Stücke hat, die ein Lehrer der Physiologie sehr gut nutzen würde. Beyde Herren könnte man leicht bey der Beurtheilung ihrer Arbeiten für etwas anders, als Franzosen halten; und ich erwähne dieser Kabinete, ungeachtet sie nur Privatpersonen zugehören, um der Genauigkeit der darinnen enthaltenen Stücke willen.

Da ich den Vormittag so viel Künstliches im Kleinen gesehen; so bin ich den Nachmittag mit Betrachtung einer desto größern Arbeit beschäftiget gewesen, ich meyne die Gallerie des Louvre. Stellen Sie sich ein Ge-

bäude vor, das dichte an Louvre anschließt, und längst dem nördlichen Ufer der Seine herunter, bis an die Thuilleries läuft: so haben Sie einen Begrif von der Länge, die gegen 450 französische Fuß beträgt. Eigentlich besteht es nur aus einer einigen Gallerie die den Louvre mit den Thuillerien verbindet, und gegen den Fluß die schönste Facade macht. Die Thore gehen von dem Quais in die auf der andern Seite befindlichen Höfe und Straßen. Die Seiten sind von architektonischen Auszierungen voll, und daß es ganz von Steinen ist, versteht sich ohne dieß; weil sie nahe am Flusse liegt, so sind die Thore nicht mehr zu passiren, sobald die Seine austritt. Ich habe gesehen, daß das Wasser halben Manns hoch unter dem einen Thore gestanden hat. Eine sehr große Unbequemlichkeit in der Nähe eines solchen Pallastes. Es wohnen verschiedene Künstler hier, außerdem soll man auch die Plane aller französischen Vestungen daselbst aufbehalten, die aber Niemand öffentlich gezeigt werden.

Am Sonntage Frühe habe ich mich noch einmal im Hotel de Dieu umgesehen, und mich mehr, als jemals gewundert, daß sich so schöne, junge, artige Schwestern in eine

schwarze Kutte und einen weißen Schleyer hüllen, um im Stande zu seyn, alle schmutzige Wäsche von den Kranken wegzunehmen, und ihren Unflath an ihre weichen Hände zu schmieren. Irrende Ritter könnten verleitet werden, sich ins Hotel bey gesunden Gliedmaßen zu begeben, um nur die Bedienung eines solchen schönen Mädgens zu nutzen.

Es hat mich nicht gereuet, daß ich den Nachmittag darauf ins Palais Bourbon gegangen bin, welches die Winterresidenz des Prinzen von Condé, und des jungen Herzogs von Enguien ist. Es liegt an dem äußersten südwestlichen Ende von der Stadt, ganz nahe an der Seine Rue de l'Université, und hat, alle Gebäude mit inbegriffen, ein paar große Vorhöfe, das Hauptgebäude ist in italienischem Geschmack aufgeführt, von einem Stock ohne Aufsatz, und oben her mit Statuen besetzt. Ungeachtet man ihm den Vorwurf macht, daß es zu niedrig sey, so scheint mir doch die Bauart solches mit sich zu bringen, und überdies nimmt sich die Facade von der Seite des Flusses ungemein gut aus. Alle Zimmer, die mir gezeigt worden, sind Rez de Chaussee, dahin rechne ich einen ovalen Speisesaal der mit rothem seidenen Zeuge ausgeschlagen und möblirt ist. In andern Zim-

mern findet man Tische aus bunten, und besonders grünen Marmor, Spiegel, die die ganzen Wände einnehmen, Aufsätze von dem besten Porcelain, worunter besonders vieles aus Seve ist. Ich habe ein Zimmer gesehen, wo die Stůhle von so kostbaren Schnitzwerke waren, daß man mich versichert hat, das Gestell zu jedem koste 1200 Livres. An die Lähnen, waren Mädgen geschnitzt, worzu man Originale sitzen lassen. Sie hatten Polster von dem reichsten Stoff, weiß mit bunten Blumen. In einem andern hängen die unter dem Commando des åltern Condé erfochtenen Siege auf sehr großen Gemåhlden. Auf der westlichen Seite des Pallastes liegen die von außen grün angestrichenen sogenannten Petits Apartements. Ich muß aber gestehen, daß sie meine Neugierde nicht weiter rege gemacht haben. Ich konnte mich an der Pracht der Tapeten von Haute Lisse, an den Stůhlen, Tischen, marmorn Kaminen, Vergoldungen und so weiter begnügen, die in einem solchen Grad herrlich sind, daß man zuverlåßig im ganzen Reiche nichts vollkommeners in der Art sehen kann. Es ist noch alles ganz neu. Worbey mir es doch besonders vorkam, daß man in einem Pallast, wo eine solche Größe in allen Dingen

gen herrscht, in dem Vorsaale gipserne Statuen mit einem Erztanstrich aufgesetzt hatte.

Heute habe ich mich ein wenig mit dem königlichen Kräutergarten in der Rue Faurbourg St. Victor bekannt zu machen gesucht, und wenn ich gleich seine Reichthümer um der Jahrszeit willen nicht hinlänglich werde schätzen können: so hoffe ich doch wenigstens einen allgemeinen Begrif von seiner Einrichtung zu erhalten. Ein Theil der zu den Kräutern bestimmten Felder und Beete liegt längst der Nordseite herunter. Von der vordern Seite umschließt sie eine Hecke aus Ibenbaum und Stechpalmen, an der hintern Seite aber stoßen sie an den Fuß einer Anhöhe, und die beyden kalten Gewächshäuser; das untere davon war von spanischen und italienischen überwinternden Kräutern voll, die man in Töpfen hält, und sie mit dem Frühjahr sogleich wieder in die Beete pflanzt. Man war jetzt beschäftigt alles umzugraben, und sie neu einzusetzen. In dem obern, oder ersten Hause befande sich etwas Orangerie, und wiederum perennirende Pflanzen aus allen gemäsigtern Himmelsstrichen, darunter mir doch keine ganz unerwartet vorgekommen sind. In eben dieses Feld werden auch die Sommergewächse ausgesäet. Die auf der

südlichen Seite herunter laufenden, und mit Buxbaum eingefaßten Beete, waren insgesamt mit Sträuchen und überwinternden Pflanzen aus Europens kältern Gegenden angefüllt; doch so, daß ich keine genaue Ordnung unter ihnen wahrgenommen habe. An der südlichen Seite des Gartens ist noch eine andere Einfassung, die voll ausländischer Bäume und Stauden stand, und von den Hauptgarten ganz abgesondert zu seyn scheint: durch den von Beeten freyen Raum, laufen in der Länge und Breite Alleen und Spatziergänge, aus geschnittenen Hecken von Ibenbaum, oder Taxus, besonders in dem östlichen Theile, die zum öffentlichen Gebrauche Jedermann zu besuchen erlaubt ist. Die warmen Häuser stehen auf der am nördlichen Theile des Gartens liegenden Anhöhe, und sind auf der hintern Seite von einem kleinen Tannenwalde gedeckt. Es sind etliche an der Zahl, und jedes ist so eingerichtet, daß es eine nur geringe Anzahl Pflanzen enthalten darf. Sie haben lothrecht stehende Fenster, und werden durch Kanäle geheitzt. Ziemlich reich waren sie doch im Geschlechte des Mesembryanthemum, das jetzo mehrentheils in der Blüthe stand. Ich habe nicht bemerkt, daß man durch die Kunst allerley Arten von

Erdreich

Erdreich nachzumachen gesucht hätte, wie ich es in einem solchen Garten erwartete, wenn ich das kleine Wäldgen ausnehme. Auch schiene er mir nicht außerordentlich reich zu seyn: denn ungeachtet der Gärtner die Anzahl der Pflanzen auf acht tausend angab, so bin ich doch überzeugt, daß man nicht viel über vier tausend würde haben zusammen bringen können. Die Länge des ganzen Gartens, vom Thore an, bis an die äußerste Mauer, beträgt nicht mehr, als neun hundert, und die größte Breite fünf hundert und zween Fuß.

Ich habe verschiedene mal der Schweitzer zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Ein Mensch der an dem Hauptthore eines Pallastes, oder eines andern öffentlichen Gebäudes, in einem kleinen Käfig mit einem Fenstergen steckt, und auf alles, was ein- und ausgeht, lauert, um ihm höflich, oder grob zu begegnen, nachdem es seine Absichten erheischen, heißt ein Schweitzer; trift sich es nun, daß er einen blauen Rock, mit roth und weißen Sammtschnüren und ein gleichfarbiges Degengehänge über die Achseln mit einem Degen trägt, und in einem königlichen Gebäude den Thürwächter abgiebt: so heißt er ein königlicher Schweitzer, und wird um

deswillen auch desto impertinenter. Dieses Menschengeschlecht, das mehrentheils aus der französischen Schweitz zu seyn vorgiebt, ist fast durchgängig das gröbste Volk, das auf dem ganzen französischen Boden lebt. Inzwischen ist es schlechterdings unmöglich in Paris ohne ihren Beystand fortzukommen. Daher ich einem jeden, der den Zugang zu irgend etwas sehenswürdigen verlangt, rathe, daß er sie so bald, wie möglich, von seiner Erkenntlichkeit mit einer kleinen Vergeltung von etwa drey Livres versichere: weil sie insgemein diejenigen sind, welche Palläste, Gärten und so weiter zeigen, und ihre Bereitwilligkeit zu dienen auf ein Haar nach der zu erhaltenden Belohnung abmessen.

Ich habe heute noch einem meiner guten Freunde von etwas zu benachrichtigen, und würde übel daran seyn, wenn ich ihn in seinem Viertel aufsuchen müßte, da er ungefähr eine kleine Stunde von mir wohnt. Was vor eine große Bequemlichkeit ist es also nicht, daß man in einer solchen unermeßlichen Stadt eine sogenannte petite Post hat. An allen Ecken und in allen Winkeln der Straßen wohnt Jemand, der die an ihn gegebene Briefe abnimmt, und sie dem zu demselbigen Quartier gehörigen Briefträger über-

liefert. Alle Briefe werden durch diese Leute nach der Generaloffice, die in der Rue des Dechargeurs ist, gebracht, eingetragen, und durch die zu einem jeden Quartier gehörigen Briefträger, richtig bestellt. Man kann auch die Briefe unmittelbar an diese Briefträger zur Bestellung geben, die den ganzen Tag von Frühe bis um eilf Uhr, und Nachmittage von zwey bis um zehn Uhr alle Straßen unaufhörlich auf und ablaufen, und ihre Gegenwart mit einer Klapper anzeigen, die eine eiserne an ein Bretgen beweglich angebrachte Handhabe ist; und wie man mir gesagt hat, Tenebre genennet wird. Auf solche Art kann man Abends Antwort auf einen Vormittag, und Morgens auf einen Nachmittag abgegebenen Brief erhalten. Jeder kostet zween Sols, es sey nun, daß man ihn beym Abliefern, oder beym Empfang bezahlt.

Die Witterung ist hier viel gelinder, als bey uns. Den ganzen Jenner durch habe ich die Schuhflicker und Strumpfflickerin an den Ecken der Straßen in ihren kleinen Buden sitzen, und arbeiten sehen, zufrieden, wenn sie nur der Regen nicht weggeschwemmt hat. Außerdem scheint es, daß man hier mehr Kälte vertragen könne, als unser Volk,

das bey ähnlichem Wetter ein höllisches Feuer in ihren Oefen macht, und sich dichte daran setzt. Wenn man aber wenig, oder gar keinen Schnee sieht, und die unermeßliche Menge Dünste, die unaufhörlich aufsteigen, und als Regen wieder zurückkommen, so scheint mir die Wärme, welche die Stadt mit ihren lebendigen Geschöpfen und unzähligen Feuern geben muß, ein genugsamer Grund davon zu seyn.

Ich werde Morgen zum erstenmale nach Versailles reisen, und alsdann eine neue Gelegenheit bekommen, Ihnen etwas von mir hören zu lassen. Leben Sie bis dahin wohl &c.

Ein und dreyßigster Brief.

Paris den 3. Hornung.

Meine Reise ist gemacht lieber J—st—n. und so ausgefallen, daß ich damit zufrieden bin. Wer kann aber auch wohl nach Versailles, als ein Neuling kommen, der nicht mehr erstaunenswürdige Dinge sähe, als er erwartet hat. Außer einem großen bedeckten Postwagen, worauf wenigstens

zehn

zehn Personen zu sitzen im Stande sind, der alle Morgen um acht, und Nachmittage um zwey Uhr von Paris nach Versailles geht, kann man noch in dem nämlichen Posthaus, nahe bey dem Pont royal, wenigstens alle Stunden einmal einen viersitzigen Wagen antreffen, der dahin abreißt. So bald nämlich eine Gesellschaft von vier Personen beysammen ist, oder die dahin Abgehenden sich gefallen lassen, das volle Postgeld zu entrichten, welches auf jede Person drey Livres, und für den Postillion zwölf Sols beträgt, so muß ein Wagen fort, welches, besonders Frühe, fast alle Viertelstunden geschieht. Besteht die Gesellschaft nur aus zwo Personen, so kann man eine zweensitzige geschlossene Chaise fordern, die man einen Pot de Chambre nennt, auf zwey Rädern steht, und in Riemen hängt, hinten noch einen Riemen zum Sitz für Bediente hat, und mit zwey Pferden bespannt wird. Der Preiß ist der nämliche und die Zeit, die man von Paris bis dahin zubringt drittehalb bis drey Stunden, ungeachtet es vier starke, oder fünf kleine Stunden Wegs ist.

Um eilf Uhr gieng ich mit meinen drey Reisegefährten, die Kaufleute waren, vom Pont royal ab. Der Weg ist eine sehr gute

anfäng=

anfänglich zu beyden Seiten mit Laternen besetzte Chaussee, und lauft in der Ebene beständig zwischen Aeckern und Weinbergen am nördlichen Ufer der Seine fort, die man jetzo noch immer neben sich fließen sieht, bis sie sich endlich mehr zur Linken nach dem Berge hin krümmt. In der Nähe von Seve geht man über eine Brücke, die von Holz, und ziemlich fürchterlich zu passiren ist, wenn der Strohm eben angelaufen. Sobald man zwo Stunden zurückgelegt hat, so kommt man nach Seve, als dem halben Weg. Das Erdreich ist in der ganzen umliegenden Gegend ein bräunlicher Thon und überaus fruchtbar. Seve selbst ist ein großes Dorf, das mehrentheils aus Wirthshäusern besteht, hauptsächlich aber wegen der dasigen Porcelainfabrik berühmt, welche dem Könige gehört. Die darzu bestimmten Gebäude, die einem großen Schlosse ähnlich sehen, liegen jenseit des Dorfs, am Wege gegen Mittag. Das Porcelan, das hier verfertigt wird, hat eine große Vollkommenheit; auch mahlt man es mit der größten Kunst, ob es gleich den Werth des ächten Sächsischen noch nicht hat. Von Seve aus geht der Weg wieder etwas Berg an, und läuft, als eine sehr gute Chaussee, mit einer Allee von drey Reihen

Bäume

Bäume auf jeder Seite fort. Man hat zur Linken ein prächtiges Landschloß, und kommt nun auf eine weitere Ebene, die bis nach Versailles anhält. Eine halbe Stunde von der Stadt werden die Alleen für Fußgänger doppelt, so, daß drey Reihen Lindenbäume, auf jeder Seite neben der Chaussee hinlaufen.

Das Erdreich ist ein bräunlicher Thon, und die Felder sind zum Ackerbau verwendet, kleine Wiesen, die zur Seite liegen, ausgenommen. Nach drittehalb Stunden waren wir in Versailles. Man hatte mir das Hotel de la Fleur de lys angepriesen. Ich habe also auch daselbst meinen Aufenthalt gesucht, und bin so ziemlich mit diesem Gasthof, welcher der Wache gegen über ist, zufrieden gewesen. Versailles wird eben so wohl, wie viele andere Orte die keine Mauern und Wälle, aber um ihrer Größe willen städtliche Einrichtungen haben, mit unter die Städte gerechnet. Es hat zwar eine etwas ungleiche Lage, und nicht überall sehr in die Augen fallende Häuser, sieht aber äußerlich bey den geraden, wohlgebauten und gut gepflasterten Straßen besser aus, als Paris. Zur Nachtzeit werden die letztern aller Orten mit schwebenden Laternen erleuchtet, welches ebenfalls nach dem Schlosse zu eine

präch=

prächtige Aussicht macht. Die Einwohner bestehen außer den zu dem Hofe gehörigen Personen, aus Leuten von allerley Gewerbe, und ihre Anzahl kann sehr leicht, die Soldaten und Geistlichen mit eingerechnet, auf achtzehen tausend steigen. Die Lebensart, die Tracht, der Preiß der eßbaren Waaren, und alles übrige ist völlig so, wie in der Hauptstadt. Weil ich mein Empfehlungsschreiben nicht gleich abgeben wollte, so machte ich mit einem französischen Geistlichen Bekanntschaft, der ebenfalls in dem Gasthof abgetreten war, und ersuchte ihn, mir einen allgemeinen Begrif von Versailles zu verschaffen; worzu er sich auch sehr bereit finden ließ. Ich muß überhaupt sagen, daß ich von denen Herren in Frankreich, die, besonders in der Hauptstadt, ein schwarzes, kurzes Mäntelgen, und auf der runden Peruke, oder ihren rund frisirtem Haare ein kleines lakirtes ledernes Deckelgen, ferner einen schwarzen Rock, und einen schwarzen weiß überzogenen Ueberschlag tragen, und Abbe's genennt werden, viele Gefälligkeit und Freundschaft genieße. Ich rathe auch einem jeden, der in dieses Land reißt, sich so sehr an sie anzuhängen, als es ihm möglich ist. Da ihre Geschäfte nicht so überhäuft

sind,

sind, so können sie einem Fremden ehe einen Augenblick schenken, ihr Stand giebt ihrem Wort und ihrer Empfehlung ein Gewicht, sie sind aller Orten willkommen, und man sieht oft einen Wagen rollen, in dem Niemand steckt, als eine schöne Dame und ein kleiner blasser Abbé, gewiß kein Schweitzer wird einem solchen Thiergen, oder seiner Gesellschaft übel begegnen.

Sie besitzen auch insgemein einige Kenntniß, wenigstens in den schönen Wissenschaften, ungeachtet der, mit dem ich hier bekannt wurde, beynahe nicht wußte, daß die Protestanten Christen wären, und doch so viel vorstellte, daß er gekommen war, als ein Begleiter, der Ceremonie der Ueberreichung der geweiheten Kerzen beyzuwohnen. Er führte mich zuerst nach dem Garten am Schlosse, nachdem er mir zuvor einen Teich gewiesen, den man la Piece des Suisses nennt; weil er von Schweitzern ausgegraben worden; aber auch außer dem und seiner Länge von zween tausend Fuß nichts besonders hat. Der Anblick des Schlosses, und des darvor liegenden Gartens, hat mich in solches Erstaunen und Verwunderung gesetzt, daß ich in Betrachtung aller Dinge auf einmal gar nichts mehr unterscheiden konnte.

Da ich aber doch inzwischen die breite weiße Marmortreppe auf der ich hinauf gekommen war ansahe, und fand, daß einige Stufen so wandelbar waren, daß man leicht darüber hätte hinunter stürzen können, und Statuen sahe, wo an dem kostbaren reinen Marmor Baumkrätze (*) wuchs, der doch nirgends fortkommen kann, als wo er etwas Erde findet, in die er seine Würzelgen heftet, und mithin auch diese herrliche Stücke der menschlichen Kunst in Staub zu verfallen anfangen; so flößte mir dieses wiederum eine Menge hypochondrische Gedanken über die Vergänglichkeit der Pracht und Herrlichkeit ein, die ich in eben dem Garten in der Folge noch gar oft gesehen habe. Mein Führer, den seine Geschäfte abriefen, da der König just von Trianon gekommen, verließ mich nun, und weil es noch Tag genug war, so ließ ich mir das Orangeriehaus zeigen. Der Orangeriegarten liegt an der südlichen Seite, so, daß die Marmortreppe ihm östlich ist, der Piece des Suisses gegen über, und macht beynahe einen halben Zirkel. Jetzo war alles leer, und das Haus, das zugleich eine Säulenwand abgiebt, ist der nördliche Umfang des Gartens. Der Gärtner führte

(*) Lichen stellaris.

führte mich durch das Haus, wo ich zwar eine ziemliche Menge Bäume, und auf acht hundert starke Stämme, aber unter ihnen nichts sich auszeichnendes antraf, als den wilden Pommeranzenbaum, der sich noch von der Regierung Franz des Ersten her-schreiben, 250 Jahr alt seyn soll, und le Grand Bourbon genennet wird. Man sucht es, so viel möglich zu verhindern, daß er keine Früchte trage, damit er sich nicht er-schöpfe. Er theilte sich ungefähr einen Fuß über der Wurzel in fünf Stämme, davon jeder etwa sechs Zoll im Durchschnitt hat. Er ist acht und zwanzig Fuß hoch, und seine Krone hat acht und vierzig Fuß im Umfang, oder sechzehn Fuß im Durchmesser. Die Blättergen waren ungemein klein, und die Stacheln sehr lang.

Außerdem stand noch eine Statue von Ludwig dem Vierzehnten, aus weißem Mar-mor, in einem römischen Habit hier, die sehr gut aussahe und ehedem in Paris anstatt der auf der Place des Victoires hat sollen auf-gestellt werden. Am Piedestal las man:

Pace beat totum bello qui terruit orbem.

Beynahe hätte mich die Eilfertigkeit des Gärtners, der es für halb griechisch und

halb lateinisch erklärte, um diese nicht allen Völkern so gar angenehme Aufschrift gebracht. Das ganze königliche Schloß, das außer dem Hauptgebäude auch noch die Kapelle, die Marställe, und eine Menge anderer nach Südost und der Stadt zu gelegene Gebäude unter sich begreift, liegt so auf einer Anhöhe, daß man von allen Seiten eine Lehne hinauf muß, um dahin zu kommen. Diese Anhöhe ist durch die Kunst hervor gebracht, und ruht in einem schlammichten und feuchten Grunde. Eine Unternehmung die nur zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten und durch Mansard Hülfe konnte möglich gemacht und ausgeführt werden. Denn der Letztere hat den größten Antheil an der Erbauung dieses Bewunderung erregenden Schlosses. Schon an der Nordostseite, wo man durch einen freyen Platz, auf den Paradeplatz durch ein mit eisern Gatterwerk versehenes Thor kommt, hat man, an der zur Linken und Rechten fortlaufenden Reihe von Gebäuden, die schönste Aussicht. Unten herum und außerhalb dem Hauptthore zur Rechten, sind die königlichen Ställe. Die Thore zu den Ställen selbst, wo die Pferde stehen, sind in Winkeln versteckt, in welche man nicht kommen kann, ohne die Orte vorbey

zu gehen, wo der Mist ist hingelegt worden. Ein Uebelstand, der bey diesem, einem besondern Schlosse außerdem ähnlichen Gebäude, eine wahre Unvollkommenheit ist. Die Anzahl der Pferde war sehr ansehnlich, und nicht geringer, als vier hundert. Vieles waren deutsche und englische Pferde, ein großer Theil französische, außerdem aber standen auch einige türkische und arabische Pferde da. Bey dem Paradeplatze sind am äußersten Umfange des Hofes zur Linken, die Zeltförmig gebauten Kasernen für die französische Garde.

Die königliche Kapelle befindet sich an dem nordöstlichen Ende des Schlosses mit dem sie ein Gebäude macht, so, daß auch die Haupteingänge derselben innerhalb des Schlosses sind. Sie ist ungefähr siebenzig Schritte lang, vierzig Schritte breit, und das kupferne und vergoldete Dach mit einem kleinen Dohme versehen. Der Himmel ist mit den schönsten Gemählden ausgeputzt. Zu beyden Seiten läuft innewendig eine mit Marmor ausgelegte Emporkirche, welche auf sechzehn ausgekehlten Säulen liegt. Die Orgel ist über dem Altar, der königliche Betsaal aber an der gegen über gesetzten Seite, neben den Eingängen. Die Pfosten des Gelän-

ders der Emporkirche, sind aus gegossenem Erze und vergoldet, die Lähnen aber aus weiß und grauroth geädertem Marmor. Der Fußboden der Kirche ist mit weiß und röthlichem Marmor gepflastert. Die Pfeiler sind aus einem derben Kalkstein, die Einfassung aber ebenfalls aus Marmor, so, wie auch der Altar. Ringsherum vor den Fenstern unter der Emporkirche stehen, was man vermuthen kann, Altäre der Heiligen, und die Bildhauerarbeit aus Marmor und Erz, ist an allen Orten verschwendet.

Die längste und ansehnlichste Facade des Schlosses, welche mit Statuen, Bildhauerarbeit und ähnlichen Verzierungen aufs reichste versehen ist, stößt auf den Garten, doch so, daß der mittlere Theil weit heraus steht. Die Haupttreppe gleich neben dem Eingang zur Kapelle ist eine marmorne Wendeltreppe, von der man beynahe nicht begreifen kann, wie sie hieher kömmt, da sie enge und finster ist. Doch ist es im Werke, eine andere von eben der Seite hinauf zu führen.

Von einem kleinen Vorsaale, den man an ihrem Ende erreicht, kommt man in die Zimmer, die nach der großen Gallerie führen, und wo immer eins das andere an Größe und Schönheit übertrift. Von den

vorzüglichsten Gemählden, die sich darinn befinden, oder dem besondern Gebrauch, worzu jedes bestimmt ist, hat es auch seinen besondern Namen erhalten. So kommt man in einen Salon d'Hercule, wo die Vergötterung desselben von le Moine an die Decke gemahlt ist. Ein anderer heißt Salon de Mars, wieder ein anderer Salon de Mercure. Jedes hat außer den prächtigsten Gemählden und herrlichsten Tapeten von Haute Lisse, ein Kamin aus Marmor. In dem Salon du Throne steht ein großer rother, mit Gold verbrämter Lehnstuhl unter einem Baldachin für den König bestimmt, Audienz daselbst zu geben. Wieder in einem andern Saale steht dem Fenster gegen über eine sehr künstliche Uhr. Kurz, keinem davon mangelt es ganz und gar an allem, was königliche Pracht erfordert. Aber das Merkwürdigste und Herrlichste von allem, ist die große Gallerie, ein Saal der vermuthlich wenige seines gleichen hat. Außerdem, daß die Thürpfosten starke marmorne Säulen sind, so bestehen alle Pfeiler, die durch den ganzen über zwey und siebenzig Schritte langen Saal durch laufen, und wo ich nicht irre, acht und vierzig an der Zahl sind, aus eben dem Steine. Zwischen jedem

 Paar

Paar Pfeilern befindet sich ein Spiegel, der långst der Wand herunter geht, und gegen sich über, ein mit dem Saale gleich hohes und eben so breites Fenster hat, wie der Spiegel ist. Ihrer sind siebenzehn an der Zahl. Der Fußboden ist ein gutes Parket, die Decke aber eine ganze Reihe der künstlichsten Gemåhlde, die Ludwig des Vierzehnten Thaten vom Pyrenåischen bis auf den Nimwegischen Frieden, oder von 1659 bis 1678 vorstellen, und le Brun verfertiget hat. In einigen Feldern, besonders an der Fensterseite, sind Nischen in der Wand, in denen åchte antike Statuen aufgesetzt sind, als eine Diane, ein Bacchus, eine Ceres, ein Germanicus. Doch habe ich nicht alle Statuen finden können, die man insgemein da zu seyn vorgiebt. Außerdem hången Bergkrystallene Kronleuchter durch den Saal, es stehen Tische von ungeheurer Größe aus Alabaster, Marmor, und Porphyr an den Wånden, und neben den Fenstern Gueridons von der ersten Größe, der feinsten Schnitzarbeit, und der stårksten und reichsten Vergoldung. Der ganze Saal wird außer der angegebenen Långe noch fünf und zwanzig Schritte (*) breit, und zwanzig

Fuß

(*) Ich rechne durchaus auf jeden Schritt drey französische Fuß, oder eine halbe Toise.

Fuß hoch seyn. Dem Eingange dieses Saals gegen über am Salon de la Pair, der mit der großen Gallerie in einem unvermerkt fortlauft, ist das Audienzzimmer der Dauphine von rothem Damast mit goldenen Franzen ringsherum verbrämt. In der Mitte desselben stand eine Art eines runden Thrones, und im Umfange roth sammtene Sessel ohne Lehnen, ebenfalls mit Gold verbrämt. Zunächst an dieses stieß das Schlafzimmer der Dauphine, wo wiederum alles so reich mit goldenen Franzen besetzt war, daß man es gar füglich für massives Gold annehmen könnte. Das Bett, worinnen ein Dutzend Paare bequem hätten liegen können, war mit einem Baldachin, dem französischen Wappen über der Kopfseite, und einer kramoisin rothen Decke alles ganz von Gold und mit anderthalb Hände breit goldenen Franzen verbrämt. Neben dem Bette hiengen Brustbilder von dem Kaiser Franz dem Ersten, und Marien Theresien. Noch ein drittes Zimmer das diesem folgte, war ebenfalls roth, prächtig, aber nicht so, wie die vorhergehenden ausgeziert.

Ein anderer Ausgang aus der Gallerie geht ins l'Oeil de Boeuf, oder das Vorzimmer der eigentlichen königlichen Zimmer. Sie

sind alle kleiner, als die jenseit der großen Gallerie, zum Theil mit rothem Sammt, zum Theil mit blauen Damast, oder Haute Lisse ausgeschlagen, und mit goldenen Franzen verbrämt, zum Theil aber auch nur getäfelt. Der Boden ist ausgelegt, die Tische sind aus Marmor, der ausgenommen, welcher in der geheimen Rathsstube stand, und mit rothem Saffian überzogen war. In eben dem Zimmer stand die Buste des Scipio des Afrikaners, eine vortrefliche Antike aus Erz, ganz schwarz, mit einem künstlichen Marmorgewande, das Bette des Königes im ersten Zimmer am Oeil de Boeuf war ebenfalls mit dem Baldachin, so wie das Paradebett Ludwig des Großen aus rothem Stoff mit Gold verbrämt, und oben mit zween Büschen von Reigerfedern besetzt. In dem hintern getäfelten Zimmer stand eine sehr große Charte, von der Gegend von Paris, auf der alle jagdbare Plätze angezeigt waren, ein Stück das hier sehr nöthig war.

Aus dem Oeil de Boeuf, oder dem königlichen Vorzimmer, geht man in die Salle du grand couvert, die man für nichts weniger, als den öffentlichen Speisesaal eines großen Königes halten sollte, und die in Ansehung des Aeußerlichen sich auch nicht einmal

mal mit dem schlechtesten Saale, außerhalb der großen Gallerie, vergleichen läßt. Er hält nicht über fünf und zwanzig Schritte ins Gevierte, hat einen schmutzigen Boden, ist ringsherum mit Schranken, die mit rothem Tuche beschlagen sind, eingefaßt, innerhalb welchen die Tafel steht und an den gekalkten Wänden hängen zehn große unkenntliche Schlachtgemählde, die an sich wohl von einem guten Meister dem Parrocel sind, aber zum Unglück vom Schmutze und in einem dunklen Saale alles Ansehen verlieren. Ueber dem Kamine hängt ein Gemählde vom Pietre Cortone, das noch das beste ist, und das Treffen von Arbela vorstellt. Außerhalb dieses Saals ist noch der für die königlichen Wachen. Des Dauphins Zimmer sind in dem nördlichen Flügel des Schlosses gegen den Park hin, unten an der Erde. Außer den reichen, mit goldnen Franzen verbrämten Tapeten von rothem Sammt, den mit eben solchen Sammt überzogenen und mit goldenen Tressen besetzten Chatoullen und Schränkgen, und den ebenfalls roth beschlagenen Sesseln, habe ich in diesem Zimmer nichts besonderes weiter anmerken können. Doch war der ausgelegte Fußboden reinlicher, als in den Sälen der großen

Gallerie und den königlichen Zimmern, und mit den feinsten türkischen Teppichen belegt. Alle diese Säle und Zimmer überhaupt zu beurtheilen, muß ich sagen, daß Pracht und Hoheit in ihnen über einander gehäuft sind, daß goldene Tressen und Franzen bis zum äußersten Ueberfluß, und zu einer Verschwendung angebracht sind, die nur einem reichen und großen Könige möglich ist; daß die Bewohner ganzer Länder sich mit der Auszierung eines einzigen Zimmers haben beschäftigen müssen; daß alte Statuen, Bergkrystall und Marmor von den vortreflichsten Arten, wie gemeine Steine angebracht sind; daß man aber wenig massives Silber antrift; und was noch unerwarteter scheinen kann, in allen Zimmern und Sälen, diejenigen, die dem Dauphin und der Dauphine zugehören, ausgenommen, besonders auf den Fußböden einen abscheulichen Schmutz gewahr wird. Aber es kann auch wohl nicht anders möglich seyn, da Jedermann zu allen Stunden des Tages, so bald er nur reinlich angekleidet ist, und höchstens einen Degen und Haarbeutel, aber nur keinen Stock trägt, in alle Säle, von dem an der Treppe an, bis in die große Gallerie und des Königes Vorzimmer, gehen darf.

Ja

Ja so gar die königlichen Wohnzimmer, so wie die dem Dauphin und seiner Gemahlin zuständigen, stehen Fremden in ihrer Abwesenheit durch zu sehen, offen. Es ist von der einen Seite, als ob man keine Gelegenheit wolle entwischen lassen, die königliche Pracht und Herrlichkeit zur Schau auszustellen, und auf der andern scheint die Nation ihre ganze Glückseeligkeit darinn zu finden, wenn sie Erlaubniß hat sich den Zimmern ihres Beherrschers zu nähern, und die Schätze ausgelegt sehen kann, zu denen der elendeste Savoyard seinen Liard bezahlt hat, er mag ihn nun mit Schuhputzen, mit Bettlen und seinem Murmelthiere, oder mit dem Raritätenkasten und der Orgel gewonnen haben.

Daher kommt es auch, daß man alle Tage von eilf bis zwo Uhr, besonders an den Sonn- Fest- und Gallatagen eine solche Menge Menschen innerhalb dieser Säle, bis in des Königs Vorzimmer antrift, daß man sich durchdrängen muß, wenn man von einer Thüre zur andern will, und die weiter nichts thun, als mit einander sprechen, wo möglich auf und ab gehen, und den König mit seinem Hofstaat vorbey nach der Kapelle und zurück wandern sehen. Nur in diesem Sitze des Prachts und einer königlichen

Herr-

Herrlichkeit, ist es den Hausbedienten, Schweitzern und Kammerdienern untersagt, Fremde für Geld ein zu lassen.

Die Wachen vor den königlichen und der königlichen Familie Zimmern, thun die von der königlichen Garde du Roy, junge Edelleute, besonders aus Gasconien, nebst den hundert Schweitzern, die ersten begleiten zugleich den König zu Pferd, so bald er die Residenz verläßt, auf die nahe gelegenen Lustschlösser, und tragen blau und roth mit Silber. Am leichtesten unterscheidet man sie an ihren röthlichen seidenen Strümpfen, ein Putz, der für einen Krieger, etwas Kindisches hat. Aber für unser Zeitalter und den ernsthaften Geschmack eines Ausländers, sehen die hundert Schweitzer noch lächerlicher aus. Man stelle sich einen Soldaten mit einem hohen spitzigen Huth, einem Schnurbart, einem weißen in tausend Falten gelegten Kragen um den Hals, einem kurzen bis an die Dickbeine reichenden Kamisole, davon die eine Hälfte aus rothem Tuche, und die andere aus grauem Taffent ist, in einer weiten Pumphose, die mit dem Kamisol einerley Farbe hat, und eben solchen Strümpfen vor: kurz einen Mann, der auf der einen Hälfte grau, und auf der andern roth

vom Kopf bis auf die Füße ist: so hat man den Anzug von einem solchen Schweitzer, der zum Gewehr eine Hellebarde trägt, und einer Klafterhohen Trommel folgt; die von des Königes Wache sind mehrentheils artige Leute, an denen man bald merkt, daß sie einige Erziehung gehabt haben, und keine gemeine Kerle sind, die aber auch nicht selten eine Unwissenheit von sich blicken lassen, welche man in einem königlichen Pallaste gar nicht erwarten sollte.

Der Hauptgrund warum ich dieses mal nach Versailles gereißt bin, ist der Messe am Lichtmeßtage, wo möglich beyzuwohnen, und die Procession vom Orden des heiligen Geistes mit an zu sehen, die jährlich nur dreymal, nämlich an diesem Tage, aufs neue Jahr, und auf Pfingsten gehalten wird. Zu dem letztern kommt man sehr leicht, wenn man sich nur bey Zeiten auf dem Schloßhofe, und bey schlechtem Wetter, oder strenger Kälte, in der großen Gallerie einfindet. Mit dem erstern setzt es hergegen mehr Schwierigkeit. Unten in der Kirche wird überhaupt niemand, als solchen Personen sich aufzuhalten verstattet, die gewisse Verrichtungen beym Gottesdienste haben, die Teppiche wegnehmen, und dergleichen. Auf die Emporkirche hergegen

gegen läßt des Königes Wache zuweilen Jemand hinein, der ihr besonders empfohlen ist. Ich habe einen Kanal gefunden zu diesen Vortheil zu kommen. Die Plätze zunächst an dem Geländer nahmen die königlichen Hofdamen, die Herzoginnen, und ihnen am Range gleiche Personen, ein, hinter ihren Bänken standen diejenigen, welche die Neugierde herbey gelockt hatte, und worunter ich auch war. Wohl dem, der jetzo einen langen Hals machen konnte, um hinunter in die Kirche, neben den Damen durchzusehen. Ich weiß nicht, wer die war, hinter die ich zu stehen kam, aber das weiß ich, daß mir ihr ungeheurer Strauß, den sie an der Brust trug, oft im Wege war, und mich nöthigte ihn und sie, wo anders hin zu wünschen.

Nachdem ich von zehn bis nach zwölf Uhr gewartet, und weiter nichts gesehen, als wie sich unten in der Kirche, die Bischöffe, und auf den Balkon die Hofdamen versammlet hatten: so kündigte endlich der einförmig polternde Trommelschlag, und das ängstlich schreiende Pfeifgen der hundert Schweitzer des Königes Ankunft an. Ein paar Bischöffen, die voran giengen, folgte der König sogleich, diesem der Dauphin und die königlichen

chen Prinzen, und alsdann der ganze Zug der Ordensritter hinten nach. Der König trug einen langen schleppenden schwarzen weiß ausgeschlagenen sammtenen Mantel. Die Mäntel des Dauphins und aller übrigen Ritter, reichten nur bis an die Knie, sie waren aber aus demselben Zeuge, mit goldenen Stoff vorne her gefüttert, und hatten einen gestickten Stern an der Seite. Der Mantel des Dauphins war blau ausgeschlagen, und mit Lilien gestickt. Alle waren mit den Ordenszeichen und der Kette behängt, und jeder trug eine weiße brennende Fackel. Der König nahm den, dem Altar gegen über stehenden Sessel ein, und die Ritter stelleten sich zu beyden Seiten hinter dem König, nach der Kirchthüre zu, in eine Reihe. Es wurden heute keine neue Ritter gemacht, und nur eine feyerliche Messe gehalten: die Musik während derselben, ungeachtet sie die besten Tonkünstler aufführten, kam mir nichts weniger, als außerordentlich vor. Alles gieng unter diesem majestätischen Gepränge mit einer Ehrfurchtsvollen Stille zu. Alles mußte zu seiner Zeit auf die Knie fallen, das für mich, auf dem harten marmorn Pflaster doppelt beschwerlich war, zumal da mich es hinderte zu sehen, ob die gekrönten Häupter

von Bourbon auch nieder knien, ich denke aber nicht. Mit dem größten Nachdruck rief ein Hauptmann mit dem Ludwigsorden einem Anwesenden, der einige Augenblicke zu Früh aufstand zu: auf die Knie. Nach geendigter Messe brachte ein Bischoff dem Könige unter einer tiefen Verbeugung das geheiligte Tuch vom Kelch, der es ihm andächtig abnahm, noch andächtiger küßte, und dann gestärkt zurück gab. Hierauf gieng unter dem Lermen der Schweitzermusik der Zug eben so zurück aus der Kirche, die Priester voran, der König in der Mitte, und die Ordensritter hinten nach, die ihn von da die Treppe hinauf und durch die große Gallerie nach seinem Zimmer begleiteten. Außer dem was ich Ihnen melde, hatte die ganze Ceremonie nichts besonderes, und wäre ich kein Ausländer gewesen, so würden sie mir, den königlichen Aufzug so vieler reich gekleideten Personen, und den Anblick von Gold, Silber und Edelsteine abgezogen, vielleicht noch unbedeutender vorgekommen seyn. Doch ist mir es lieb, einen Kirchengebrauch gesehen zu haben, der einer der wichtigsten bey dem römischen Gottesdienste ist. Zugleich ist mir auch begreiflich worden, wie die Romanze auf den Kardinal Bernis von der H.

von O—s aus der Emporkirche hat herunter unter die Ritter geworfen werden können.

Die kurze Zeit die mir vom Nachmittage übrig blieb, habe ich darauf verwendet, mich im Garten umzusehen, von dem ich Ihnen Nachricht geben will, wenn ich erst Versailles noch einmal durchgesehen habe: denn außerdem könnte ich Paris nicht wieder verlassen. Die strenge Kälte und mein vertretener Fuß, ein Vortheil den mir das glatte Pariser Pflaster verschaft hatte, zwangen mich noch gestern Abend nach der Hauptstadt zurück zu kehren. Ich bekam zu meiner Gesellschaft einen Obersten und einen Hauptmann von der französischen Garde. Der erste war ein feiner Mann, der Italien gut kannte, und zu Zeiten in die bittere Klagen ausbrach, daß er, so wie das ganze Soldatenwesen, bey aller Pracht und Herrlichkeit, die man zu Versailles sähe, nun für drey Jahre rückständigen Sold zu fodern hätte. Es schiene, daß er bey dem Minister gewesen war, und vergeblich um seines Leibes Nahrung und Nothdurft gebeten hatte.

Heute habe ich noch die königliche Bibliothek besehen. Es ist zwar der Tag nicht, allein Herr Professor Capperonier dem ich empfohlen bin, bestellte mich darzu beson-

ders. Sie steht in der Rue Richelieu, in einem weitläuftigen steinern ein Stock hohen Gebäude, in zween von den obern Sälen. Sie sind mit einem ausgelegten Fußboden versehen, ungefähr achtzehn Schritte breit, ziemlich helle und stoßen rechtwinklich auf einander. Die Anzahl der gedruckten Bücher und der Bände, beläuft sich, nach dem was man von dem Umfange urtheilen kann, wenigstens auf hundert und dreyßig, bis hundert und vierzig tausend. Sie sind mehrentheils wohl conditionirt und nach den Wissenschaften abgetheilt, so, daß die größern die untern Reihen in den Fächern einnehmen, und hinter ein Drathgitter verschlossen sind. Sie nehmen hauptsächlich die den Fenstern gegen über stehenden Bücherschränke ein, und die obersten werden auf beweglichen Treppen herunter geholt, da die Säle nicht über funfzehn Fuß hoch sind. Außerdem ist der Saal noch mit einem französischen Parnaß aus Erz, von der Höhe von vier Fuß, ausgeziert, den Garnier gearbeitet hat. Eigentlich ist die Bibliothek wöchentlich nur zweymal, nämlich Dienstags und Freytags von zehn bis zwölf Uhr, offen. Zu dieser Zeit wird Jedermann erlaubt, die Säle zu besuchen, und sich Bücher zum

Nachschlagen an die vorhandenen Tische, geben zu lassen. Aber an Niemand, als solche Personen, welche der Bibliothekar darzu privilegirt, werden sie weggeliehen, und diese Anzahl ist sehr klein. Die den Büchersälen gegen über befindlichen Zimmer, sind zur Aufbehaltung der Handschriften bestimmt. Man hat mich versichert, daß sich ihre Anzahl auf vier und zwanzig tausend belaufe. So viel ist gewiß, daß man vor der Menge, die man in diesen Vorrathskammern sieht, erstaunt. Auch die ältesten, die mir vorgezeigt worden, waren eingebunden und auf ein ziemlich feines Pergament geschrieben. Ein mathematisches Werk vom Ptolemäus dem Erdbeschreiber, aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert, doch nur nach Vermuthungen, war eins der ältesten. Man zeigte mir auch Num. 2971. einen alten Dioscorides auf Pergament, in klein Folio aus dem eilften Jahrhundert. Die Buchstaben sahen röthlich aus. Verschiedene Figuren waren ziemlich deutlich; doch, deuchte mir, nur in dem Falle, da man die Pflanzen genau kannte. Einiges Vergnügen erweckte es mir, das Original vom Zenda Vesta zu sehen. Es sind sechzehn Bände, die mehresten in klein Folio, ein paar in

 Octav.

Octav. Alle aber waren mit Dusch auf seiden Pappier geschrieben, und in dunkel blauen Sammt gebunden. Eines war aufgerollt und in einer Kapsel verwahrt. Von ihrem Anfang und Ende verstehe ich nichts, und so viel merkte ich auch, daß man hier aus diesen Büchern des Zoroasters, weniger macht, als auswärts. Mir waren sie um ihrer Geschichte willen merkwürdig. Das älteste Manuscript so ich gesehen habe, war ein dickes Almageston Ptolemäi mit griechischen Unciallettern, auf Pergament in Folio. Man sagte, daß es aus dem neunten Jahrhundert sey.

Unter der Bibliothek in dem südlichen Flügel des Gebäudes, befindet sich das Kabinet des Estampes. Die Kupfer werden in einem Saale, der freylich keinem der übrigen an Größe und Ansehn gleicht, aufbehalten. Alle sind in feine Bände gebunden, und unter ihren Titeln auf den Bücherbretern vertheilt. In diesem Kabinete behält man die Gemählde der Naturalien aus dem Kabinete des Königes, und der Gewächse aus dem königlichen Kräutergärten auf. Sie sind mit lebendigen Farben auf Pergament nach der Natur mit einer die Augen blendenden Kunst gemahlt,

und sehen den Originalen vollkommen gleich. An den letztern Pflanzenbildern hat Mademoiselle Basseporte, die gute Freundin der Mademoiselle Biron einen großen Antheil. Inzwischen hat man schon zu Tourneforts Zeiten, unter Ludwig dem Dreyzehnten und dem Großen, um hübsche Blumen für die Stückerey zu haben, den Anfang darzu gemacht. Ich entsinne mich von allen diesen Gemählden, acht und vierzig Bände in groß Folio gezählt zu haben, davon die mehresten zum Pflanzenreiche, andere zur Thiergeschichte des Buffon, andere zu seiner Geschichte der Vögel, noch andere zu den Conchylien und zu den Insekten in des Königs Kabinet gehörten. In den untern Sälen des Gebäudes haben einige Bildhauer und Mahler der Akademie ihre Werkstätte.

Der Ueberfluß von Stoff hat meinen Brief ziemlich lang gemacht. Ich will also abbrechen und in die Italienische Comödie gehen, die ich außerdem versäumen möchte. Sie werden aber bald wieder was von mir hören. Leben Sie bis dahin wohl.

Zwey und Dreyßigster Brief.

Paris den 6. Hornung.

Man hat mich mehrmalen versichert, daß das königliche Invalidenhaus mit unter die merkwürdigsten Gebäude und Anstalten von Paris gehöre. Ich bin also vor etlichen Tagen dahin gegangen, um mich von der Wahrheit durch den Augenschein zu überführen. Das weitläuftige Gebäude, das in Rücksicht auf seinen Umfang und die Menge Menschen, die ihre Wohnung daselbst haben, immer wie eine kleine Stadt kann betrachtet werden, liegt haußen zunächst an den Barrieren der Rue Grenelle, und mithin an dem westlichen Ende von Paris, dem südlichen Ufer der Seine, von der es nur durch schöne Alleen getrennt wird, gerade gegen über. Es ist an einigen Orten und besonders an der nördlichen Seite, wo sich das Hauptthor befindet, das auf die Esplanade führt, mit einer Mauer umgeben, hinter der an dieser Seite so gar kleine Kanonen oder Feldstücke aufgepflanzt sind. Es ist durchgängig von einem grünfarbigen

Sand=

Sandstein drey und zwey Stockwerk hoch, jedes zu fünf Ellen aufgebauet. Ueber dem Hauptthore ist Ludwig der Vierzehnte in halb erhabener Arbeit zu Pferde eingehauen. Ein Stück das man hochschätzt, an dem ich aber die gerühmten Schönheiten nicht habe deutlich genug finden können. Der ganze innere Raum des Hauptgebäudes ist in den mittlern großen Hof und verschiedene kleinere Seitenhöfe abgetheilt, welche die Gallerie desselben einschliessen. An der innern Seite des Hauptgebäudes sind unten breite offene Arkaden, und oben drüber Gallerien die zu den Zimmern führen. Alle übrigen in den Hinter- und Nebengebäuden sind in Zellen oder Kammern abgetheilt, in denen die Invaliden ihre Wohnungen und Betten haben, und zur Nachtszeit mit Laternen erleuchtet. Außerdem finden sich auch hier verschiedene Wirthschaftsgebäude, als die Beckerey an der östlichen Seite und dergleichen. Das Wasser wird an der hintern und westlichen Seite in einem Nebengebäude durch eine durch Pferde zu bewegende Pumpmaschine herbey geschaft. In eben der Gegend befindet sich auch das Pulvermagazin. Es ist zu verwundern, daß man es an einem solchen Orte läßt, wo eine kleine Veranlassung es in die Luft sprengen,

 und

und den Umsturz des ganzen Werks nach sich ziehen könnte. Die Anzahl der Invaliden belief sich gegenwärtig auf viertehalb tausend. Allein ihre Anzahl kann sich bey einem entstehenden Kriege leicht vermehren. Alle Gemeinen die hier ihren Aufenthalt bekommen, erhalten täglich anderthalb Pfund Brod. Alle zween Tage ein Pfund Rindfleisch, täglich ein halb Maas Wein, und jeden Monat funfzehn Sols am Gelde. Sie haben überdies eine blaue Tuchmontur, und allezeit zween haben eine Kammer und ein Bette. Wie ersprießlich für eine große Nation ist nicht ein solches Werk, wo diejenigen, welche dem Staate ihre Gesundheit aufgeopfert haben, und unter den Waffen grau geworden sind, Ruhe und Pflege geniessen, und in der Stille frohlocken können, daß sie so vielen Lebensgefahren entgangen sind. Alles was die Bewohner dieses Hauses zu thun haben, ist, daß sie Wachen thun, und fleißig Messe hören. Und doch habe ich welche unzufrieden gesehen, und über ihr Schicksal murren hören. Außerdem ist in dem südöstlichen Theile des Gebäudes noch ein besonderer Flügel, wohin diejenigen gebracht werden, deren ihre elende Gesundheit ihnen nicht weiter auszugehen verstattet.

Man

Man hat mich auf Geheiß des Commandanten, der Königslieutenant und ein sehr belebter Mann war, in die Säle der Oberofficiere und Unterofficiere geführt. Fromme Schwestern besorgen die Haushaltung und Wartung der Kranken, und kaum ist es zu glauben, wie wohl ein jeder gewartet und verpflegt wird. Man bemerkt bey ihnen die größte Reinlichkeit ihrer Betten, die mit Vorhängen versehen sind, desgleichen ihrer Geschirre, da jeder die ihm nöthigen für sich hat. Nur ist mir es vorgekommen, als ob die Säle ein wenig zu sehr besetzt, und der Raum nicht groß genug für sie wäre. Ihre Vorrathskammern von Wäsche und Verbindzeug waren so reichlich und so gut versorgt, daß es nicht besser zu wünschen ist. Sie haben eine doppelte Apotheke, davon die eine zum Staat mit so vielen Zierrathen ausgeputzt ist, daß man sich nicht genug darüber vergnügen kann, die fournirten Kästen und porcellainen Geschirre zu sehen. Das Innere der Büchsen habe ich nicht allezeit untersucht; aber doch an vielen gefunden, daß sie gute Droguen haben. Um das Feuer beym Braten zu ersparen, habe ich in ihrer Küche einen doppelten Bratenwender gesehen, der in einen gemauerten und mit einer eisern

Thür

Thür versehenen Schrank so eingeschlossen war, daß die Hitze der untergelegten Kohlen auf nichts, als die Braten hingehen konnte; eine Einrichtung, die in großen Küchen, wo man auf die Ersparung der Feuerung mit zu sehen hat, allemal sehr vortheilhaft wird angebracht werden, da sie außerdem auch das Fleisch vor dem Austrocknen mehr sichert.

Das Gebäude wovon am meisten gesprochen wird, und das es mit Recht verdienet, ist der Dohm: Er stößt gleich auf den ersten Hof, und hat seinen Eingang unter der zweyten Gallerie.

Zu beyden Seiten neben dem mittlern Theil der Kirche, nach dem Altar zu, läuft hinter den Sälen eine Gallerie weg, die oben mit einer Emporkirche gedeckt ist, eine Bauart, die man, so wie die angebrachten Bänke, selten in den römisch katholischen Kirchen antrift. Den obern und südlichen Theil nimmt der Altar ein, der zu beyden Seiten mit drey gewundenen und vergoldeten Pfeilern umgeben ist. Auf diese Art wird der vordere und nördliche Theil der Kirche von dem hintern und südlichen abgesondert und der ganze Raum in zwo Hälften getheilt. Zu diesem hintern Theile kommt man durch

eine auf der östlichen Seite durch die Sacristey führende Thür und eine kleine Treppe. Ich muß es aufrichtig gestehen, daß mich der Anblick dieses Gebäudes auf eine Art überrascht hat, daß ich nicht wußte, wie mir geschahe, da ich kurz zuvor den vordern Theil betrachtet, und nicht außerordentlich gefunden hatte. Unstreitig ist der Dohm das vornehmste Gebäude in Paris, und eines der schönsten in ganz Europa. Der innere Umfang ist rund, und theilt sich in den erhabnern Theil, der den mittlern vertieften umgiebt. In dem Umfange sind sechs Kapellen mit ihren Altären, auf deren jeden, die Bildsäule des Heiligen aus Marmor von einem großen Meister steht, dem sie gewidmet ist. Aber warum sind noch einige von den beygesetzten heiligen Bildern aus Gips? Warum hat man nicht lieber solche von einem bessern Zeuge hergestellt, das der Pracht des übrigen angemessener war?

Von dem Umkreise gehen drey weiße marmorne Treppen, jede von sieben Stufen herunter in einen Kreiß, der ebenfalls aus Marmor mit rothen Lilien und Rosen ausgelegt ist, und die Kapelle genau über sich hat. Die Gewölbe sind aufs vortreflichste in nassen Kalk gemahlt. Das oberste davon

stellt den Himmel mit allen Heiligen, auch den heiligen Ludwig nicht vergessen, vor, die la Fosse gemahlt hat. In der Kapelle des heiligen Gregorius hatten die Gemählde von der Nässe gelitten, sie sind aber neuerlich vom Herrn Doyen wieder ausgebessert worden. Ueber den Thüren der Kapellen sind biblische Geschichten in Basrelief kenntlich und schön angebracht. Auch das äußere Dach kommt mit der innern Pracht überein, da es mit Bley gedeckt und an dem Umfange vergoldet ist. Außerdem sieht man an allen Orten eine Menge Bildsäulen und allerhand Arten Bildhauerarbeit, so, daß man immer einen neuen Schmuck an dem Gebäude, besonders an dem hintern und südlichen Theil gewahr wird, so oft man es wieder einmal betrachtet. Die Höhe des Doms wird auf dreyhundert Fuß gerechnet, allein mir deucht dies ein wenig zu viel.

Gestern Vormittage bin ich zu Bicetre gewesen, das dreyviertel Stunden von der Stadt gegen Südosten außerhalb der Fauxbourg St. Marcel auf einer Anhöhe, am Ende einer schönen Allee liegt. Es ist eine alte Burg, ringsum mit Mauern eingefaßt, und ein Ort der mich mit Schrecken und Mitleiden überströhmt hat, und an den ich so

lange ich lebe, nie ohne Entsetzen und Schauer denken werde. Ich bin überzeugt, daß sich innerhalb des Bezirks dieses Orts das Elend einer ganzen Nation in einem Punkt zusammen zieht, und ich halte alle die für höchst unglücklich, denen die Vorsehung hier ihren Wohnplatz anweißt, sie mögen auch außerdem so frey und so unfühlbar dabey seyn, wie sie wollen. Sie mögen umsonst hier leben, oder wie es manche Arme darunter giebt, eine kleine Pension bezahlen. Des Herrn Bosquets Gefälligkeit und Freundschaft habe ich es zu verdanken, daß ich dieses grausenvolle Bicetre über und unter der Erde kenne. Ich will Ihnen das, was mich am meisten gerührt hat, mittheilen, da ich ohnehin glaube, daß wenigen Lust und Neugierde genug ankommen wird, in alle seine Winkel herum zu kriechen.

Der mit in die Mauern eingeschlossene Vorhof führt durch ein zweytes Hauptthor in die innern Gebäude, wo außer den Wohnungen der verschiedenen hier ihre Geschäfte habenden Personen auch noch die Oeconomiegebäude sind. Eins von den wichtigsten darzu gehörigen Stücken ist der Brunnen, der den ganzen Hof mit Waßer versorgt. Es wird aus einen mit Quadersteinen ausgesetzten

gesetzten ungeheuern zweyhundert und sieben Fuß tiefen Brunnen, der funfzehn Fuß im Durchmesser hat, mit Kübeln, davon jeder zweytausend siebenhundert vier und achtzig Pfund wiegen soll, gehoben. Indem der Kübel herauf kommt, so stößt er mit seinem Rande an einen eisernen Arm an, der ihn umköpft und in das Gerinne ausleeren hilft. Die Welle um die sich das Tau windet, wird durch ein paar Kamm= und Stirnräder, und vier starke Pferde, welche die Armen einer lothrecht stehenden Welle herumdrehen, in Bewegung gesetzt. Eben so merkwürdig ist das Behältniß, in das sich das Wasser sammlet, Es befindet sich in einem gleich darneben liegenden Gebäude, ist ganz aus Quadersteinen zusammen gesetzt, und macht ein Viereck von sechzig Fuß, und neun Fuß in der Tiefe. Das Wasserbehältniß ist von einer ungemeinen Festigkeit, und man behauptet, daß es das größte bekannte in Europa sey. Das übrige Gebäude hat außer seiner Weitläuftigkeit nichts besonders. Alle Bewohner des Schlosses, die ihre Geschäfte nicht daselbst aufhalten, sind entweder Arme, die man in keinem andern Hospital unterbringen kann, oder Kranke von aller Art, wohin ich auch die Narren rechne, oder endlich

lich ungerathene Kinder und Personen, die allerley Verbrechen, bis dahin, wo man sie am Leben hätte strafen können, und es nicht thun wollen, begangen haben. Die Armen sind in ihre Säle vertheilt, und erhalten da eine kümmerliche Nahrung an Brod, Suppe, Erbsen, etwas Fleisch und auch wohl so viel Wein, daß dadurch ihr elendes Leben etwas verlängert wird; ein graues Camisol, und, von der Barmherzigkeit der Herzogin von Chartres, hölzerne Schuhe, eine Tracht, die in Paris und den Provinzen unter geringen Leuten sehr gebräuchlich ist. Alle die hier herum gehen, sehen ehe den Todten, als den Lebendigen gleich, und schon um ihrentwillen hat für mich Bicetre das Ansehn eines Grabes. Mein Führer brachte mich durch doppelte Thüren in einen großen Hof, in dem die Thoren, die Narren und Rasenden eingesperrt waren. Der muß alles menschliche Gefühl verlohren haben, der hier, wo sich das Elend wie hohe Berge aufhäuft, nicht gerührt wird. Die Anzahl der ganzen Gesellschaft belief sich ungefähr auf zweyhundert und zwanzig Mannspersonen. Sie schlafen und leben in kleinen Zellen, die rings um den Hof herum laufen, und an der Erde wie Hütten angebaut sind. Vorne herum in

dem Hofe halten sich die auf, denen man noch einige Freyheit und herum zu gehen verstatten kann, die aber, welche in den hintern Abtheilungen verwahrt werden, liegen zum Theil, wie die Tiger an Ketten auf einer Matratze, die man nicht ohne Eckel ansehen mag. Alle Grade des menschlichen Unsinns und der Raserey kann man hier kennen lernen. Ich wollte, daß unsere deutsche Herren Magisters, denen die Aufklärung der Seelenlehre so sehr am Herzen liegt, sich zuweilen mit diesen verrückten Franzosen abgäben, es sollte ihren Speculationen viel helfen, und sie würden manche Entdeckung machen, die sie unmöglich auf ihrem Studierstuhle auch in einer der Sache noch so angemessenen Lage ihres Körpers hätten machen können. Sich immer mehreres Licht zu verschaffen, muß man, wie ich glaube, die Narren verschiedener Nationen sehen. Und zum größten Unglück kommen alle die gelehrten Männer, welche so viel darüber raisoniren, Zeit ihres Lebens nicht an solche Orte. Von den Milzsüchtigen und denen, die nur eine einzige Idee, so oft sie ihnen vorkommt, verwirrt, beschäftigten sich Einige, Kästgen mit buntem Stroh auszulegen, und sie an die Fremden zu verkaufen. Man

führte

führte mich in eine Zelle, wo sich ein Mensch befand, der eine Wasseruhr recht künstlich verfertigt hatte, und in einer andern darneben zu einem, der eine Wasserkunst so angelegt hatte, daß, sobald er einen kleinen Hahn öfnete, das Wasser aus einem Berge, an allen Seiten in die Höhe sprang, bis sein kleiner Wasserkasten ausgeleert war. Mein Führer versicherte mich, daß man an beyden nicht das geringste unvernünftige jemals gemerkt hätte; daß Jeder jährlich ein paar hundert Livres Einkünfte für sich besäß, und daß es ihr ausdrückliches Verlangen sey, hier in der Stille zu leben. Ist es möglich, daß man in einer Gesellschaft tobender Thoren in der Stille zubringen kann, hier trift es recht ein: noscitur ex socio qui——. Es kann wohl Niemand einen bessern Beweiß seiner Naserey ablegen, als der sich hieher wünscht: aber dieses ist unfehlbar eine nur in diesem Himmelsstriche mögliche Narrheit. Doch ich eile von dem traurigen Schauplatze. Herr Bosquet nahm mich mit sich in die Krankensäle der Hausofficiere und der Armen, die in der nördlichen Seite des Hofes sind. Für die Erstern stehn zwar nur wenige Betten in einem Saale, und sie möchten noch die erträglichsten seyn; allein für die übrigen in

den gleich folgenden Sälen, hat zwar jeder eine eigene Bettstelle mit einer Matratze, inzwischen sind sie so überlegt, und so in einander gesteckt, daß mir es unbegreiflich ist, warum die Pest nicht hier unaufhörlich wütet, da die Ausdünstungen so vielerley ganz verschiedener Fieber und anderer Krankheiten einen unerträglichen Gestank erregen; es müßte denn seyn, daß immer eine böse Ausdünstung die andere entkräfte, und daraus eine neue und reine Luft entstehe, wie es in der Scheidekunst bey der Mischung zwoer einander widerstreitenden Schärfen, geschieht. Um doch etwas zu Verbesserung der Luft zu thun, hatten sie eine Laterne ohne Boden mit einem Rohr, das außerhalb dem Saal geleitet war, und worinnen das Licht die Luft immer verdünnerte und eine Art Zug machte, aufgehenkt. Von hier giengen wir in die Säle des heiligen Rochus in die südliche Seite der Burg, wo der ganze Schwarm der gesunden und kranken Bösewichter, der schuldigen und der unschuldigen eingesperrt ist. Ein Ort, wo wir nicht einen Schritt thun konnten, ohne von einer Wache mit entblößtem Seitengewehr begleitet zu seyn. In den untern Sälen liegt alles durch einander, Leute mit hitzigen Fiebern, andere die

eine unreine Krankheit haben, die Verwundeten, die Schwindsüchtigen, und so weiter. Doch haben sie oben noch besonders einen Saal für die sogenannten Scorbutischen Kranken, in den alles gesteckt wird, was man unter andere bekannte Krankheiten nicht bringen kann. Ungeachtet in keinem Saal viel weniger als hundert sind, so hat doch jeder sein eigen Bett, in welches sich aber schwerlich ein reinlicher Hund legen würde. Hergegen sind die Säle überaus niedrig und ziemlich schmal; bey der größten Kälte, die es jetzo war, standen doch alle Zuglöcher und Fenster auf, eine Vorsorge, die an einem solchen, mit faulen Ausdünstungen angefüllten Orte äußerst nöthig ist, und wofür ich auch für meine Person dem Himmel dankte.

Wie die Kranken in diesen Sälen behandelt werden müssen, kann man sich leicht vorstellen. Ich mochte mich auch nicht nach dem Grade der Sterblichkeit erkundigen, der nicht gering seyn kann. Beym Heruntergehen aus den obern Sälen kamen wir vor den Gefängnissen vorbey, wo die Gesunden hinter einem großen Thor mit eisern Gatterwerk eingesperret waren. Das Behältniß war ganz vollgestopft, und wie reissende Thiere drängten sie sich nach dem

Gatter und schrien, in einer Art Verzweiflung dem Stockmeister zu, daß man sie ein wenig heraus lassen möchte. Mein Führer konnte nicht leugnen, daß die Leute sich hier nicht lange aufhalten könnten, ohne in tödtliche Fieber zu verfallen. Gott behüte einen Jeden für der Aufsicht des heiligen Rochus in diesen Sälen. Die Eingesperrten sind ohne Arbeit, dabey aber auch ihre Nahrung knapp hinreichend das Leben zu erhalten, und jeder schlechte Hund ist besser versorgt. Wir giengen hierauf in eine Gallerie, wo jeder Gefangner seinen eignen Käfig an der Thüre mit einem kleinen eisern Gatter hatte. Die Zellen liefen den Fenstern gegen über in einer Reihe fort. Die Kleidung und das Ansehn dieser Unglücklichen schiene, ungeachtet sie kein Wort sprachen, zu verrathen, daß sie keine ganz gemeine Leute wären. Ich konnte ihre Verbrechen nicht erfahren, glaubte aber Buchdrucker, Advocaten, Mönche und Buchführer zu sehen. Es kommt mir fast vor, als ob die Behältnisse zur Bestrafung um so viel erschrecklicher werden, je mehr man ihrer aufsucht. Der traurige Glanz einer brennenden Pechfackel, die uns nun vorgetragen wurde, führte uns durch eine mit-

ken auf dem Hofe befindliche Fallthüre in einen Keller auf einer steilen steinern Treppe von sechzehn Stufen hinunter, wir giengen durch verschiedene, nicht zween Schritte breite gemauerte Gänge, die zuweilen in der Decke ein kleines, kaum einen halben Fuß ins Gevierte betragendes Loch hatten, das mit einem eisernen Gatter verwahrt war, der Luft einigen Zugang zu verschaffen, und gelangten dadurch vor eine eiserne mit drey Schlössern und eben so viel Riegel verwahrte fünf Fuß hohe Thüre eines Kerkers. Man öfnete ihn, er war ungefähr vierzehn Fuß lang und breit, und in der Decke mit einem kleinen viereckigten Loch versehen. Das ganze Hausgeräthe bestand in einem Eymer und etlichen Bunden verwirrtes Stroh, auf der Erde, und der Bewohner war ein Mann in zerrissenen Lumpen, mit einer Kette an die Wand befestigt. Mit der kläglichsten Stimme bat er den Wundarzt für seine Befreyung zu reden, und schloß: Je sais Monsieur, que j'ai manqué, mais je sais aussi, que je ne suis incorrigible. Alles verrieth bey dem Unglücklichen Erziehung und Lebensart; ich weiß aber sein Verbrechen so wenig, als zwoer Frauenspersonen, die wir in gleichen Kerkern und unter gleichen Umstän-

den besuchten, und davon die eine jung und sehr schön vom Gesichte war. Vielleicht war es keinem recht bekannt. Welcher Gedanke, wenn man die große Gallerie zu Versailles und die unterirdischen Kerker zu Bicetre zusammen vergleicht, ohne sich doch zu fragen, an welchen von beyden Orten ein böses Gewissen mehr empfindet.

Nun war uns noch die Salle de Misericorde, an der nördlichen Seite des Vorhofes, übrig. Der Aufenthalt für alle diejenigen, welche die Ausschweifungen und die Wollust um ihre Gesundheit gebracht, und die hieher gekommen, um sich wieder heilen zu lassen. Ihre Anzahl belief sich gegenwärtig auf ungefähr zwey hundert und fünfzig von beyderley Geschlecht, Volk aus allerley Nationen, meistens aber Franzosen, freywillige und aus der Salpetriere hergeschleppte. Da es in allen diesen Hospitälern der Gebrauch ist, die Leute durch Schmieren und Spucken zu heilen, so war die ganze ehrbare Gesellschaft mit verstümleten Nasen und heisern Hälsen in verschiedene Säle abgetheilt. Unten herum lagen diejenigen, welche nebst der Venusseuche auch andere Krankheiten an sich hatten. Etwas höher war ein Saal voll Kandidaten weiblichen

Geschlechts, die man erst neuerlich hergeschaft hatte, oder die ihre Armuth hieher trieb, und manche darunter, welche noch recht gut aussahen. Ein anderer Saal war den Mannspersonen bestimmt, die sich zur Kur vorbereiteten, in noch einem andern Saal beschäftigten sie sich das Gift weg zu spucken. Eben so war in dem nämlichen Stock ein doppelter Saal, zu eben dem Behuf, für die Weiber. Alle Säle fand ich auf einerley Art eingerichtet, niedrig, nicht sonderlich breit und mit einem Kamin, oder einem Windofen versehen. Die Betten, ungeachtet jedes das seinige hatte, waren so schmutzig, daß ich Sorge trug, meine Kleidung vor dem Anstreichen zu bewahren. Eben so unflätig sahe der Boden, die Wände und alles übrige, aus. Der Gestank, welcher sich von diesen, mehrentheils faulenden Personen verbreitet, ist so heftig und so eigen, daß man ihn, ich versichere es Ihnen auf meine Ehre, bereits empfinden kann, wenn man noch zwanzig Schritte von der Burg entfernt geht, so bald der Wind auf einen zuweht. Die Anzahl der Mannspersonen war größer, als der Weiber, inzwischen schienen mir die erstern durch ihr Unglück ziemlich gedemüthiget. Was mich

aber äußerst gerührt und das größte Erstaunen in mir erregt hat, war zu sehen, daß in eben den Sälen, wo jetzo Leute lagen, die lebendig verwest, den letzten Ueberbleibsel des Lebens von sich gaben, sich wieder andere befanden, die bey einem gelindern Grad der Krankheit, nicht wußten, wie sie sich ärgerlich und unanständig genug betragen sollten. Ich habe oft meine Augen wegwenden müssen, um den Spectakel nicht zu sehen. Welche Leichtsinnigkeit in einem solchen Unglück ungebessert zu bleiben. Ich finde einen großen Grund in dem Nationalcharakter, und entsinne mich noch nicht, etwas ähnliches gesehen zu haben. Doch das sey genug von Bicetre, meine Neugierde ist gestillt, und ich verlange es nicht wieder zu sehen. Wer hieher kommt, und die Ausschweifungen nicht verabscheuen lernt, wird ewig unverbesserlich bleiben.

Der Colisee ist ein erst seit einigen Jahren am nordwestlichen Ende der Stadt angelegtes, und mit einigen Gärten umgebenes Gebäude, wo zur Sommerszeit gegen Abend gute und böse Gesellschaft hingeht, um sich mit Tanzen, Musik, Spatzieren und allerhand Ausschweifungen zu ergötzen und Erfrischungen

frischungen zu sich zu nehmen, bis sie, von dem einen so wohl, wie von dem andern ermüdet, ihre Wohnungen wieder suchen. Der unschicklichen Jahreszeit ungeachtet, bin ich hingegangen und habe mir die Erlaubniß mich überall umzusehen für dreysig Sols erkauft. Das Hauptgebäude ist ein Pavillon von zwey Stockwerk hoch, mit einem ziemlich platten Dache. An den Umfang sind kleine Seitengebäude angesetzt, die zu Küchen, Speisesälen, Caffeehäusern und so weiter dienen. Der innere Raum des Pavillons hat im Grunde einen Saal, dreysig Schritte im Durchmesser, der ringsherum mit Orchester gleichen Sitzen umgeben ist. Die doppelt über einander laufenden Gallerien, öfnen sich in den Saal, haben aber auch Thüren auf Balkons nach dem Garten zu. Hier kann man alle Arten von Säulenordnungen, aus hölzern Marmor sehen. Das Gatterwerk, das die Zugänge, bedeckten Wege und Arkadengänge einschließt, ist so spielend gemacht, und das ganze Gebäude, das besonders innewendig mit einem großen Kronenleuchter erleuchtet wird, so bunt und mit colossalischen Figuren gemahlt, daß noch mehrere Farben angebracht seyn würden, wenn man mehrere gewußt hätte. Grün

und Gold ziert hauptsächlich das Gatterwerk. Am sonderbarsten ist mir der an der östlichen Seite befindliche kleine Teich vorgekommen. Ich glaube gar nicht, daß sich die darauf befindlichen Gondeln jemals haben bewegen können. Kurz das ganze Werk scheint ein wenig kindisch, und völlig im chinesischen Geschmack aufgeführt zu seyn, so, daß es sich an keinem andern Orte leicht erhalten würde, als nur in Paris. Um das Gebäude sind einige grüne Rasen mit ausgestochenen Spatziergängen, die aber beym Regenwetter, des Sandes ungeachtet, gleich unwegsam werden, und einige frisch angelegte Hecken, welche nicht viel sagen wollen. Ueber dem Colisée, nach der Stadt zu, sind die Champs Eliseés, eine weite Ebene, die mit Reihenweisen niedrigen Erlen, Weiden und Pappeln bepflanzt, und mit Spatziergängen durchschnitten ist, ohne etwas anderes angenehmes an sich zu haben. Ja sie sind nicht einmal gut zu besuchen, da ihr Boden feucht ist, den die geführten Gräben nicht genug austrocknen können. Zunächst an dieses Feld stößt die Place de la Reine, und an diese die nur durch einen Graben abgesonderte Place de Louis Quinze, die außer einem schmalen gemauerten Gra-

ben,

ben, an der südlichen und westlichen Seite frey, an der östlichen von den Thuillerien, und an der nördlichen von einer prächtigen Façade eines Schlosses, die man ausdrücklich zur Verzierung aufgeführt hat, begränzt ist. Was diesem Platz ein vorzüglich Ansehn verschaft, ist die colossalische Bildsäule Ludwig des Funfzehnten zu Pferd, von Bouchardon aus Erz gegossen. Sie steht auf einem zwey und zwanzig Fuß hohen viereckigten Piedestal, aus weiß mit grauen Adern durchzogenen Marmor, und ruht auf einer Unterlage von zwo Stufen. Der König ist mit Lorbern gekrönt, und trägt einen römischen Habit. Der Statue giebt man sechzehn Fuß Höhe. Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Friede sind an den vier Ecken des Piedestals als vier eherne Statuen angebracht, das zu einem ärgerlichen Epigram Anlaß gegeben hat. An der Ostseite des Piedestals steht:

LVDOVICO XV. OPTIMO PRINCIPI QVOD AD SCELDAM, MOSAM, RHENVM VICTOR, PACEM ARMIS, PACE ET SVORVM EVROPAE FELICITATEM QVAESIVIT.

An

An der Westseite aber:

HOC PIETATIS PVBLICAE MONVMENTVM PRAEFECTVS AEDILES DECREVERVNT A. MDCCXLVIII. POSVERVNT A. MDCCLXIII.

Die übrigen Seiten sind mit einem Basrelief aus Erz belegt, das den Achner Frieden und das Treffen bey Fontenoi durch einen Triumphwagen vorstellt, die ganze Statue aber mit einem eisern Geländer umgeben.

Doch genug hiervon. Der Brief ist fürchterlich lang. Leben Sie wohl.

Ende des Ersten Theils.

Stadtbibliothek Augsburg

H. V.
Grimm (1

K

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Johann Friedrich Karl,

Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland in Briefen an seine Freunde

Bd.: 1

Altenburg (1775)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 684 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253758-8
VD18 90307909